Htt 482 222
3991

Leihbibliothek

deutscher, englischer und französischer Literatur

von

Eduard Ottmann in Gießen,

Schloßgasse Lit. A. Nr. 256.

Leih- und Lesebedingungen.

1. **Offensein der Bibliothek.** Die Bibliothek steht zur Empfangnahme und Rückgabe der Bücher jeden Tag von Morgens 7 Uhr bis Abends 8 Uhr offen.

2. **Lesepreis.** Bei Rückgabe eines geliehenen Buches wird von jedem Tag 5 Pf. bezahlt. Die Zeit eines Tages ist zu 24 Stunden angenommen.

3. **Caution.** Unbekannte Personen müssen, bei Entgegennahme eines Buches, eine dem Werthe desselben entsprechende Summe hinterlegen, welche bei dessen Zurückgabe von mir zurückerstattet wird.

4. **Abonnement.** Dasselbe muß voraus bezahlt werden und beträgt:

für wöchentlich	2 Bücher:	4 Bücher:	6 Bücher:
auf 1 Monat:	1 Mk. — Pf.	1 Mk. 50 Pf.	2 Mk. — Pf.
„ 3 „	2 „ — „	3 „ — „	4 „ — „

5. **Auswärtige Abonnenten** haben für Hin- und Zurücksendung der Bücher auf ihre eigenen Kosten und Gefahr selbst zu sorgen.

6. **Schadenersatz.** Für beschmutzte, zerrissene, verlorene und defecte Bücher (namentlich bei solchen mit Kupfern ꝛc.) muß der Ladenpreis ersetzt werden. — Ist das zerrissene, beschmutzte, verlorene oder defecte Buch ein Theil eines größeren Werkes, so ist der Leser zum Ersatz des Ganzen verpflichtet.

7. **Ausleihezeit.** Dieselbe ist auf 14 Tage festgesetzt und wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß das Weiterverleihen der Bücher nicht stattfinden darf, indem Diejenigen, welche dieselben von mir geliehen, auch dafür zu stehen haben.

Nath

Von

Julia Kavanagh.

Aus dem Englischen übersetzt

von

Dr. Edmund Zoller.

Erstes bis sechstes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1851.

Universitäts-Bibliothek
GIESSEN

Vorrede.

Die eigenthümlichen Beurtheilungen, denen Werke der Phantasie unterworfen sind, machen eine Vorrede nothwendig.

Ich habe bei dem vorliegenden Roman keine andere Absicht, — was ich hiemit ausdrücklich erklärt haben will, — als zwei entgegengesetzte Charaktere zu schildern und so getreu, als es mir nur immer möglich, die Anziehungs- und Abstoßungskraft und den gegenseitigen Einfluß dieser beiden Charaktere zu entwickeln. Ich möchte jedoch daraus nicht schließen lassen, daß keine andre Moral in diesen Blättern enthalten sei; im Gegentheil: doch kann ich nicht gerade sagen, daß ein besonderer moralischer Zweck in meiner Absicht lag. Ist eine Moral nicht auf der breiten Grundlage der Wahr-

heit aufgebaut, so schlägt sie bei Kunstwerken selten anders als zum Uebel aus.

Aus diesem Grunde halte ich es auch für überflüssig, mich zu vertheidigen, daß ich zwei so unvollkommene Charaktere zu meinem Heros und meiner Heroin gewählt. Ich kenne ihre Mängel viel zu gut, um zu glauben, sie werden Gefahr laufen, als Modelle zu gelten oder als die Verkörperungen der Idee moralischer Schönheit angesehen zu werden, welche die Verfasserin in sich trägt.

J. K.

Erstes Kapitel.

„Bringe das Licht herein und sage Mademoiselle Nathalie, daß ich sie augenblicklich zu sprechen verlange."

Mademoiselle Dantin äußerte diese Worte in einem strengen, befehlenden Tone. Ein schüchtern aussehendes Dienstmädchen mit kegelförmiger normannischer Haube und kurzen Röcken von abschreckendem Umfang verschwand, — denn horchen und gehorchen war bei ihr eins — und die alte Schulvorsteherin sank steif in ihren Armstuhl zurück, während sich ihre Stirne runzelte und sie die Arme über die Brust faltete.

Es war ein frostiger, normannischer Abend, beinahe für England kalt genug, und das Zimmer sah bei der hereinbrechenden Dämmerung schon ziemlich dunkel aus. Durch die schmalen Scheiben einer niedrigen Glasthüre drang ein schwacher Lichtschimmer, und man konnte die schattigen Umrisse einiger schlanken Bäume im Garten draußen kaum unterscheiden. So gesehen, ohne Licht oder Feuer, im abendlichen Halbdunkel, mit den weißen Landkarten und den schwarzen Globen, mit den langen düsteren Vorhängen und den steifen geradlehnigen Stühlen, hatte das Zimmer ein sehr unbehagliches Aussehen; aber die welken Züge und das strenge Gesicht von Mademoiselle Dantin machten sie selbst doch wohl zum traurigsten Gegenstande, auf den das Auge fiel.

Sie war mager, runzlich und häßlich; sie besaß weder einen freundlichen Blick, noch war sie in Wirklichkeit

liebenswürdig; an das Lehren und Gebieten gewöhnt, war sie auch in diesem Tone am besten zu Hause; das Lehren bot ihr Gelegenheit, Macht und Autorität zu entwickeln, dabei wohl auch mit guter Manier ihre eignen Ansichten, die mehr ein scharf markirtes, als verschiedenartiges Gepräge trugen, auf andre überzutragen. Zum Unglück hatte sie eine entschiedene Antipathie gegen Kinder und junge Mädchen, so daß bei diesem Kampfe zwischen ihrer Freude an der Aufsicht und ihrer allgemeinen Abneigung gegen die zu Erziehenden — eine Abneigung, die wie gewöhnlich ebenso herzlich erwiedert wurde — Mademoiselle Dantin und ihre Zöglinge kein sehr angenehmes Leben zusammen führten, und wohl auch längst ein Bruch entstanden wäre, hätte eine andre Schule in der Stadt Sainville bestanden.

Sainville — wir können den Leser nicht auffordern, die Karte zur Hand zu nehmen — ist ein stiller kleiner Ort in dem Herzen der Normandie. Diese Provinz ist vielleicht die schönste, jedenfalls der grünste Fleck in dem herrlichen Frankreich. Sie hat viele kleine Hügel, viele schmale Thäler mit glänzenden Flüssen und einen klaren blauen Himmel; überdies besitzt sie malerische alte Städte von schönem und ehrwürdigem Aussehen, mit einem geheimnißvollen, eigenthümlichen Reize für die Phantasie. Finster, einsam, und beinahe misanthropisch aussehend, contrastiren diese stillen Plätze wunderbar mit dem anmuthigen Grün und der lieblichen, ländlichen Schönheit der umgebenden Natur; sie machen den Eindruck von menschenfeindlichen Eremiten, welche sich einen stillen freundlichen Ort ausgesucht, um Buße zu thun. Aber wenn auch ihr hübsches Aussehen das Auge angenehm berührt, und ihr mönchischer Charakter die Phantasie anregt, so sind sie doch kalt und traurig — sie können das Herz nicht gewinnen; wir fühlen, daß ihr Leben in zu langsamem und einförmigem Wellenschlag dahingleitet; wir sehen, staunen, weilen wohl auch einen Augenblick in den

engen, gewundenen Straßen mit den baufälligen hohen Holzhäusern auf beiden Seiten, gehen aber gleichgültig weiter, indem wir fühlen, daß wir ein menschliches Gefängniß hinter uns gelassen.

Sainville war eine dieser kleinen moralischen Inseln; es hatte keinen Verkehr, keinen Handel, kein Leben und war überdies von der großen und geschäftigen Welt durch eine Verschanzung von aristokratischen Schlössern getrennt, welche sich an den umgebenden Abhängen erhoben, oder den Schatten und die Stille der benachbarten Thäler genossen. In diesen luxuriösen Wohnungen war das Leben so heiter und angenehm, als es das Herz nur wünschen mochte, und eine der besten Gesellschaften Frankreichs es nur machen konnte. Bälle, Theater, Conzerte, Fischpartien und Jagdausflüge gaben dem amüsanten Leben dieser privilegirten Besitzer und Gäste der Schlösser stets neuen Reiz. Oftmals machten die Bewohner von Sainville, welche alle zur geringeren Bürgerklasse gehörten, und weder Wohlhabenheit, noch Macht und Talent besaßen, sich über ihren Stand zu erheben, mit der puritanischen Strenge der Ausgeschlossenen, Bemerkungen über die Sünde und Thorheit, welche ihren Sitz in jenen Wohnungen aufgeschlagen, von woher man stets nur die Klänge der Freude und Lust vernahm; und manchmal murrten sie noch lauter, wenn sie beim Erwachen am frühen Morgen eine heitere Cavalcade durch die stillen Straßen reiten hörten.

Diese Ausschließung, welche Mademoiselle Dantin mit ihren Mitbürgern theilte, war ohne Eindruck auf sie geblieben. Sie hatte sich gewöhnt, an nichts zu denken, als an ihre Schule, ihr Eigenthum, ihre zeremoniellen Gewohnheiten, vor Allem an ihre unbefleckte Reinheit und war in diesem Punkte nach und nach etwas streng und reizbar geworden. In diesem Zustande befand sie sich an dem Tage, an welchem unsere Geschichte beginnt. Sonst war dies ein Tag, der sie immer in einem eigenthümlich

guten Humor traf, da es nichts mehr und nichts weniger, als der Tag der jährlichen Preisvertheilung unter die Zöglinge war. Am Morgen dieser wichtigen Zeremonie wurde das Zimmer mit weißen Draperien und grünem Gewinde geschmückt. Mademoiselle Dantin eröffnete die Feierlichkeit, indem sie sich auf eine Art von Thron setzte, der an dem Ende des Zimmers errichtet war, von welchem erhabenen Standpunkte sie mit triumphirender Miene auf die Lockenköpfe und die weißen Kleider der Zöglinge hinabsah, welche in der Mitte des Zimmers in Reihen saßen, während ihre Freunde und Verwandten einen Halbkreis um sie her bildeten. Nach einer kurzen Rede las Mademoiselle Dantin, ein Augenglas in der rechten Hand und ein Papier in der Linken, feierlich und laut die Namen der Zöglinge, welchen sie die Auszeichnung eines Preises zugedacht. Jedes der bezeichneten Mädchen verließ dann den Platz und ging zu einem beweglichen und lebendigen kleinen Mann mit schwarzer Perücke, dem Tanzlehrer, der allein zwischen zwei Tischen saß, von denen der eine mit Büchern, der andere mit Kränzen bedeckt war, empfing aus seiner Hand das ihm bestimmte Buch, und ließ sich den Loorbeerkranz reichen, den er mit Anmuth und Grazie auf den Kopf des Zöglings setzte, während entzückte Väter und Mütter Thränen vergoßen und Mademoiselle Dantin umherblickte, und sich vor Stolz kaum fassen konnte. Wenn die Preise und Kränze zu Ende waren, erhob sich Mademoiselle Dantin und die Gesellschaft trennte sich, während die Kinder nach Hause eilten, wo ihrer ein Festtag harrte. Sobald sich das Zimmer geleert hatte, gab die Vorsteherin sogleich Befehl, die Draperien und Kränze abzunehmen; in einigen Minuten war alles vorbei; das Zimmer war leer, die Wände nackt, und die Schule, statt von dem Gesumme der über ihre Aufgaben schwatzenden Zöglinge erfüllt zu sein, sank in eine tiefe und unnatürliche Stille, die sechs Wochen dauern sollte. Aber wenn auch die Zeremonie in der besten Weise vor sich gegangen, so umwölkte

sich doch der Glanz des Tages durch eine Entdeckung, welche die Seele der Vorsteherin mit Entrüstung und Zorn erfüllte: welcher Art diese Entdeckung war, werden wir später sehen.

Wenige Minuten waren verflossen, seit dem sie in einem Tone, der nichts Gutes prophezeite, den Befehl ertheilt, „Mademoiselle Nathalie" zu rufen, einen Befehl, dessen sich unsere Leser aus den ersten Linien dieses Capitels erinnern werden, als die Thüre des Zimmers, wo sie saß, sich öffnete, und Marianne, die Dienerin, mit einem angezündeten Talglicht in einem alten plattirten Leuchter eintrat, welchen sie auf den Tisch vor ihrer Herrin niedersetzte.

„Nun?" fragte Mademoiselle Dantin mit strengem Tone.

„Mademoiselle Nathalie ist nicht in ihrem Zimmer," war die leise Antwort.

„Nicht in ihrem Zimmer? und weßhalb hat sie ein eigenes Zimmer, wenn sie nicht darin ist?" rief die Vorsteherin mit unterdrückter Leidenschaftlichkeit.

„Vielleicht ist sie hinausgegangen, um etwas frische Luft in dem Garten zu schöpfen," warf Marianne schüchtern ein.

„Doch nicht zu dieser Stunde, Marianne," antwortete majestätisch Mademoiselle Dantin; „nein ich werde es nicht dulden, daß ein Glied meines Institutes, das auch noch in anderer Hinsicht Fehler begeht," fügte sie gefühlvoll hinzu, „gegen meine wohlbekannten Reglements im Garten und zu dieser Stunde spazieren gehe."

„Soll ich gehen und nachsehen, Madame?"

„Nein, Marianne, ich kann das nicht gestatten; dies gestatten, hieße zugeben, daß etwas derartiges überhaupt möglich ist und das will ich nicht; sieh in der Classe nach ihr."

Marianne verließ schweigend das Zimmer, aber die Thüre schloß sich nicht hinter ihr, denn der Kopf und

die Perücke des „Professors", der eine so wichtige Rolle bei der Zeremonie am Morgen gespielt, erschienen plötzlich in der dunklen Oeffnung: er lächelte und nickte Mademoiselle Dantin mit einer Mischung von Vertraulichkeit und Respekt zu und lispelte in einem Tone zaghafter Bitte: „darf ich eintreten?"

„Ja, Monsieur le Chevalier, Sie können eintreten," antwortete die Vorsteherin, indem sie sich halb von ihrem Sitz erhob; ihr Ton war freundlich und etwas weicher als gewöhnlich; ein mattes Lächeln flog über ihr Antlitz. Ermuthigt trat der Chevalier, ein kleiner Mann mit einem hageren, bleichen Gesichte, lebhaften Augen und einer Adlernase, ein Mann in mittleren Jahren mit aufrechter Haltung und elastischem Tritte, in das Zimmer. Er wollte die Thüre mit der ihm eigenen Pünktlichkeit hinter sich in das Schloß legen, als Mademoiselle Dantin ihren Kopf schüttelte und in ermahnendem Tone bemerkte:

„Die Thüre, Monsieur le Chevalier."

„Ach! ja, die Thüre," seufzte er und ließ sie offen.

„Regeln müssen befolgt werden," fuhr die Vorsteherin fort.

„Ja, Regeln müssen befolgt werden," antwortete der Chevalier, einen Schauer unterdrückend, als ihm der Zug in den Nacken kam.

Es galt als Gesetz in dem Institute von Mademoiselle Dantin, daß keine Dame mit einem Herrn sprechen durfte, nicht einmal mit einem Vater oder Bruder, so lange die Thüren geschlossen waren. Die Vorsteherin befolgte dies Gesetz zuerst bei sich selbst, und gehorchte der Regel mit aller Strenge. Die Wahrheit zu sagen, saß sie jedoch immer der Thüre gegenüber, und der männliche Besucher, wer er auch sein mochte, kehrte jener den Rücken, so daß die ganze Härte des Gesetzes sie nicht treffen konnte; doch welcher Mann würde sich beklagen, wenn die weibliche Sittsamkeit auf dem Spiele steht, am wenigsten ein so

treuer Ritter der Damen, wie der Chevalier Théodore de Méranville-Louville.

Nie gab es ein Nonnenkloster ohne einen Rathgeber in männlicher Gestalt, und was ein Beichtvater für eine Aebtissin und ihre edle Schwesterschaft sein mochte, war der Chevalier für Mademoiselle Dantin und ihre schönen Zöglinge. Er war der einzige Patron seines Geschlechtes in dem Institute, denn das salische Gesetz galt noch immer in Bezug auf den Tanzunterricht. Diesem Gesetz hatte sich Mademoiselle Dantin, die, wenn sie gekonnt, das männliche Geschlecht aus Wörterbuch und Grammatik ausgerottet, mit großem Widerwillen unterworfen. Aber das edle Blut des Chevaliers, der obwohl von einer verarmten Familie, ein zuverlässiges Recht auf den edlen Namen in sich trug, den er führte, und sein Titel als Ritter der Ehrenlegion, den er für die Rettung eines Ertrinkenden erhalten, den jedoch manche für eine Belohnung seiner Erfindung eines neuen Pas, des sogenannten Sainville-Pas, hielten, ein Gerücht, das er begünstigte — vor allem aber seine ritterliche Ergebenheit gegen das weibliche Geschlecht, hatte die Antipathie bekämpft und das hartnäckige Herz der Vorsteherin besiegt. Die Frau war dem galanten kleinen Ritter als Frau heilig; er hegte eine platonische und eine universale Neigung zu dem ganzen Geschlechte, und verehrte den Unterrock in seiner frühesten und spätesten Periode: er glaubte weder an kleine Mädchen noch an alte Frauen; er nahm seinen Hut ab vor Mädchen von sechs und kokettirte mit Damen von sechszig Jahren und that beides mit gleicher Grazie. Höflich und freundlich gegen alle, die er „die Engel der Erde" hieß, war der Chevalier gegen sein eigenes Geschlecht ernst und sogar etwas stolz.

Als er den Sitz eingenommen, welchen Mademoiselle Dantin ihm herablassend angewiesen, bemerkte der Chevalier alsbald den finsteren Ausdruck der Züge der schönen Vorsteherin. In einer kurzen, wohlgesetzten Ansprache

drückte er ihr augenblicklich seine Theilnahme an ihrem Schmerz aus, den sie wohl bei der Trennung von ihren geliebten Schülerinnen fühle. Mademoiselle Dantin schüttelte den Kopf.

„Als ob ich mich um die kleinen Coquetten kümmerte," sagte sie beinahe verächtlich.

Der Chevalier blickte sie erstaunt an. „Coquetten?" es gab keine Coquetten in seinem Glaubensbekenntniß.

„Ein ganzes Sortiment frühreifer Coquetten!" fuhr sie fort.

„O, Madame," rief er, seine Hände flehentlich erhebend.

„Und hinterlistige Zieraffen, wie alle Mädchen," fuhr sie fort.

Der Chevalier war bestürzt. Er suchte höflich zu demonstriren und sie daran zu erinnern, „daß wenn die Frauen auch in jedem Alter zarte Blumen seien, sie in ihrer Jugend doch schwache, sehr schwache Rosenknospen genannt werden müßten."

„Nun denn, eine dieser Rosenknospen soll gebrochen werden," versetzte Mademoiselle Dantin, so finster und kalt drein blickend, als ein winterlicher Frost.

Sie läutete, während sie sprach und Marianne erschien augenblicklich.

„Wird Mademoiselle Nathalie kommen oder nicht?" fragte die Vorsteherin.

„Ja, Madame, sie sagt, sie werde sogleich kommen."

„Bitte, wo fandest du sie?"

Das Mädchen zögerte.

„Im Garten, lesend," antwortete sie endlich.

Mademoiselle Dantin erhob sich.

„Chevalier," sagte sie feierlich, „ich habe meine Pflicht zu erfüllen, einen Akt der Gerechtigkeit und Autorität zu vollziehen. Ich muß allein sein."

Der Chevalier erhob sich, sah bange um sich, zog sich jedoch, ohne weiter zu fragen, auf den Fußspitzen zurück.

Er wußte, daß Mademoiselle Dantin stets im Geheimen Gerechtigkeit pflegte, und mit einer Feierlichkeit, die sie, wie das Vehmgericht, für den Uneingeweihten nur um so schrecklicher machte.

„Was hat unsere hübsche Blume aus dem Süden gethan?" fragte er poetisch, als Marianne die Thüre schloß und ihm folgte; aber das Mädchen schüttelte statt jeder Antwort den Kopf und schien selbst sehr bestürzt.

Sobald sie allein war, trat Mademoiselle Dantin an die Glasthüre, welche in den Garten führte und blieb einige Secunden dort stehen, indem sie mit aufmerksamen Blicken durch die schmalen Scheiben sah. Es lag ein seltsames Lächeln auf ihrem Gesichte, als sie zurücktrat und sich wieder in ihren Sessel setzte. Kaum hatte sie das gethan, als sich die Glasthüre öffnete. Die Vorsteherin hörte es wohl, blickte jedoch nicht auf, ein leichter Tritt ließ sich vernehmen, sie blieb aber bewegungslos und ihr Auge, das noch immer zu Boden blickte, verlor seinen zornigen Ausdruck nicht. Der Schuldige mußte den Blick des Richters suchen, nicht der Richter den des Schuldigen. Mademoiselle Dantin war eine ächte Normannin, prozeßsüchtig und in der Gesetzeskunde wohl bewandert. Neben den Gesetzen, die sie Andern ohne Erbarmen auferlegte, hatte sie gewisse Gesetze für ihren eigenen Gebrauch, denen sie strenge gehorchte; eine dieser Regeln war, allen Dingen, die sie that, einen richterlichen Anstrich zu geben.

„Wünschten sie mich zu sprechen, Madame?" fragte eine klare, sanfte Stimme an ihrer Seite.

Die Vorsteherin antwortete nicht, sondern erhob langsam den Kopf und wandte ihn mit einem strengen Blick nach der Seite, von wo die Stimme gekommen war. Ein schönes, schlankes Mädchen von siebenzehn oder achtzehn Jahren, in einem sehr einfachen schwarzen Anzuge, mit schwarzen Haaren, schwarzen Augen und lebhaften Gesichtszügen von südlichem Ebenmaaße stand an ihrer Seite.

Es war Nathalie Montolieu, Haupt- und einzige Lehrerin in dem Institute der Mademoiselle Dantin.

Sie war kaum etwas über die mittlere weibliche Größe, aber leicht und gerade gebaut. Offenheit und ungezwungene Anmuth sprachen aus ihren Blicken, ihrer Haltung, ihrem Benehmen, — in diesem Augenblicke namentlich, während sie ruhig neben dem Armstuhl der alten Vorsteherin stand. Als sie sich leicht herabbeugte, um die Antwort von Mademoiselle Dantin zu hören, mit einer Miene, die zu ungezwungen war, um würdevoll geheißen zu werden, in welcher jedoch der lebhafte ungeduldige Stolz der Jugend lag, verlieh das Licht, welches in seiner ganzen Fülle auf sie strömte und Alles hinter ihr im Dunkeln ließ, dem feinen Profil einen lebhaften und klaren Ausdruck, der durch den schattigen Hintergrund des schlecht beleuchteten Zimmers noch erhöht wurde. Die offne und poetische Stirne, mit dem wogenden hinten geflochtenen Haar; die schwarzen und trotz all ihres Feuers sanften Augen; die kurze Oberlippe und das gewölbte Kinn bezeichneten sie als eine Tochter des sonnigen Süden; und die angeborne Grazie des halb abgewandten Kopfes und der lauschenden Haltung würde das Auge eines Bildhauers entzückt haben, aber sie besaß nicht die ruhende Schönheit einer kalten Kunst; sie erhielt das Licht von Innen, das für ein Gesicht ist, was die Flamme für die Alabaster-Lampe, in welcher sie brennt; der warme Strahl, welcher die Schönheit nicht schafft, sondern nur enthüllt. Und in ihr schien der Strahl, nach dem wechselvollen Ausdrucke ihrer beweglichen Gesichtszüge, so farbenreich als klar zu sein. Sie besaß nicht die sanfte und beinahe göttliche Ruhe vollkommener Anmuth. Ihre Schönheit entzückte, weil sie so ächt menschlich war und die ganze Frische der Jugend mit der geistigen Wärme der reifenden Jahre verband. Sie war weder ewig heiter, noch engelgleich, sondern glühend und lebendig, nicht ideal und doch hoch poetisch.

Wirklich, wer sie so dastehen sah, mit der geistvollen Stirne und den gewölbten Augenbraunen, wer dem zarten und doch furchtlosen Blicke, der nur selten von perlenden Augenlidern umschleiert war, begegnete, wer die Beweglichkeit beobachtete, aus der Muth und ein leicht erregbares Temperament sprach, wer sein Auge auf den reizend gemeißelten Gesichtszügen, und dem schelmischen Lächeln der gewölbten und halbgeöffneten Lippen ruhen ließ, jenen Lippen, welche die südliche Abneigung gegen das Schweigen gleich lebhaft, wie die Offenheit, die Ungeduld, die Neigung zu guthmüthigem Scherz und den edeln Stolz ausdrückten, wer all dies sah, mußte in ihr eines jener Wesen erkennen, in welchem sich die stärksten und schwächsten Attribute einer sinnigen und energischen weiblichen Natur vereinigten; von der Frische, Leidenschaftlichkeit und Wärme des Herzens bis zur Caprice und Unbeständigkeit des Temperamentes, die das Leben so wechselvoll machen, als ein Apriltag.

„Wünschten Sie mit mir zu sprechen?" fragte sie wieder in einem etwas lebhafteren und ungeduldigeren Tone, welcher die Fülle ihres südlichen Organes und den raschen Accent desselben noch auffallender machte.

Sie blickte etwas ungeduldig auf die Sitzende herab, während sie sprach, und das Leben und die warme Färbung ihres ganzen Gesichtes contrastirte wunderbar mit dem steinernen Blicke und den blassen, strengen Zügen von Mademoiselle Dantin.

„Ich wünschte mit Ihnen zu sprechen; ich sandte aus diesem Grunde nach Ihnen und Sie werden wissen, weßhalb," antwortete die Vorsteherin, in dem langen, nasalen, schleppenden Tone der Normandie; „aber zuerst möchte ich fragen, warum Sie gegen mein ausdrückliches Gebot zu so später Stunde im Garten draußen waren?"

„Ich glaubte nicht, daß sich die Gebote auch auf Festtage bezögen," antwortete ruhig das junge Mädchen.

„Dann bitte ich Sie, sich zu merken, daß dies allerdings der Fall ist."

Ein Ausdruck tiefer Unzufriedenheit überflog die Züge Nathaliens, aber sie unterdrückte ihn und sagte nur: „Sehr wohl, Madame."

„Wirklich," fuhr Mademoiselle fort, „es erscheint mir höchst seltsam, daß Sie den Garten um diese Stunde besuchen mögen, und ich wäre geneigt, meine Bemerkungen in dieser Rücksicht zu machen, wenn ich mich nicht erinnerte, daß Sie als Provençalin, das heißt, als eine Bewohnerin jener südlichen Thäler von Frankreich, die niemals große Stücke auf weibliche Sittenreinheit gehalten, auf Nachsicht Anspruch haben."

Ein sprühender Funke strömte aus dem schwarzen Auge der Südländerin, aber die Vorsteherin gab nicht darauf Acht, und fuhr in demselben zeremoniellen richterlichen Tone fort:

„Darf ich fragen, was Sie zu so später Stunde noch im Garten thaten?"

„Ich las."

„Einen verderblichen Roman vielleicht? muß ich Ihnen immer sagen, daß es gefährlich und unpassend ist, Ihre Phantasie mit Absurditäten zu füllen, wie sie in derartigen Werken an der Tagesordnung sind? muß ich Ihnen immer und immer wieder sagen, daß kein Charakter so lächerlich ist, als der einer romantischen jungen Dame."

„Romantisch?" wiederholte Nathalie mit einer Bewegung der Ungeduld; „und was ist denn in meiner Lage absonderlich Romantisches, Madame. Die Wirklichkeiten meines Lebens sind hinreichend prosaisch, um alles Romantische daraus zu vertreiben."

„Wahr. Auch sind Sie zu einsichtsvoll, zu klug. Wollen Sie mir jedoch gefälligst den Namen des Buches nennen?"

„Es war ein sehr harmloses Buch."

„War es eine Dichtung?"

„Allerdings, aber eine unschuldige."

„Aus welchem Grunde versteckten Sie sie denn in Ihrer Tasche, ehe Sie eintraten?" sagte die Vorsteherin, ihre dünnen Lippen zu einem ironischen Lächeln öffnend und mit triumphirender Miene ihren mageren Hals vorstreckend.

Nathalie warf ihr einen lebhaften Blick zu, senkte die Augen und lächelte etwas verschämt.

„Ich versichere Sie, Madame," versetzte sie leise, „daß das Buch ein sehr harmloses Ding ist, jedoch sehr interessant, denn der Charakter des Helden, obwol etwas ernst, ist originell und anziehend. Ich gestehe, ich liebe ihn; die ganze Geschichte ist, ohne Zweifel, melodramatisch, aber . . . ."

„Wo bekamen Sie es?" unterbrach Mademoiselle Dantin, mit einem Tone und einer Sprache, die etwas überraschend Stechendes hatten, eine Art und Weise zu inquiriren, die sie für infallibel hielt.

„Ich fand es im Garten, wo es von einem der Zöglinge liegen gelassen worden sein muß," antwortete ruhig das junge Mädchen.

„Einem der Zöglinge? Gott im Himmel! Und das geht Alles trotz meiner Wachsamkeit vor? Geben Sie mir das Buch, Mademoiselle Montolieu; geben Sie mir das Buch," wiederholte sie mit einer gewissen verzweifelten Ruhe, die zu sagen schien, daß sie es erhalten werde, was es auch kosten möchte.

Nathalie lächelte wieder, dießmal aber verächtlich, doch holte sie das Buch hervor und legte es auf den Tisch. Mademoiselle Dantin nahm die Schrift, zog das Licht etwas näher herbei, blickte auf den Titel und warf der jungen Lehrerin, während sie das Buch niederlegte, einen Blick mißbilligender Unzufriedenheit zu.

Die gefährliche Dichtung war eine Sammlung von romantischen Feeengeschichten. Nathallens Gesicht strahlte vor Schadenfreude, als sie dem erbitterten Blicke von Mademoiselle Dantin begegnete; aber die Vorsteherin

sammelte sich rasch wieder und bemerkte in scharfem Tone:

„Ich wundere mich, Mademoiselle Montolieu, daß Sie beständig Ihre Zeit mit solch' thörichter Lektüre verlieren."

„Ich bekam das Buch zufällig. Ich fiel auf eine Geschichte, die, ich gesteh's, mich interessirte. Der Hauptcharakter, obwohl dunkel, ist nicht ohne eine geheimnißvolle Anziehungskraft."

„Mademoiselle Montolieu," fragte die Vorsteherin mit einem Tone des Erstaunens, „glauben Sie, daß ich Sie hierherrufen ließ, um Ihre Ansicht über eine Feeengeschichte zu vernehmen? Sie haben sich der seltsamsten Absurditäten schuldig gemacht! Ich will annehmen, daß die Mädchen im Süden so kopfloses und unnöthiges Zeug schwatzen. Erinnern Sie sich jedoch, daß dies in der Normandie nicht Gebrauch ist. Ich bitte Sie deßhalb, wenn es irgend möglich, Ihre südliche Lebhaftigkeit für einige Augenblicke zu zügeln. Erinnern Sie sich gefälligst der Bedingungen, unter welchen Sie vor drei Jahren in dieses Haus eintraten."

„Ich erinnere mich. Ich sollte Französisch, Musik und Geographie lehren."

„Ich spreche nicht davon."

„Geschichte, Arithmetik u. s. w. für die Summe von jährlichen dreihundert Franken."

„Mademoiselle Montolieu, Sie mißverstehen mich absichtlich."

„Tisch und Wohnung mit eingeschlossen."

„Mademoiselle Montolieu?" rief die Vorsteherin, ihre Arme faltend, „wollen Sie die Güte haben, zu schweigen?"

Nathalie sah unschuldig in die Welt hinein, ein flüchtiges Lächeln spielte jedoch um ihre Mundwinkel.

„Wenn ich sprach, Madame," antwortete sie gefaßt,

„so geschah es nur, weil Sie fragten, ob ich mich der Bedingungen erinnerte."

„Ich spielte auf moralische Bedingungen an, nicht auf diese armseligen Bedingungen — Geld, Wohnung und Tisch, an die Sie beständig denken."

„Und doch, Madame, behaupten Sie, ich sei romantisch."

„Der sittliche Theil unseres Vertrags, welcher bei Ihrem Eintritte in dieses Haus vor drei Jahren geschlossen wurde," fuhr Mademoiselle Dantin fort, ohne der letzten Bemerkung der jungen Lehrerin Aufmerksamkeit zu schenken, und ihre Augen schließend, um mit mehr Effekt zu sprechen, — „dieser wichtigere Theil betraf den Anstand, die moralische Unbeflecktheit und Reinheit des Charakters —"

„Ich denke besser zu thun, wenn ich mir einen Sitz nehme, um Sie anzuhören," bemerkte Nathalie ruhig, indem sie sich setzte, um die volle Wohlthat des ehrfurchterweckenden Blickes der Vorsteherin zu genießen, der unverwandt auf ihr ruhte. Aber das junge Mädchen sah, den Ellbogen auf den Tisch gestützt und das Kinn in der linken Hand ruhen lassend, die ernste Herrin nicht gerade keck, doch gefaßt an. Ihr sonst so ausdrucksvoller Blick war es in diesem Augenblicke doppelt; er sagte mit deutlichen Worten: „Ich wurde wegen eines Zankes hereingerufen, ich weiß es, ich bin daran gewöhnt; ich suchte ihm auszuweichen, da es jedoch unmöglich ist, so mag die Sache ihren Verlauf nehmen; ich bin bereit."

Mademoiselle Dantin ergriff das Wort wieder:

„Der moralische Theil oder die moralische Series der Bedingungen — ich halte Theil für einen ebenso correcten Ausdruck, gebrauche jedoch „Series" um der Klarheit willen, — die Series der moralischen Bedingungen betraf die Sittenreinheit, den Anstand und die weibliche Zurückhaltung in Ihrem Benehmen."

„Worin habe ich gefehlt?“ fragte Nathalie so heftig und stürmisch, daß es schien, als ob die Geduld nicht zu ihren Vorzügen gehörte.

„Strenge weibliche Reinheit und Bescheidenheit,“ fuhr die Vorsteherin fort, „sollten Ihre Haupteigenschaften sein .... ohne Züchtigkeit —.“

Eine Röthe überflog die Stirne Nathaliens; ihre Stimme zitterte, während sie sprach:

„Ihre Andeutungen werden beleidigend, Madame, nehmen Sie sich in Acht!“

„Wenn Sie sich herbeigelassen, mich bis zu Ende zu hören,“ sagte Mademoiselle Dantin, mit aufreizender Kälte, „so wäre kein Grund für diesen unweiblichen Ausbruch der Leidenschaft vorhanden gewesen. Und dies erinnert mich an eine andere Bemerkung, welche ich Ihnen machen wollte: Sie sind in der Normandie, nicht in der Provence; ich bitte Sie, daran zu denken. Sie müssen diese rasche und heftige Art zu sprechen, mäßigen; etwas leiser reden, auch weniger lachen, und Ihr südliches Blut und Temperament mehr in Ihre Gewalt zu bekommen suchen. Was in Ihrer Heimath vielleicht als angenehme Lebhaftigkeit galt, ist hier unweiblich und abstoßend.“

Nathalie betrachtete sie ruhig.

„Sie sprachen von Züchtigkeit,“ sagte sie in einem Tone, der selbst für den phlegmatischsten Normanen ruhig genug gewesen wäre.

„Allerdings, und wenn Sie die Güte haben wollen, mich nicht zu unterbrechen, so werde ich Ihnen eine Definition von dieser Tugend geben. Züchtigkeit ist nach meiner Ansicht die strenge Bewachung der Blicke und des Betragens gegenüber von Personen des andern Geschlechts, wie man sie von einer Frau von Grundsätzen erwarten kann. In dieser Beziehung haben Sie gefehlt.“

„Wie so?“ fragte Nathalie, deren Stimme bereits etwas von ihrer Ruhe verloren hatte.

„Mademoiselle Montolieu," bemerkte die Vorsteherin kalt, „ich habe gebeten; jetzt ersuche ich Sie dringend, mich nicht zu unterbrechen. Ich werde Ihnen sagen, wie sie gefehlt haben: Sie sind eitel; Sie halten sich für hübsch; Sie kokettiren mit jedem Manne, dem Sie begegnen, so gut Sie können. O! Sie brauchen mir diesen Basiliskenblick nicht zuzuwerfen: es ist so. Ihr verlockendes Benehmen nach einer gewissen Seite hin ist mir nicht entgangen. Wenn Sie bloß ehrgeizig wären, würde ich nicht daran denken; aber die Unsittlichkeit der Sache empört mich.

„Um des Himmels willen, Madame," rief Nathalie mit unbezwinglicher Ungeduld ihren Fuß auf den Boden stampfend, „haben Sie die Güte, mir doch endlich das Verbrechen zu sagen, auf das Sie schon so lange hinzielen."

„Mademoiselle Montolieu," sagte vorwurfsvoll die Vorsteherin, „haben Sie wirklich keine Idee von einem edeln weiblichen Betragen, welches die Manifestation jeder inneren Bewegung unterdrückt? Wenn Sie sich nur erinnern wollten, daß auch der heftigste Streit wie eine logische Discussion geführt werden kann: wenn Sie statt in dieser leidenschaftlichen Weise zu sprechen, mir gesagt hätten: „Wollen Sie so gut sein, Madame, und zur Sache kommen?" oder etwas der Art. Mademoiselle Montolieu," fügte sie gefühlvoll hinzu, „es gibt in Allem eine Form, aber Ihr Mangel an Form wird mir das Herz brechen."

Sie sah im höchsten Maaße unglücklich aus. Wenn sie auch Nathalie, die junge Lehrerin, quälte, so quälte diese sie sicherlich eben so sehr. Sie waren Gegensätze durch Natur, Temperament und Geburt; sie kämpften den alten Kampf der nordischen und südlichen Race, einen Kampf, der Jahrhunderte lang gedauert und und noch Jahrhunderte lang dauern wird. Die Vorsteherin behielt die Lehrerin, weil sie voll Geist und Talent war und von den Zöglingen ungemein geliebt wurde;

die Lehrerin blieb, weil sie arm war und einer Heimath bedurfte. Die Disciplin von Fräulein Dantin hatte die Lebhaftigkeit ihres Geistes und Temperaments nicht zügeln können; sie war noch immer das heitre, ja feurige provencalische Mädchen, mit all' der Glut und Energie ihrer Race. Aber mochte sie auch andern wie die Schönheit eines wilden Landes erscheinen,

Das Herz auf ihren Lippen, die Seele in den Augen,
Sanft wie der Heimath Lüfte und sonnig wie ihr Himmel,

die unglückliche Vorsteherin, welche sich wie die Erzieherin eines jungen und halbwilden Kindes erschien, erklärte sie stets für eine stolze, leidenschaftliche, rachsüchtige Südländerin, die niemals lernen werde, was es für ein Ding um die Schönheit weiblicher Sittenreinheit sei.

Nach einer verstimmten Pause bemerkte sie kurz:

„Darf ich Sie fragen, wie lange Sie mit unserm Nachbar bekannt sind?"

„Welchem Nachbar?" fragte Nathalie mit sichtlichem Erstaunen.

„Unserem nächsten Nachbar. Ich frage Sie, wie lange Sie mit ihm bekannt sind?"

„Ich sah ihn in einiger Entfernung, habe jedoch nie mit ihm gesprochen. Ihre Frage kömmt mir höchst seltsam vor."

„Keineswegs. Wollen Sie die Güte haben und mir frei und offen sagen, was sie von unserm Nachbar wissen?"

Nathalie schien über diese Hartnäckigkeit aufs Aeußerste gereizt, sie nahm sich jedoch zusammen und antwortete:

„Ich weiß nichts von Herrn von Sainville, als daß er, wie Sie sagen, unser nächster Thürnachbar ist — ein Edelmann von alter Familie und großem Reichthum. Ich sah ihn ein oder zwei Mal aus der Entfernung und

würde ihn vielleicht nicht wieder erkennen; ich kümmere mich nichts um ihn, und verachte Ihre Anspielungen."

Ihr Gesicht wurde roth, während sie sprach.

„Sie verachtet meine Anspielungen?" rief die Vorsteherin wegwerfend; „verachtet, welche Anspielungen?" fügte sie ruhig hinzu. „Ich erinnere mich nicht, irgend welche in Beziehung auf Herrn von Sainville gemacht zu haben."

Nathalie drehte sich herum, um sie besser zu sehen.

„Wen beschuldigen Sie mich," sagte sie plötzlich, „durch die Kunst meiner Verführung in mein Netz gelockt zu haben?"

„Ihre Verführungskunst?" wiederholte Mademoiselle Dantin verächtlich, als sie das stolze Bäumen der Lippen bemerkte, welches diese Worte begleitet hatte; „ich beschuldige Sie keiner solchen Verführung des Herrn von Sainville, auf die Sie ohne zu erröthen anspielen können — er ist ein zu ernster, erfahrener Mann, auf den kindische Reize oder List keinen Eindruck machen können. Ich spielte nicht auf ihn an, obgleich Sie dies natürlich nicht wußten, sondern auf seinen Neffen, Herrn Charles Marceau."

„O, seinen Neffen!" wiederholte Nathalie leise.

„Ja, aber Sie kennen ihn natürlich auch nicht; Sie haben ihn natürlich nie gesehen und begegnet, obwohl er unser Thürnachbar ist; natürlich verweilen Sie Abends auch nicht in dem Garten, um von ihm gesehen und bewundert zu werden, o, nein!"

„Ich war nicht darauf gefaßt," antwortete Nathalie ironisch, „meinen Abendspaziergängen solche Deutung geben zu sehen; lassen Sie sichs jedoch zum Troste gereichen, zu wissen, daß die Gartenmauer in jeder Hinsicht hoch genug ist, um Herrn Charles Marceau zu schützen."

„Sie brauchen das nicht mit solch' triumphirendem Blicke zu sagen," entgegnete die Vorsteherin höchst erbittert; „Ihre Schönheit ist durchaus nicht so gefähr-

lich; und was die Gartenmauer betrifft, so ist ihre Höhe von keiner Bedeutung, wenn Diener gewonnen werden können, welche Botschaften und Briefe bringen."

„Madame," sagte Nathalie leise, „ich bin von Natur nicht geduldig; ich glaube, Sie wissen das; ich sage Ihnen deßhalb, daß ich in gewissen Punkten, und dies ist einer von ihnen, nicht geduldig sein werde. Ich verlange, daß Sie das, was Sie gesagt, wieder zurücknehmen, oder mir den Beweis von der Wahrheit geben."

Sie sprach in einem zurückhaltenden Tone, aber mit mehr wirklichem Aerger und Stolz, als sie bisher entwickelt hatte.

„Beweis," antwortete Mademoiselle Dantin mit einem Lächeln halbgewonnenen Sieges; „bitte, was nennen Sie dies?"

Sie zog einen Brief aus der Tasche, während sie sprach, legte ihn auf den Tisch vor Nathalien und deutete mit dem Zeigfinger ihrer rechten Hand darauf, wie Jemand, der einen Theatercoup lange vorbereitet hat, und seinen Werth wohl kennt.

Nathalie sah sie erstaunt an, nahm den Brief und las ihn, ohne sichtliche Bewegung.

„Nun," sagte sie, ihn kalt wieder niederlegend, „was soll es mit diesem Briefe, Madame?"

Mademoiselle Dantin schlug die Hände zusammen, blickte zum Himmel auf und schüttelte den Kopf.

„Zunächst," sagte sie mit verzweifelter Ruhe, „zunächst werden Sie mir erklären, mit welchem Rechte Sie solche Briefe empfangen. Oder vielleicht thue ich Ihnen Unrecht, vielleicht sehen Sie die Unsittlichkeit nicht ein, weil Ihre Unschuld solche Dinge gar nicht versteht. Armes, kleines Ding! sie liest Feengeschichten in dem Garten."

Nathalie sah sie mit festem, klarem Blicke an.

„Meine Unschuld," sagte sie mit äußerster Ruhe, „ist durch etwas weit Mächtigeres als meine Unwissenheit ge-

schützt. Ich werde mich nicht stellen, als verstünde ich nicht, was so klar, wie der Tag ist. Von Angesicht kenne ich allerdings die Person, welche diesen Brief geschrieben: es ist der Neffe unseres stolzen Nachbars. Ich begegnete ihm nicht einmal, sondern oftmals. Er folgte mir, wenn ich meine Schwester in Sainville zu besuchen ging, und stand in der Ferne, wenn ich die Zöglinge auf dem Weg nach Marmont spazieren führte: wenn ich im Garten dieses Hauses war, befand er sich gewöhnlich auf der Terrasse in seines Oheims Garten, welche einen Ueberblick über den unseren gewährt. Ich gestehe, ich habe meine Besuche in Sainville nicht eingestellt, und ging, durch die Gegenwart von zwanzig Personen beschützt, nach wie vor spazieren. Ich besuchte, wie sonst, den Garten, der mich durch seine hohe Mauer in keine Gefahr kommen ließ. Und jetzt, Madame, kennen Sie die Avancen, die ich Herrn Charles Marceau machte, der, nachdem er mich mit unverschämten Aufmerksamkeiten beehrte, mich nun mit einer noch unverschämteren Erklärung seiner — ich muß es Liebe nennen, belästigte."

„Bei deren Empfang, wie ich voraussetze, Sie sich sehr beleidigt fühlten," spöttelte Mademoiselle Dantin.

„Es wäre doch wohl sehr anmaßend von mir, mich durch irgend etwas beleidigt zu fühlen," antwortete Nathalie mit einiger Bitterkeit, „aber davon ist nicht die Rede. Als ich Beweise verlangte, brachten Sie diesen Brief. Nun sagen Sie: „als Sie ihn erhielten," ich bitte Sie sich zu erinnern, daß ich ihn zuerst aus Ihren Händen empfing."

„Ich fand ihn in Ihrem Zimmer, in Ihrer Commode," sagte die Vorsteherin streng.

„Ich bitte," fragte Nathalie ärgerlich aufblickend, „was führte Sie in mein Zimmer, was bewog Sie, meine Commode zu öffnen?"

Einen Augenblick schien Mademoiselle Dantin bestürzt, aber nur einen Augenblick.

„Es war meine Pflicht," antwortete sie keck, „ich vermuthete, ich wußte, daß es dort nicht rein sei."

„Aber der Brief war gesiegelt; Sie erbrachen das Siegel und beschuldigen mich nun, ihn zuerst gelesen zu haben. Ich will nicht sagen, daß ich ihn nicht gelesen hätte, aber ich würde die Sache Ihnen mitgetheilt haben, um mich über die unverschämte Dienerin zu beklagen, welche die Botin dieses eiteln und anmaßenden jungen Mannes geworden."

„Auch zugegeben, daß Sie diesen Brief nicht gelesen haben," begann die Vorsteherin unerschütterlich von Neuem, „so ist es doch sehr unpassend, ihn empfangen zu haben. Etwas Derartiges ist nie zuvor in meinem Institute geschehen. Dieser Brief würde an ein streng sittsames Mädchen niemals gerichtet worden sein. So schlecht die Männer sind, thun sie doch nichts, wenn sie nicht aufgemuntert werden. Aber es gibt listige, ränkevolle Wesen, welche stets bereit sind, jeden unerfahrenen jungen Mann von Vermögen und Familie in ihr Netz zu ziehen. Ich bin es dem guten Rufe meines Hauses schuldig, keine solche Personen darin zu dulden. Ich will das Vergangene mit dem Schleier der Vergessenheit bedecken," fügte sie mit einer großmüthigen Senkung des Kopfes hinzu, „jedoch unter der ausdrücklichen und wohlverstandenen Bedingung, daß gewisse Personen, deren Namen ich nicht nennen werde, von nun an sich jener Sittenreinheit und Zurückhaltung befleißigen, welche ihr Geschlecht auszeichnet. Würde diese zeitige Ermahnung des Erfolgs ermangeln, so müßte eine unehrenvolle Entlassung die unausbleibliche Folge sein. Diese Bemerkungen wollte ich Ihnen mittheilen, Mademoiselle Montolieu. Und nun habe ich einige Rechnungen zu ordnen. Sie können deßhalb gehen."

Nathalie erhob sich, ihre schlanke Gestalt richtete sich auf, ihre Wangen färbten sich vor Schaam, und wurden wieder blaß vor Aerger; ihre schwarzen Augen öffneten sich weit und leuchteten stolz; ihre Lippen bäumten sich

vor Verachtung; Zorn lag in ihrer Haltung, ihrem Tone, ihrem Blicke, als sie sprach.

„Madame," sagte sie mit der leidenschaftlichen Heftigkeit, die ihr angeboren war, und der sie jetzt nicht länger Gewalt anthat, „ich habe drei Jahre unter Ihrem Dache gewohnt; ich wurde während dieser Zeit über die Kräfte eines Menschen angestrengt, — wurde täglich beleidigt und gekränkt. Niemals jedoch wagten Sie so weit zu gehen, als heute. Ich verachte Ihre Beschuldigungen: sie sind falsch, niedrig; Sie wissen wohl, daß sie erfunden, und Sie wagen es dennoch, meinen Namen zu beschimpfen; so wissen Sie denn, daß ich, streng auf meine Sittenreinheit haltend, Ihrer Macht und Ihrer selbst spotte."

Es entstand eine tiefe Stille. Mademoiselle Dantin wechselte die Farbe, und wurde statt blaß gelb; dann biß sie sich in die Lippen und sagte mit zitternder Stimme:

„Mademoiselle, nach diesen insolenten Worten werde ich Ihnen wohl nicht zu sagen haben, daß Sie nicht mehr meinem Institute angehören können. In einem Monate verlassen Sie dasselbe."

Nathalie beugte stolz den Kopf, als Zeichen der Zustimmung, wandte sich ab und ging, indem sie die Glasthüre öffnete, in den Garten, gefolgt von dem entrüsteten und beobachtenden Blicke der Vorsteherin.

Zweites Kapitel.

Der Abend, obwohl etwas kühl, war klar. Der Mond war im Osten aufgegangen und sein sanftes Licht fiel auf den kleinen Garten. Eine große Buche breitete

ihre dunkeln, aber reizenden Zweige im Schatten aus, während ihr silberner Wipfel und die äußersten Aststpitzen sich in dem zitternden Strahl des Mondlichtes badeten. Darüber hob sich eine Gruppe schlanker Pappeln scharf und dunkel von dem wolkenlosen Himmel ab und warf die lange Linie ihrer wogenden Schatten auf den grünen Rasen, der jetzt in ein blasses Grau gehüllt war.

Nathalie war ohne Kopfbedeckung und leicht gekleidet, aber sie achtete den kalten und scharfen Luftzug nicht, der ihre fiebernde Stirne umfächelte. Sie war in den Garten getreten, weil es der nächste Ort war, wohin sie vor Mademoiselle Dantin flüchten konnte; sie blieb darin trotz des feinen Nebels, der aus jeder Baumgruppe und jedem Gesträuche aufstieg, und trotz des herabfallenden Thaues, der das Gras zu ihren Füßen dampfen machte. Sie ging weiter ohne zu wissen, wohin, ihre Wange glühte noch, ihr heißes Blut wallte heftiger und rascher denn gewöhnlich, ihr ganzes Wesen war von tiefer Entrüstung erschüttert und aufgeregt. In ihrem Geiste kreuzten sich die heftigsten Gedanken und Gefühle. Das Gefühl der Freiheit und des gewonnenen Sieges herrschte vor. Sie verlor sich in einer Art von Träumerei, gefühllos für Alles, was um sie her vorging, unendlich glücklich durch die theuer erkaufte Unabhängigkeit. Sie hielt inne, als sie am Ende des Gartens war, und dieses einfache physische Hinderniß dämpfte plötzlich ihr stolzes Gefühl. Sie wandte sich um und ging langsam und ernst zurück. Eine hölzerne Bank stand in dem tiefen Schatten der Buche, sie blieb einen Augenblick bewegungslos und gedankenvoll neben ihr stehen und setzte sich endlich nieder, selbstvergessen vor sich hinstarrend.

Der Garten der Mademoiselle Dantin war nur ein Grasboden, der sich hinter dem niederen und weiß angestrichenen Schulhause ausdehnte. Das Sprechzimmer, das Nathalie verlassen, sah ziemlich dunkel aus und ein einsames Licht brannte oben in dem Schlafzimmer der

Zöglinge, denn auch in den Ferien blieben einige zurück. Sie beobachtete gleichgültig ihre Schatten, welche sich hinter den Vorhängen hin und herbewegten, bis das Licht plötzlich ausgelöscht wurde und das ganze Gebäude in tiefes Dunkel sank. In einiger Entfernung und auf einer kleinen Anhöhe stand das Schloß Sainville, ein grauer, mit Thürmen versehener, gebieterisch aussehender Pallast, in tiefer Ruhe zwischen einer dunkeln Masse von Föhren und Immergrün, über welches der Mond ein mildes und blasses Licht aus der trüben, blauen Wolke ergoß.

Das Schloß war jedoch keineswegs ein großes Gebäude. Obwohl auf beiden Seiten Thürme mit kegelförmigen Schieferdächern standen, wie wir sie so häufig in der Normandie finden, so war das Schloß doch nie ein befestigter Platz gewesen. Das leichte und schöne Portal, die mit Ornamenten geschmückte Façade gehörte dem Rennaissancestyl an und zeigte, was das Gebäude wirklich war — eine elegante luxuriöse Wohnung, nicht mehr. Wenn auch das Schloß die Phantasie des Betrachtenden nicht in jene Zeiten zurückführte, in welchen stolze Barone sich hinter ihren festen Mauern verschanzten, so besaß es dafür einen Reiz und eine Pracht, den ihm seine jetzigen Bewohner verliehen. An die Tage des heiteren und ritterlichen Franz I. erinnerten lebhaft jene leichten und feingemeiselten Balkone, mit den gepflasterten Höfen und den marmornen Vasen, mit den weiten Lichtungen, den Gartenterrassen und den herrlichen Alleen. Es war ein Wohnsitz, wie ihn der königliche Liebhaber in einer zärtlichen Stimmung der Diana von Poitiers geschenkt hätte, ein reizender Platz für die Hoffeste einer durch ihren Luxus, ihre Pracht und üppige Kunst berühmten Periode. Das Schloß war wirklich unter der Regierung dieses heiteren Fürsten von einem Sire de Sainville erbaut worden, dessen Wappen mit dem Motto „ung seul desir“ überall an dem Gebäude angebracht war. Dieser einzige Wunsch sollte nach einigen der Besitz eines gewissen schönen Fräuleins gewesen sein,

andere versicherten, es sei damit die Beharrlichkeit des Blutes der Sainville und die Erhaltung der Willensfestigkeit des Stammes gemeint. Der letzte Abkömmling der alten Familie, der zugleich der wirkliche Besitzer des Schlosses war, hatte, nach der allgemeinen Sage, von diesen Eigenschaften die besten Proben abgelegt. In früher Jugend mit einem geringen Erbgute allein stehend, und im Besitze eines Namens, der durch die Verworfenheit seines Vaters befleckt worden, war er in fremde Länder gegangen, hatte sich in glückliche Speculationen eingelassen, und kehrte endlich nach vielen Jahren unausgesetzter Thätigkeit und Anstrengung, im Besitze eines beträchtlichen Vermögens zurück, befriedigte damit die Gläubiger seines Vaters, tilgte den Flecken des Bankerutts von dem Wappen seiner Ahnen und kaufte das väterliche Schloß und die dazu gehörenden Besitzungen. Man wußte wenig mehr von seinem Charakter, als die Beharrlichkeit, die er durch sein ganzes früheres Leben an den Tag gelegt. Nathalie hatte ihn als einen ernsten und strengen Mann, von kalten und stolzen Manieren schildern hören. Als solcher war er ihr auch erschienen, als sie ihn einmal aus der Entfernung sah. Sie blickte in diesem Augenblicke nach dem kleinen, aber hübschen Schlosse, das im Mondlicht vor ihr stand, mit einem gewissen Gefühl von Bitterkeit. Ein Sohn dieses Hauses hatte im Bewußtsein seines größeren Reichthums und höheren Ranges geglaubt, von ihr eine Aufmerksamkeit fordern zu können, wie er sie nie und und nimmer von einem Mädchen höheren Standes zu erwarten gewagt hätte. Der Schluß, den sie aus diesem seltsamen Betragen zog, konnte kein anderer sein, als daß sie allein und ohne Freunde in eine Welt hinausgeworfen sei, von der sie nichts wußte, als daß sie hart und streng gegen den Armen sei.

Mit der Hand über die Stirne streichend, versuchte Nathalie die düsteren Gedanken zu verbannen, die ihr unwillkürlich in ihrer Lage aufstiegen. Die Stimmung, die

sie vermochte, Mademoiselle Dantin ihre Verachtung fühlen zu lassen und die Freude über ihre Freiheit gesteigert hatte, war vorbei. Sie war zwar frei; aber sie fühlte, daß sie das herrische Gebot der Vorsteherin mit einem noch tyrannischeren — der Armuth, vertauscht hatte. Es gab einst eine Zeit, wo die Bedeutung dieses Wortes für sie ein Traum war — die Armuth im Süden trägt nicht jenes schreckliche Gewand, wie im Norden — jetzt verstand sie sie. Es war eine bittere Aufgabe, dies zu lernen — namentlich für ein Mädchen, dessen natürliches Temperament so heiter und sonnig war, als die Provence selbst. Von einer alten Verwandten in beinahe ungebundener Freiheit auferzogen, sah sie sich plötzlich durch den Tod jener Frau auf sich selbst und ihre Fähigkeiten zurückgeworfen. Eine Halbschwester, welche in Sainville wohnte, hatte ihr die Stelle als Lehrerin in dem Institute der Mademoiselle Dantin verschafft. Der Tausch des Südens mit dem Norden, der Freiheit mit der Abhängigkeit und Gebundenheit, hatten das Temperament des jungen Mädchens abgekühlt, eine Aenderung in ihrer Gemüthsstimmung, die nie mehr ganz verwischt werden konnte. Der Schatten des Zweifels war auf den hoffnungsvollen Glauben gefallen; die Zeit war vorbei, wo sie jene Leichtigkeit besaß, welche Furcht und Bangigkeit verbannt. Je heiterer das Temperament, desto mehr wird man die Einsamkeit fühlen und fürchten, und Nathalie war allein: sie hatte keine Verwandten, außer ihrer Halbschwester, die abhängig, wie sie selbst, war; keine Freunde und kein Geld. Es gab keine andern Schüler in der kleinen Stadt Sainville, einem der unbedeutendsten Orte der Normandie: keine Familie, in die sie als Gouvernante eintreten, keine Zöglinge, die sie unterrichten konnte, als die, welche zu Mademoiselle Dantin kamen. Ihre Zukunft lag so klar und traurig vor ihr, daß ihr unwillkürlich der Muth sank. „Was auf der Welt soll ich thun?“ fragte sie sich mit einem inneren Schauer. Einen Augenblick wollte sie der

Vorsteherin ihre Unterwerfung an den Tag legen, aber ihr Stolz widersetzte sich diesem Vorhaben. Jedes Schicksal schien sie dieser Erniedrigung vorzuziehen.

Ein leiser knarrender Ton weckte Nathalie aus diesen Träumereien. Sie sprang auf und wandte sich rasch um; sie glaubte die Art dieses Tones zu kennen und zu wissen, woher er kam. Es stand kein Gebäude zwischen dem Schlosse von Sainville und der Schule; eine Mauer trennte die großen Besitzungen von dem schmalen Garten der letztern. Das kleine Eigenthum von Mademoiselle Dantin hatte dem Gärtner des verstorbenen Herrn von Sainville gehört, und der kleine Strich Landes, der daran stieß, war der Küchengarten des großen Hauses gewesen. Eine Communicationsthüre zwischen den beiden Gärten war nur wenige Schritte von der Buche entfernt, und obwohl sie wußte, daß jene Thüre stets sorgfältig auf der Seite von Mademoiselle Dantin geschlossen war, so hatte sie doch in diesem Augenblicke das sichere Gefühl, daß die Töne, die sie gehört, von dorther kamen.

Sie wandte sich um — es war so; die Thüre wurde vorsichtig und leise geöffnet; ein Fremder, in welchem sie ohne Mühe Charles Marceau erkannte, trat ein, und die Thüre halb offen lassend, wandte er sich ruhig nach ihr um, und ging, wie es schien, über die Kühnheit seines Eindringens nicht in der geringsten Verlegenheit, auf sie zu. Nathalie blickte ihn stumm und vor Schreck wie versteinert an. Er erwiderte ihren Blick und sprach gleichfalls nicht, als wollte er ihr Zeit lassen, sich zu fassen. Obwohl sie ihm oft begegnet, hatte Nathalie ihren Bewunderer doch nie so nahe gesehen; und trotz ihres Erstaunens und ihrer Entrüstung konnte sie doch nicht umhin, ihn mit einem flüchtigen, aber scharfen Blicke zu betrachten.

Charles Marceau war kaum über die mittlere Größe, von hagerer, aber wohlgebauter Gestalt. Er sah etwas über fünfundzwanzig Jahre alt aus; und doch war er in

Wirklichkeit jünger; aber seine Gesichtszüge, obwohl auffallend schön, waren mager, blaß, und von leidendem Ausdrucke. Nathalie war überrascht durch die scharfen, markirten Umrisse, als er vor ihr auf dem vom Mond beleuchteten Rasen, den Blick auf sie geheftet, stand; sein bleiches Gesicht, das halb ihr zugewandt war, erschien durch die dunkle Masse der Haare, welche es umgaben, noch bläßer. Nur einen Augenblick ruhte ihr Blick auf ihm; im nächsten Momente wandte sie sich ab und trat in den Pfad, der nach der Schule führte, als der junge Mann mit einer raschen und gewandten Bewegung ihr zuvorkam, und ihr, wenn auch nicht mit voller Absicht, doch in der That den Weg versperrte.

„Ich hoffe," sagte er in achtungsvollem Tone und mit einer schwachen, aber ausnehmend wohlklingenden Stimme: „daß ich Sie nicht aufgeschreckt habe."

Nathalie hatte sich umgewandt, um ihm mit einem Blicke zu sagen, wie wenig sie sich fürchte; das stumme Bäumen ihrer Lippen deutete auf ein Gefühl, das nichts mit der Angst gemein hat.

„Ich sehe, Sie sind schwer gekränkt," fuhr er fort, indem er sie betrachtete; „haben Sie die Güte —"

„Haben Sie die Güte, mich vorüber zu lassen," sagte Nathalie in strengem Tone.

„Nur ein Wort und ich gehe," fuhr er höflich fort. „Erhielten Sie meinen Brief?"

„Ja, Herr, aus den Händen der Mademoiselle Dantin."

Ein leichtes Zucken der Augenbrauen, ein kurzes Aufwerfen der Unterlippe und das Wort „So!" mit einer kalten Betonung waren die einzigen Zeichen des Erstaunens und des Aergers, welche der junge Mann an die Oberfläche treten ließ.

„Dann muß ich vermuthen, daß mich das Mädchen verrathen hat," bemerkte er ruhig und gefaßt, indem er Nathalien einen forschenden Blick zuwarf.

Ihre Farbe dunkelte; sie sah aus, als wollte sie ihm eine verneinende Antwort geben; dann wandte sie sich ab, als ob sie es unter ihrer Würde halte, zu antworten. Sie wollte gehen; aber noch einmal trat er vor sie, diesmal jedoch mit niedergeschlagenem Blicke und bittendem Tone:

„O! wenden Sie sich nicht so verächtlich ab. Gönnen Sie mir nur ein einziges Wort. Beleidigte Sie der Brief?"

„Keine Fragen, mein Herr," sagte Nathalie ärgerlich; „verlassen Sie mich, ehe ich um Hülfe rufe."

Ihr Ton war ungehalten, obwohl gedämpft. Der junge Mann begegnete ihrem gereizten Blicke, als sie so nahe in dem klaren Mondlicht neben ihm stand, wie sie noch einmal an ihm vorüberzugehen versuchte; er bemerkte die Zornesröthe, welche ihre Wange und Stirne überflog, und sein eigenes Gesicht drückte mehr Aerger und Erstaunen, als Schrecken über die Drohung aus, die sie geäußert hatte.

„Nein, der Himmel verhüte, daß Sie sich dazu gezwungen sähen," antwortete er etwas scharf betonend; „hätte ich Sie auf irgend eine andere Art treffen können, ich würde diese gewiß nicht gewählt haben, aber erinnern Sie sich, wie selten Sie ausgehen; Sie sind immer in Begleitung; ich kann Sie sehen, aber niemals sprechen; wenn ich schreibe, werden meine Briefe aufgefangen. War es denn so unwahrscheinlich oder anmaßend, wenn ich hoffte, Sie würden, da ich Sie oft begegnete, endlich ahnen, warum ich stets auf Ihren Wegen ging?"

Er hatte beinahe stolz begonnen, seine Stimme wurde aber gegen das Ende immer milder und weicher.

„Wollen Sie mich vorüber lassen, oder nicht?" fragte Nathalie in gebieterischem Tone.

Er biß auf seine Lippen, verbeugte sich und trat in stummer Ehrfurcht einige Schritte zurück. Nathalie ging

ziemlich unhöflich an ihm vorüber; er folgte ihr, indem er leise entschuldigend bemerkte:

„Glauben Sie mir, wenn nicht die Tyrannei von Mademoiselle Dantin mich gezwungen, ich würde niemals —"

„Gehen Sie, mein Herr, gehen Sie," rief eine schrille und aufgebrachte Stimme hinter ihm; „es ist wirklich sehr schmeichelhaft, was Sie sagen. Ich bin erfreut, Mademoiselle Montolieu, Sie in so angenehmer Gesellschaft zu finden."

Charles Marceau wandte sich rasch um. Mademoiselle Dantin, welche sich ungehört und ungesehen genähert hatte, stand ganz in seiner Nähe. Einen Augenblick sah der junge Mann etwas verwirrt aus. Nathalie aber, obwohl sie die Folgen dieses neuen Unfalls voraussah, war bereit, ihnen entschlossen zu begegnen; sie stand blaß und bewegungslos da. Die Vorsteherin, ihre hagere und magere Gestalt in ihrer ganzen Größe zeigend, die Arme über die Brust gefaltet, blickte sie beide, den Kopf mit siegreicher Miene hin- und herwiegend und verachtungsvoll an.

„Nun," sagte sie mit scharfem Tone, „warum gehen Sie nicht? warum führen Sie Ihre interessante Conversation nicht fort? Ich hoffe, daß ich nicht störe."

Sie schien wirklich Charles Marceau nicht zu stören, denn indem er sich noch einmal an Nathalie wandte, fuhr er eifrig fort, wo er begonnen.

„Ich würde mir nie die Freiheit genommen haben, so zu handeln, wie ich gehandelt. Diese Unklugheit hat mir — vielleicht mit Recht — in Ihrer guten Meinung geschadet; doch darf ich hoffen, daß Sie mir vergeben?"

Er sah ihr ins Gesicht, ängstlich ihre Antwort erwartend. Mademoiselle Dantin, erstaunt über seine Kälte und die Geringschätzung, mit der er sie behandelte, sah ihn mit sprachloser Wuth an. Als sie jedoch endlich sprach, ergoß sich der ganze Strom ihrer Entrüstung über Nathalie.

„Ich bin sehr erfreut," sagte sie mit einem kurzen unterdrückten Lachen, „über die Maaßen erfreut, zu sehen, daß Mademoiselle Montolieu, dieses Muster von Sittsamkeit, dieses Vorbild sittlicher Entrüstung so wenig Umstände wegen eines stillen abendlichen Stelldichein macht. Bei Mondlicht dazu! — wie sentimental. Sie sind im Süden in das Mondlicht verliebt; hier denken wir etwas kühler."

Nathalie warf ihr einen feurigen Blick zu, antwortete jedoch nicht.

„Bitte, vergeben Sie mir; ich fühle es war unrecht, sehr unrecht, hier ohne Erlaubniß einzudringen," sagte Charles Marceau, sich an Nathalie wendend, mit einem halben Blicke auf die Vorsteherin.

„Ich hoffe," rief Mademoiselle Dantin in einem schrillen Tone, „ich hoffe fest darauf, daß Mademoiselle Montolieu keine nutzlose und abgeschmackte Rechtfertigung versuchen wird. Mademoiselle Montolieu weiß, ich lasse mich nicht hinter das Licht führen; sie weiß, die Gartenthür war nicht nur geschlossen, sondern sogar auf dieser Seite der Mauer verriegelt und zwar von einer Person auf dieser Seite der Mauer," fügte sie hinzu, indem sie ihre Stimme erhob, „der Riegel muß deßhalb zurückgeschoben worden sein. Ich halte dies für so klar bewiesen, als irgend ein Satz in der „Grammaire logique" oder irgend ein Rechtsfall, von dem ich gehört."

„Madame," sagte Charles Marceau, mit einem gewissen Stolze sich an sie wendend, „ich verpfände Ihnen mein Wort, daß Mademoiselle Montolieu frei von aller Schuld ist; daß ich allein schuldig bin."

Die Vorsteherin schloß ihre Augen und rümpfte verächtlich die Nase; aber sie würdigte ihn weder einer mündlichen Antwort, noch eines Blickes statt dieser. Er fuhr deßhalb fort:

„Ich hoffe, daß die Unschuld von Mademoiselle Montolieu —"

„Ersparen Sie sich den Versuch einer Rechtfertigung, mein Herr," unterbrach ihn Nathalie kalt. „Ich bedarf keiner, wenn Mademoiselle Dantin Alles gehört hat."

„Ich habe jedes Wort gehört," antwortete triumphirend die Vorsteherin, mit dem Haupte hin und herwiegend, während sie sprach. „Ich höre jedes Wort in diesem Institute, Mademoiselle Montolieu."

„Dann wissen Sie auch, daß ich völlig unschuldig bin," bemerkte Nathalie mit einiger Ungeduld.

„O nein! Durchaus nicht!" sagte Mademoiselle Dantin, ihren Kopf etwas senkend und Nathalie durch die halbverschlossenen Augen betrachtend.

„Glauben Sie etwa, daß dieser Herr mit meinem Gutheißen hier ist?" rief Nathalie mit einem Ungestüm, das den Gegner stets in so günstige Lage versetzt.

„O nein!" antwortete Mademoiselle Dantin, „keineswegs! Sie ihn hereinlocken? Unmöglich! Ich war's, die ihn einließ, natürlich!"

Entrüstung und Verachtung stritten in Nathaliens ausdrucksvollem Gesichte um die Oberhand. Ihr Kopf senkte sich; sie legte ihre Hand an die Stirne. Als sie sprach, war ihr Ton leise und angegriffen.

„Möge der Himmel Ihnen vergeben; Sie sind ungerechter — ach, und grausamer als ich je dachte."

Diese Worte beabsichtigten nicht, die Vorsteherin zu gewinnen, die, um ihr gerecht zu sein, das junge Mädchen für schuldig hielt, — vielleicht, weil sie wünschte, daß sie es sei; und obwohl sie in einiger Entfernung Zeuge der Begegnung gewesen, hatte sie doch nur die Bemerkung gehört, bei welcher Charles Marceau auf eine so unglückliche Weise ihren Namen nannte. Sie entgegnete dieser stolz:

„Sie brauchen sich durchaus nicht das Aussehen beleidigter Unschuld zu geben: ein sittenreines Mädchen, das ihre Gesundheit und ihre Ehre bewahren will, wird

sich nicht um diese Stunde in der freien Natur umhertreiben."

„Ich glaube," warf Charles Marceau ein, „daß ich bereits erklärte —"

„Ich bitte Sie, mich zu verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß die monatliche Kündigung aufgehoben ist," fuhr Mademoiselle fort, der Erklärung des jungen Mannes nicht die geringste Aufmerksamkeit schenkend. „Nach Ihrer unschicklichen Aufführung können Sie keine Nacht mehr unter dem Schutze dieses unbefleckten Daches bleiben."

„Madame," bemerkte Charles Marceau ungeduldig, „habe ich Ihnen nicht mein Ehrenwort gegeben, daß ich allein alle Schuld trage — daß diese Dame durchaus unschuldig ist?"

Er sprach noch immer höflich, aber mit jener sicheren Uebermacht des Höheren, der sich an eine Person niedereren Ranges wendet.

„Herr," sagte sie endlich, „ich verzeihe Ihnen, um Ihrer großen Jugend willen, diese Anmaßung; aber ich bitte Sie, sich zu erinnern, daß ich die Herrin dieses Besitzthumes bin. Haben Sie also die Güte, dasselbe zu verlassen, und zwar sogleich."

Ohne sie zu beachten, wandte sich der junge Mann an Nathalie.

„Mademoiselle," sagte er in unterwürfigem Tone, der mit dem Stolz gegenüber der Vorsteherin seltsam contrastirte, „Worte vermögen meine Reue und meinen Kummer nicht auszudrücken."

„Ich fordere Sie auch nicht dazu auf," rief Mademoiselle Dantin mit einem kurzen, hysterischen Lachen.

„Kann meine Gegenwart Ihnen nur von dem geringsten Nutzen sein?" fuhr er ernst fort. „Sprechen Sie ein Wort, und ich bleibe, obwohl ich mich den bittersten Kränkungen dadurch aussetze."

„Bleiben!" wiederholte die Vorsteherin mit heftiger

Entrüstung. „Der Herr will bleiben, um Mademoiselle zu beschützen! Nun das möchte ich wohl sehen. Bleiben!"

Ihren Worten nicht mehr Aufmerksamkeit schenkend, als dem Lüftchen, das ihn umwehte, hatte Charles Marceau seine Augen auf Nathalien geheftet, stumm ihre Antwort erwartend. Das junge Mädchen zuckte die Achseln und trommelte ungeduldig mit ihren kleinen Füßen.

„Sie können gehen, mein Herr," sagte sie, in ihrer heftigen Weise. „Ihre Gegenwart vermag nur Unheil anzurichten und nützt nichts zum Guten."

„O! er kann gehen, kann er wirklich?" rief Mademoiselle Dantin spitzig. „Wie! das glückliche Fräulein erlaubt ihrem Ritter, zu gehen! Man weiß wohl nicht, daß ich, obgleich weder jung, noch schön, doch Mittel gefunden hätte, dasselbe Wunder zu wirken."

Der junge Mann beachtete sie nicht; er sah noch immer Nathalie an und in seinem Blicke mischte sich beleidigter Stolz, Zorn, Kummer und Vorwurf. Aber sein Blick senkte sich endlich; er verbeugte sich in stummer Demuth und die Arme über die Brust faltend, schritt er langsam auf dem Pfade fort.

Das Geräusch der Thüre, welche sich hinter ihm schloß, bewies, daß er den Ort verlassen. Nicht zufrieden mit dieser Gewißheit, warf Mademoiselle Dantin einen scharfen Blick umher. Als sie sah, daß er wirklich gegangen war, verriegelte sie sorgfältig die Thüre und kehrte zu der Stelle zurück, wo Nathalie noch immer stand.

Drittes Kapitel.

Das junge Mädchen veränderte ihre Stellung nicht, sie stand ruhig und aufrecht auf dem Rasen. Die Buche warf ihren dunkeln Schatten hinter sie, aber das klare Mondlicht fiel auf ihr Antlitz. Sie sah blaß, obwohl gelassen aus; die eine Hand trug ihre Wange, die andre riß heftig von einem nahestehenden Gesträuch das Laub ab. Ihr Herz pochte laut bei dem Gedanken an die unausbleibliche Schande und Vernichtung ihrer Existenz, aber ihre Stirne trug keine Spur von Furcht und ihr Blick war fest und unverwandt. Ihre Lippen hatten sich geschlossen, als wollten sie nicht ohne Ueberlegung sprechen, doch nicht, als ob sie ganz zu schweigen beabsichtigten. Sie sah dem Matrosen nicht unähnlich, der das Ufer gewahrt, an dem er in kurzem scheitern muß, der es aber unverrückten Blickes und mit einem der Gefahr unerschrocken entgegengehenden Herzen im Auge behält. Als ihr Blick dem der Vorsteherin begegnete, fachte der entschlossene Ausdruck desselben den ganzen Zorn der Letzteren wieder an; sie betrachtete sie einen Augenblick mit finsterem Ernste:

„Sie haben mich gehört?“ sagte sie endlich.

„Was habe ich gehört?“

„Daß Sie diese Nacht gehen müssen.“

„Warum?“

So verschieden ihre Stimme war, so sprachen doch beide in demselben kurz abgerissenen und raschen Tone, während sie Blicke wechselten, die auf keinen guten Ausgang deuteten.

„Warum?“ fragte Nathalie wieder und sie erhob sich in ihrem ganzen Stolze, als wollte sie mit all'

ihrer Macht die erwartete Anklage und Beschuldigung zurückweisen.

„Weil," antwortete die Vorsteherin, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen, „weil wir ein ruhiger und phlegmatischer Volksstamm sind und gegen Spaziergänge beim Mondscheine und Rendezvous eine enschiedene Abneigung haben; weil wir in der Normandie, nicht in der Provence leben, wo solche Dinge an der Tagesordnung sein müssen."

Mademoiselle Dantin wünschte das junge Mädchen zu reizen; sie verletzte sie aber in der tiefsten Seele, als sie ihr die Geburt vorwarf. Die Stirne Nathaliens runzelte sich.

„Sie haben Recht, Madame," antwortete sie lebhaft, „wir sind nicht in der Provence; denn dort haben die Männer ritterliche Ehre und die Frauen warme, edle Herzen, die man in diesem Lande der Gesetzverdreher, der Rechtshändel und der Engherzigkeit nicht kennt."

„O! werfen Sie mir nur ihre stechenden Blicke zu," sagte Mademoiselle Dantin, ihren Kopf schüttelnd; „Sie machen mir nicht bange, obgleich ich gehört habe, daß gute provencalische und baskische Mädchen gewöhnlich ein Stilet statt des Planschets in der Schnürbrust tragen, wie die spanischen Weiber."

„Madame," antwortete Nathalie nach französischer Sitte mit den Achseln zuckend, und voll verächtlicher Ungeduld, „wir kommen von der Sache ab."

„Die Sache ist die," sagte die Vorsteherin in scharfem Tone, „daß Sie noch diese Nacht mein Haus verlassen."

„Ich frage noch einmal, warum?" entgegnete Nathalie, ihr fest in die Augen blickend.

„Weil Ihre Aufführung unsittlich, unweiblich, unanständig war."

Nathaliens Lippen zitterten; ihre Farbe dunkelte und erblaßte, bis sie sich in einem glänzenden, brennenden

Punkt auf jeder Wange sammelte. Schaam, Entrüstung, beleidigtes Ehrgefühl sprachen aus Haltung und Blick. Das Gefühl der Würde forderte sie vergeblich auf, mit stummer Verachtung sich wegzuwenden; Nathalie war ein zu einfaches Wesen, um diesem Drängen nachzugeben; wenn sie je den Schein der Würde herauskehrt, so war es nur, weil ihre Stimmung sie dazu nöthigte; hier rechnete sie auf keine Wirkung; Beleidigung hatte sie gereizt, wie es nur Beleidigung kann; die Leidenschaft mußte zum Ausbruche kommen.

„Ich bin nicht unweiblich und unsittsam," rief sie aus tiefster Seele, während ihre schwarzen Augen durch die Thränen hindurch blickten und ihre Stimme von schwach unterdrückten Seufzern gebrochen schien; „ich bin es nicht, aber Sie sind eine böse grausame Frau. Mich zu entlassen, will nichts heißen, aber meinen Ruf und meinen guten Namen zu ruiniren, ist abscheulich. Ich ließ diesen jungen Mann nicht herein; ich wußte nicht, daß er kam; Sie müssen das wissen und wissen es auch."

Die Schlimmsten sind nicht ganz mitleidslos und Mademoiselle Dantin, die nicht eine grausame, sondern nur eine unbeugsame Formalistin war, begann vielleicht zu ahnen, daß sie das junge Mädchen falsch angeklagt habe; vielleicht war ihre Drohung mit augenblicklicher Entlassung nur in der Absicht ausgesprochen, sich um Gnade bitten zu lassen; vielleicht gar zeigte sich in ihr ein Gefühl des Mitleides. Kurz, was auch der Grund sein mochte, sie sagte endlich einige Worte von Erlaubniß, diese Nacht noch im Hause zubringen zu dürfen; sie ließ sogar merken, daß wenn ihrer beleidigten Majestät feierlich Abbitte geleistet werde, sie sich wohl dazu vermögen lassen könnte, nichts von der Begegnung zu sprechen, bei der sie Zeuge gewesen. Nathalie war jedoch in keiner versöhnlichen Stimmung; sie nahm dieses scheinbare Zugeständniß als eine neue Beleidigung auf; die sie nur mit stolzer Verachtung zurückweisen konnte.

„Niemals!“ rief sie mit der ganzen Energie einer Südländerin, „mich unterwerfen, wenn ich unschuldig bin — wenn ich kein Unrecht gethan. Niemals! Nach den Worten, die hier gefallen sind, werde ich diese Nacht nicht mehr in diesem Hause zubringen. In meinem Lande,“ fügte sie emphatisch hinzu, „kennen wir nur Friede oder Feindschaft. Ich erkläre Ihnen, daß ich keinen Frieden mit Ihnen will, daß ich nicht unter Ihrem Dache schlafen werde.“

„Sie wird wirklich blau vor Aerger,“ rief Mademoiselle Dantin mit irrem Blicke.

„Ich habe,“ fuhr Nathalie fort, „die üblen Launen, die kleinen Quälereien nicht geduldig — denn ich bin nicht geduldig — aber doch nur mit vorübergehendem Aerger ertragen. Ich dachte, daß Ihre Jahre —“

„Meine Jahre!“

„Ihre fehlgeschlagenen Hoffnungen Sie natürlich grämlich gemacht hatten.“

„Mademoiselle Montolieu, wenn Sie mit den fehlgeschlagenen Hoffnungen darauf anspielen, daß ich nicht verheirathet bin —“

„Ich spiele auf Nichts an, aber ich sage Ihnen, wenn Sie meine Ehre angreifen, so werde ich es mit all' meiner Macht ahnden; wenn Sie gegen mich das Stilet kehren, das man Verläumdung nennt, so werde ich nicht Ihr Gast sein, Ihr Brod essen, Ihr Salz berühren und unter Ihrem Dache schlafen. Ich werde diese Nacht im Wirthshause bleiben, und mich morgen auf den Weg nach Paris oder der Provence begeben. Sagen Sie von mir Alles, was Sie sagen können; ich fürchte Sie nicht und werde Sie nicht fürchten.“

Damit wandte sie sich rasch weg, und als Mademoiselle Dantin aus ihrem Staunen erwachte, in das sie die kühne Sprache Nathaliens versetzt, hatte jene bereits das Ende des Gartens erreicht.

„Gott im Himmel! Welche Sprache!" rief die Vorsteherin tief aufathmend.

Sie kehrte langsam nach dem Hause zurück, in das sie durch eine Seitenthüre trat, während Nathalie einen Augenblick bei der Glasthüre des Sprechzimmers stehen blieb. Die Reaction der Leidenschaft war eingetreten — sie weinte; aber diese Weichheit war nur vorübergehend; sie wischte die Thränen aus den Augen, lächelte und trat in den „Salon," wie man ihn nannte, wo ein einsames Licht auf dem Tische brannte. Sie schritt rasch durch das Zimmer, als eine ängstliche Stimme rief:

„Mademoiselle Nathalie, was sollen diese Perlen bedeuten?"

Nathalie wandte sich rasch um und blieb stehen, als sie den kleinen Chevalier bemerkte, den sie bis jetzt nicht gesehen. Er trat rasch näher und sah mit sichtlicher Rührung ihr angeröthetes Gesicht, auf welchem die Thränen der Entrüstung noch immer glänzten.

„Ich wurde beleidigt, Chevalier," sagte sie in ihrer raschen Weise.

„Beleidigt, von wem?" fragte er mit einer unwilligen Miene.

„Von einem gewissen Nachbar, der sich einbildete, ich werde mich durch seine impertinenten Aufmerksamkeiten geehrt fühlen, und durch eine gewisse Dame dieses Hauses, welche diese Ansicht theilte."

Der Chevalier bekam ein ernstes Aussehen. Er konnte wohl als Vertheidiger einen Mann herausfordern, aber nicht eine Dame.

„Das muß ein Mißverständniß sein," bemerkte er endlich, „Mißverständnisse können selbst zwischen liebenswürdigen Damen vorkommen, namentlich wenn südliche Lebendigkeit auf der einen Seite und nordische Klugheit auf der andern Seite steht. Ich muß die Sache aufklären."

Nathalie schüttelte den Kopf.

„Chevalier," sagte sie ziemlich ruhig, denn ihr Aerger dauerte so kurz als ihre Heftigkeit, „ich versichere Sie, daß Mademoiselle Dantin sich täuscht: daß wenn sie mich gequält, ich sie dazu gereizt habe; aber keine Aufklärung könnte mich hier festhalten. Wir passen wie Feuer und Wasser zusammen, mit dem Unterschiede, daß sie mich nicht ersticken kann. Ich mag Fehler haben, aber sie wird mich nicht bessern. Sie wird mir später in dieser Sache Gerechtigkeit widerfahren lassen; ich hoffe es wenigstens; wenn nicht, so gilt es mir gleich; mein Gewissen ist rein; ich kümmere mich wenig um ihr Urtheil. Ich werde noch diese Nacht gehen. — Adieu."

Der kleine Tanzmeister trat mit einem Schritte, der sein ganzes Erstaunen ausdrückte, zurück.

„Mademoiselle," rief er, „gehen! Nein, erlauben Sie; das gestatten meine Gefühle nicht — es kann nicht sein."

Er schien wirklich so bestürzt, daß Nathalie ein Lächeln nicht unterdrücken konnte. Er schien zu überlegen; endlich aber sagte er mit bestimmtem Tone: „Will Mademoiselle Montolieu mir eine Frage gestatten: dieser — dieser Edelmann —?"

Sein Blick vollendete den Satz. Sie erröthete leicht und sagte:

„Nun, Chevalier, was soll es mit diesem Edelmann?"

Der kleine Tanzmeister hustete: es war ein so delikater Gegenstand und er hatte eine so tiefe, beinahe peinliche Achtung vor dem weiblichen Zartgefühl, von welchem ihm Mademoiselle Dantin eine ausserordentlich hohe Meinung beigebracht hatte, daß er nicht weiter zu sprechen wagte.

„Erdreistete er sich, eine zu — zu — kühne glühende Sprache gegen Sie zu führen?" fragte er mit einiger Verlegenheit.

„O! nein," antwortete Nathalie ruhig," es war weit schlimmer."

„Weit schlimmer!" wiederholte der Chevalier und Visionen gestohlener Küsse von der schönen Hand des provencalischen Mädchens machten den sittsamen kleinen Mann stumm und starr vor Entrüstung.

„Ja, weit schlimmer," antwortete Nathalie mit bestimmtem Tone; „was kümmert mich die Höflichkeit oder Zurückhaltung im Betragen, wenn die Handlungen kühn und beleidigend sind. Er ist mir gefolgt, hat mir geschrieben, und endlich eine Begegnung im Garten herbeigeführt, alles ohne eine Aufmunterung oder Veranlassung von meiner Seite, wenn ihm nicht seine Anmaßung eine solche vorgespiegelt."

Die Entrüstung leuchtete aus ihren Blicken, während sie diese Worte sprach.

Der Chevalier war zwar dem weiblichen Geschlechte treu ergeben, aber er war zugleich ein Mann und konnte in Sachen des Herzens für sein Geschlecht fühlen; er konnte, wie er sich mit einem Seufzer ausdrückte, „mit den Thorheiten und dem Delirium jugendlicher Leidenschaft" sympathisiren, ja, vorausgesetzt, daß die Achtung, die man dem weiblichen Geschlechte schuldig ist, nicht verletzt war, konnte er jede Extravaganz des Betragens verzeihen. Er hielt es für eines der Rechte und Privilegien des schönen Geschlechtes, die Männer extravagant handeln zu machen; und je größer die Thorheit, desto tiefer die Liebe. Er suchte Nathalie mit dem ganzen Aufwande seiner Liebenswürdigkeit von dieser Wahrheit zu überzeugen. Ihr Verehrer sei allerdings sehr zu tadeln, aber das ganze Vergehen entspringe aus seiner wahnsinnigen Leidenschaft; er wollte diese Leidenschaft durch Blicke, Wort und Schrift ihr kund thun. „Und was sein Eintreten durch die Thüre betrifft," fügte der Tanzmeister gefühlvoll hinzu, „ist es nicht weit besser, als über die Mauer zu klettern, wie so mancher Andere,

unfähig, seine Leidenschaft zu zügeln, gethan hätte? ein Verfahren, das weit beleidigender für das Zartgefühl einer Dame gewesen wäre, als dasjenige, welches er einschlug."

Nathalie hörte ihn mit geduldigem Lächeln an. Sie mochte den edeln Chevalier mit jener Höflichkeit vom alten Style, mit seiner Achtung für Liebe, Leidenschaft und Frauen wohl leiden. Mademoiselle Dantin erregte die unliebenswürdigsten Eigenschaften ihres Charakters, aber der Chevalier besaß die Macht, ihr wieder die volle mädchenhafte Zartheit und Anmuth einzuflößen. Sie legte ruhig ihre Hand auf seinen Arm und ihm ins Auge blickend, sagte sie sanft:

„Sie halten mich nicht für prüde, nicht wahr?"

„Nein, nein," antwortete er warm; „es ist die schöne, zartfühlende Weiblichkeit in Ihnen verletzt."

„Nein, es ist auch das nicht," sagte das junge Mädchen lächelnd und sich hoch aufrichtend; „es ist Stolz;" und es lag wirklich Stolz in dem dunkeln Auge, den sich bäumenden Lippen und der ganzen Haltung.

„Aber gewiß nicht ein Stolz, der Ihnen verbietet, Mitleid mit der Leidenschaft zu haben, die Sie eingeflößt?" drängte der gutmüthige Chevalier.

„Welche Leidenschaft? Er sah mich nur einige Male und hat mich niemals vorher gesprochen; welche Leidenschaft kann er fühlen?"

Der Chevalier, zu zartfühlend, um offen zu sprechen, schüttelte den Kopf und schmachtete nach dem Spiegel über dem Kaminmantel. Nathalie schien ihn anfangs nicht zu verstehen, als sie jedoch ihr eigenes Bild in den schattigen Tiefen des Spiegels sich reflektiren sah, erröthete sie und lächelte über das Compliment.

„Nun, auch angenommen, er finde mich hübsch," sagte sie entschlossen, ein kleines Bedenken, so offen zu sprechen, überwindend; „wie kann ich den Mann achten, der mich nur um meines Gesichtes willen liebt, ohne

mein Herz, meinen Verstand, meinen Charakter zu kennen, Sie würden sicherlich nicht so handeln, so fühlen."

„Mademoiselle Montolieu," antwortete der Chevalier ernst, seine Hand auf das Herz legend, und zu Boden sehend, während er sprach: „Sie sollten an einen weniger gefühlvollen Richter appelliren. Ich kann die Macht der Schönheit nicht läugnen. Auch muß ich Ihnen zu verstehen geben, daß Ihrem Herzen noch manches Geheimniß unenthüllt scheint; daß die Liebe durch den flüchtigsten Lichtstrahl, der auf das geliebte Wesen fällt, die ganze Tiefe des Charakters klar vor sich daliegen sieht und daß auf einen meiner Freunde einst der Anblick eines Fußes einen Eindruck machte, der nie mehr zu verwischen war."

„Ein Fuß?" rief Nathalie heiter lächelnd, „wie kann das sein?"

Aber der Chevalier behielt seinen ernsten Ausdruck und versicherte sie, daß bei einem Manne von Zartgefühl und einem für Eindrücke empfindlichen Herzen eine solche Leidenschaft ganz natürlich sei. Was den besondern Prozeß betreffe, durch welchen der erste Eindruck in Liebe übergehe, so erklärte er mit schüchternem Tone, daß die Sprache dieß nicht zu sagen vermöge, und als Nathalie lächelnd darauf bestand, bat er ruhig, sie möchte von etwas Anderem sprechen. Als das junge Mädchen sah, daß sein Zartgefühl dadurch verletzt sei, wurde sie plötzlich ernst; er nahm das Gespräch wieder auf und sagte:

„Lassen Sie mich zu Gunsten des unglücklichen jungen Mannes — ich nenne jeden Mann unglücklich, der unter dem Widerwillen einer Frau leidet — lassen Sie mich zu seinen Gunsten bemerken, daß sein Oheim, Herr von Sainville im Allgemeinen für einen Mann von außerordentlich abstoßendem und stolzem Wesen gilt; — ein Mann, dessen —"

Nathalie unterbrach ihn und sagte kurz:

„Der Mann, mein Herr, welcher solche Gefühle nicht offen zu bekennen wagt, verdient nicht, sie erwiedert zu

sehen. Dieser Herr Marceau suchte um seiner selbst willen eine Heimlichkeit, die mich ernstlich beleidigt hat. Er würde einer großen Dame gegenüber nicht so gehandelt haben; aber ich war arm und unbekannt — deßhalb wagte er es. Es läge ein Schein von Muth in seinem Betragen, wenn ich dem strengen Vater, Oheim oder Vormund einer Romanheldin zu trotzen hätte; aber das war nicht der Fall und deßhalb ist seine Handlungsweise schlecht. Ich bin allein, ohne Vertheidiger und er zeigte mir, daß er dieß wußte."

„Nein, nicht allein, nicht ohne Vertheidiger, so lange Theodore de Meranville-Louville noch athmet und das Herz und den Arm eines Mannes hat," rief der galante kleine Tanzmeister, zu ihren Füßen knieend, in ritterlichem Eifer aus.

Nathalie trat erstaunt zurück. Sie wußte nicht, welch' mächtigen Eindruck ihre Worte auf die edle und großherzige Natur des Chevaliers gemacht hatten. Er sah sie, ein junges und liebenswürdiges Mädchen, der Hülfe und des Schutzes bedürftig, und wußte nichts Besseres zu thun, als sich mit dem ganzen Eifer seines ritterlichen Gemüthes zum Vertheidiger ihrer Person und ihrer Ehre aufzuwerfen. Es war nicht die Schuld des kleinen Mannes, wenn er mehre Jahrhunderte, nachdem das Ritterthum außer Mode gekommen, geboren wurde; noch weniger seine Schuld, daß Natur und Glück, indem sie ihm das Herz und den Namen eines Ritters gaben, ihm die Gestalt und den Beruf desselben versagten. Nathalie verstand ihn wohl, es unterhielt und rührte sie zu gleicher Zeit, und sie lächelte zwischen Thränen durch auf den Tanzmeister herab.

„Stehen Sie auf, Herr Chevalier," sagte sie, ihre Hand nach ihm ausstreckend, und mit südlichem Humor in den Geist des Tones eingehend, der sie belustigt hatte; „wenn ich je einen Ritter brauche, werde ich mich an keinen andern wenden, als an Sie."

Entzückt durch dieses Versprechen, küßte der Chevalier die Spitzen ihrer Finger und erhob sich mit der triumphirenden Miene eines Ritters, der die Gunstbezeugung einer Frau empfangen, während sie mit einem Lächeln, das nach und nach in Muthwillen überging, fortfuhr:

„Aber ich brauche einen Mann von Ihrem sozialen Tacte nicht daran zu erinnern, daß die Zeit vorbei ist, in welcher Damen die beleidigte Ehre ihres Namens durch den starken Arm eines Mannes rächen ließen."

„Und warum sollte sie vorbei sein?" rief er etwas eifersüchtig aus; „warum sollte „der starke Arm eines Mannes," wie Sie so richtig bemerken, nicht ausgestreckt werden, um Unschuld und Schönheit zu beschützen?"

„Weil die Welt eine böse Welt, eine verleumderische Welt ist," antwortete Nathalie mit ernster Miene, aber Scherz und Lust in den Augen; „weil man sicherlich sagen würde, nur die heftigste Leidenschaft könne den Chevalier dazu vermögen, sich auf so energische Weise der Vertheidigung von Mademoiselle Montolieu anzunehmen."

„Gut denn," rief er mit großem entraînement, „da Sie meine Thorheit erkannt, so gestehe ich sie ein; ja, ich bin Ihr Sklave." Er sprach in sehr erregtem Tone und stand mit gekreuzten Armen vor ihr.

Anfangs war Nathalie bestürzt.

„Ist der arme kleine Mann wirklich in mich verliebt," dachte sie erschrocken; aber ihre Furcht verschwand, als sie sich erinnerte, wie beredt er sich der Sache Charles Marceau's angenommen. Die Wahrheit bestand jedoch darin, daß der allzu gefühlvolle Chevalier in jede Frau verliebt war, die er kannte: von Mademoiselle Dantin herab bis zu Marianne und somit auch in Nathalie, wie in alle übrigen; ihre schutzlose und peinliche Lage, sein halb angenommenes Anerbieten, ihr Ritter zu werden, hatten sein Gehirn in Feuer und Flammen gesetzt und für den Augenblick fühlte er auch wohl eine glühende Leidenschaft, die er nahe daran war, für erwidert zu halten. Doch war

er selbst etwas bestürzt über die Kühnheit seines Geständnisses. Nathalien hatte diese Scene zu sehr erheitert, um ungehalten auszusehen, und war zu gutmüthig, um zu lachen. Sie that, als ob sie nichts gehört und sagte ruhig:

„Ich brauche Ihnen nicht auszudrücken, wie beleidigend für den guten Ruf einer Frau jeder solche Eclat wäre; deßhalb, mein guter Ritter, mache ich, Eure Dame, es Euch zur Pflicht, die Person, welche den Namen Charles Marceau führt, in keiner Weise zu belästigen oder zu verletzen."

„Darf ich nicht mit seinem Oheim sprechen?" fragte der Chevalier etwas niedergeschlagen, denn er ließ sich nicht ganz von Nathaliens Taubheit täuschen.

„Durchaus nicht; der Oheim gilt für einen unangenehm stolzen Mann — ich kümmere mich so wenig um ihn, als um den Neffen."

„Aber, Mademoiselle, etwas muß geschehen — was wollen Sie thun?"

„Dieses Haus heute Nacht verlassen," war die ruhige Antwort.

„Das macht die Sache nur noch schlimmer; — ich muß mit Mademoiselle Dantin sprechen."

„Und was können Sie ihr sagen, was sie nicht weiß? Wenn sie mich allein mit einem jungen Mann im Garten findet und glaubt, daß ich ihn hereingelassen, wer will sie daran hindern?"

„Ich kann sie allerdings nicht daran hindern," antwortete der Tanzmeister mit einer gewissen Würde; „aber man kann gegen Ungerechtigkeit protestiren. Wenn Mademoiselle Dantin gegen eine junge und schutzlose Dame ungerecht sein will, so muß ich mit ihr brechen."

Er sprach in sehr entschiedenem Tone. Nathalie blickte ihn nicht ohne Rührung an.

"Monsieur le Chevalier," sagte sie freundlich, „Sie

waren im letzten Jahre krank." Der Chevalier sah sehr traurig aus. „Sie haben nicht viele Freunde in Sainville," fuhr sie fort, „und damals hatten Sie, glaube ich, nur einen.

„Ja," antwortete er gedankenvoll, seine Adlernase mit dem Finger berührend, „der Himmel verhüte, daß ich jemals die Gunstbezeugungen einer Frau vergessen oder verläugnen sollte. Mademoiselle Dantin zeigte sich mir damals als eine sehr liebenswürdige Dame: die Medizinen, welche sie mir sandte, waren zwar sehr bitter, aber von wunderbarer Wirkung; sie sandte mir auch einige ausgezeichnete Confituren und Gelées, als es besser mit mir ging, — diese waren süß."

„Mein Freund!" sagte Nathalie, „Sie müssen nicht brechen mit einer Frau, die dies gethan, die es wieder thun würde, und die, wenn sie ein zartes Gefühl in ihrer Brust trägt, es für Sie hat. Auch würde es überdies unnütz sein — nichts würde mich hier zurückhalten; ich bin beleidigt worden — ich muß gehen; seien Sie außer Sorge um mich; Gott ist gütig gegen Alle und freundlich gegen die Jugend."

Der kleine Chevalier schlug sich zerstreut an die Stirne und schritt mit heftigen Schritten und aufgeregter Miene durch das Zimmer. Er war dankbar für Arzneien und Gelées, und das zarte Gefühl, von welchem Nathalie sprach, rührte ihn seltsam. Er konnte ohne Indelicatesse nicht die wahre Natur der Schwäche von Mademoiselle Dantin untersuchen und er fühlte sich auch wirklich bei dem Gedanken der Vergewisserung, wie weit sie bereits gegangen, nicht wenig beunruhigt.

Trotz seiner Rührung und Dankbarkeit konnte er jedoch nicht vergessen, daß er der geschworene Ritter einer andern Dame war, die im Augenblicke in großer Gefahr schwebte. Seine fruchtbare und aufgeregte Phantasie stellte ihn für einen Moment zwischen zwei schöne Damen, von denen die eine liebenswürdig, die andere geistvoll war —

ist Geist nicht Schönheit? — er wußte nicht, wohin er sich wenden sollte. Endlich aber sank er wieder zu einer wahreren und ruhigeren Betrachtung der Sache herab, strich seine Perücke und entschloß sich großmüthig, da zu bleiben, wo Dankbarkeit ihre Ketten um ihn schlang.

Nathalie lächelte, als er ihr seinen Entschluß mit einem reuevollen Seufzer kund gab; sie bot ihm ein freundliches Lebewohl, und versicherte ihn, daß er nichts desto weniger ihr Ritter bleibe. Der Tanzmeister nahm ihre Hände in die seinen — eine ungewohnte Freiheit — und blickte sie schweigend an.

„Mademoiselle Montolieu," sagte er endlich in bewegtem Tone, „Sie sind jung, hübsch und außerordentlich anziehend, aber Sie haben etwas weit Besseres als all' das — ein gutes, edles Herz. Glücklich der Mann, der Sie besitzen wird; möge Gott ihn und Sie segnen."

Thränen standen in seinen Augen und auch Nathalie weinte, als sie schieden. Sie ging mit leichtem, frohem Herzen nach ihrem Zimmer. Ihre Lage war in Nichts verändert; aber es lag in ihrem Charakter, sich jedem Eindrucke des Augenblickes hinzugeben und die Eindrücke dieses Augenblicks waren leicht und angenehm. Das runde Kinn in der flachen Hand ruhen lassend, ging sie sinnend in dem Zimmer auf und nieder. Auf ihren Lippen schwebte ein Lächeln und der Blick ihrer schwarzen Augen war leuchtend und hoffnungsvoll.

„Ich bin froh, daß ich gehe," sagte sie, „wirklich froh. Diese boshafte Frau würde sicherlich mich noch zu guter Letzt am Streiten Geschmack finden lassen. Ich habe mich darüber gefreut — ich weiß, ich habe es" — fügte sie etwas reuig hinzu; „aber ich glaube sagen zu können, es ist alles zum Besten: ich hätte sie kaum auf andere Weise verlassen können, aber nun muß ich freilich gehen; und wohin soll ich gehen?"

Sie hielt einen Augenblick inne und blickte ernst und unruhig umher. Sie war eine Fremde in Sainville; ihre

einzige Freundin war ihre Schwester und diese war im Augenblicke mit der alten Tante, unter deren Schutze sie lebte, in Rouen. Das Wirthshaus des Ortes schien der einzige Zufluchtsort für das junge Mädchen. Es war ein stilles, anständiges Haus, wo nur wenige Reisende einkehrten; aber der Gedanke, dorthin zu gehen, war höchst peinlich für Nathalie; sie bedauerte nun, das Anerbieten, diese Nacht noch in der Schule zu bleiben, nicht angenommen zu haben. Aber diese Betrachtung war von keiner Bedeutung gegenüber einer anderen, welche sich ihr unter folgender beunruhigender Gestalt aufdrängte: „Mademoiselle Dantin wird sagen, ich hätte ein Rendez-vous mit jenem jungen Manne im Garten begünstigt. Ich that es nicht: aber wird die Welt ihr oder mir glauben?“ Sie suchte diesen Gedanken zu verscheuchen, aber er stieg ihr immer wieder von Neuem auf und mit ihm die wachsende Ueberzeugung, daß die Wendung, die sie der Geschichte gegeben, nicht sehr günstig aufgenommen werden würde. Unehre, und wäre sie auch verdient, läßt sich schwer ertragen, namentlich in der Jugend. Nathalie war einer jener ungestümen Charaktere, welche Ungerechtigkeit mit Wort und Gefühl ahnden müssen. Sie hatte niemals die Tyrannei von Mademoiselle Dantin ertragen; sie war empört, daß eine Kette von Umständen, über die sie scheinbar keine Macht hatte, eine für ihren Stolz so kränkende und für ihre Wohlfahrt so gefährliche Folge gehabt. Sie war jung und schön, deßhalb war sie jedem Verdachte ausgesetzt; arm und deßhalb ohne Freunde, allein; unschuldig, aber nichts desto weniger vom Glücke gemieden.

„Ist dieß möglich?“ fragte sie sich mit ungläubiger Verwunderung. Sie dachte an Charles, aber mit wachsender Bitterkeit und Entrüstung, als an die Ursache all' ihres Unglücks. Weßhalb hatte er sie mit seinen unheilvollen Aufmerksamkeiten verfolgt, die ihren Namen beschimpfen und einen Fleck auf ihn werfen mußten, den sie nur mit Mühe wieder verwischen konnte. Sie fand eine Be-

leidigung nicht nur in der Kühnheit seiner Handlungen, sondern auch in der Kälte und Berechnung derselben. Sie rief sich in ihrer Erbitterung alle Einzelheiten der Begegnung wieder zurück. „Er ist nicht schön," rief sie innerlich: „ich sah ihn wohl an, und es war nicht so dunkel, aber was ich sehen konnte: es gefällt mir weder sein Gesicht, noch sein Blick; das eine ist zu alt, der andere zu kühn und erwartungsvoll im Ausdruck. Sein ganzes Betragen war herzlos und grausam; er wird sich getäuscht finden, wenn er glaubt, er habe mich besiegt."

Dieser Gedanke erhob sie; sie erinnerte sich auch, daß es Zeit zum Handeln sei — nicht allein an das Weggehen, sondern an die Vorbereitungen dazu zu denken. In kurzer Zeit war ihre Kommode geleert und der Inhalt in den Koffer gebracht. Sie wollte ihn eben schließen, als ein leises, schüchternes Pochen sich an der Thüre hören ließ. Nathalie wußte, daß es Marianne, die Dienerin war. Sie ließ sie eintreten und machte sich nach einem flüchtigen Blicke auf das Mädchen wieder an ihr Geschäft.

„Nun, Marianne, was gibt es?" fragte Nathalie in ihrer lebhaften, freundlichen Weise, sich erhebend, indem sie sprach, um das Mädchen anzusehen.

Als Marianne den mit Stricken umbundenen Koffer sah, stieß sie einen Schrei aus. Nathalie sah sie verwundert an.

„O, Mademoiselle!" rief Marianne, kaum zu Athem kommend, „ich habe es gethan! — Sie wollen gehen? — ich bin an Allem schuldig."

„Du, Marianne!" sagte Nathalie lebhaft, sie sehr ärgerlich ansehend. „Willst du damit sagen, daß Du den jungen Mann einließest?"

Marianne ließ den Kopf hängen und rang die Hände.

„Antworte mir," sagte Nathalie in befehlendem Tone; „hast Du das gethan oder nicht?"

„Ich dachte nichts Böses dabei," sagte Marianne schwach.

„Nichts Böses!“

„Ich meinte, daß Sie nicht ärgerlich darüber werden würden.“

Damit machte sie die Sache nicht besser.

„Und weßhalb glaubtest Du das?“ fragte Nathalie streng.

„Ich dachte — ich wußt' es eigentlich nicht — aber er war so schön.“

„Er ist es nicht,“ war die bittere Antwort; „aber er ist sehr unverschämt, Marianne.“

„O, ist er das?“ sagte Marianne ganz verwirrt. „Ich bin sehr unglücklich, aber ich dachte, daß er so reich und schön — wie ich glaubte,“ fügte sie berichtigend hinzu, „und so verliebt in Sie,“ Nathaliens Lippen bäumten sich verächtlich — „da meinte ich — ich weiß, ich hätte es nicht gewagt; aber Mademoiselle Dantin sagt immer, ich sei so leichtsinnig und ich muß es wohl sein,“ fügte sie trostlos hinzu.

Nathaliens Zorn war ebenso rasch gedämpft, als aufgeregt. Sie wußte, Marianne war ein armes, weiches und nervöses Geschöpf, dessen Bischen Geist längst von Mademoiselle Dantin gebrochen worden. Sie suchte sie nun durch die Versicherung zu trösten, daß sie ihr vergeben; als sie aber dies hörte, begann Marianne zu seufzen und traurig zu werden und rief alle Heiligen des Himmels zu Zeugen ihrer guten Absicht auf.

„Schon gut,“ sagte Nathalie plötzlich, welche mehr gutmüthig, als geduldig war; „komm, Marianne, hier ist das Fichu, das ich für Dich zurechtgeschnitten; Du brauchst es nur noch zu säumen.“

Bei diesen Worten erinnerte sich Marianne der zahlreichen Wohlthaten, die sie von dem jungen Mädchen empfangen, was ihren Schmerz nur vermehren konnte. Als Nathalie sah, daß sie hysterisch zu werden begann, ließ sie sie sitzen und ihre Hand auf des Mädchens Schul-

ter legend, blickte sie ihr freundlich ins Gesicht, während sie nicht ohne eine gewisse Feierlichkeit sagte:

„Du hast nun genug gejammert und Thränen nützen nichts auf dieser Erde. Du thatest Schlimmes und meintest es gut; ein gewöhnliches Mißverständniß. Ich habe Dir vergeben; sprechen wir nicht mehr davon. Je früher Du dies Zimmer verlässest, desto besser. Ich halte es für durchaus unnütz, daß Deine Herrin weiß, was geschehen. Sie würde mich nicht von der Schuld entbinden, sondern sagen: wir seien des gleichen Vergehens schuldig; nur möchte ich Dir rathen, Marianne, wenn eine andere Lehrerin an meine Stelle kommt, so laß keine jungen Männer in den Garten. Und nun, weßhalb kamst Du zu mir herauf?"

„Heilige Jungfrau!" rief Marianne bestürzt, „ich hätte das beinahe ganz vergessen! Der Anblick des Koffers —"

„Wie, was ist?"

„Ein Auftrag von Mademoiselle Dantin."

„Sie kann sich die Mühe ersparen," rief Nathalie lebhaft, während sich ihre Wangen färbten, als sie sprach; „ich werde nicht hier bleiben, ich bin bereit, zu gehen; Marianne, Du magst ihr das sagen," fügte sie hinzu, ihren Shawl umwerfend und ihre Hutbänder knüpfend.

„Oh! mon Dieu! Mademoiselle!" sagte Marianne, „das war es durchaus nicht, — aber Sie sind auch so rasch! ganz wie eine Milchsuppe — ganz so!"

„Wie, was ist es denn?"

„Es ist eine fremde Dame unten, welche Sie zu sprechen wünscht."

„Eine Dame?" sagte Nathalie, erstaunt aufschauend; „und wer ist sie, Marianne?"

Marianne wußte es nicht. Das Gesicht der Dame war von ihr abgewandt, als sie auf das Klingeln ihrer Herrin eingetreten war; auch hatte sie sie nicht eingelassen. Nathalie zerbrach sich den Kopf, wer die Fremde sein

möge; denn sie war mit Niemanden in Sainville bekannt; ohne jedoch mit Vermuthungen viele Zeit zu verlieren oder Mariannens Anerbieten, die andere Dienerin fragen zu wollen, anzunehmen, entschloß sie sich, hinabzugehen und es selbst zu erfahren.

Sie blieb einen Augenblick stehen, als sie die Thüre des Sprechzimmers erreicht hatte; sie stand offen und es drang ein Lichtstrahl in den dunkeln Corridor. Sie glaubte die Stimme der Fremden hören und so erfahren zu können, wer es sei, aber selbst wenn das Zimmer leer gewesen, es hätte nicht stiller sein können. Mit einem zwischen Hoffnung und Unbehagen schwebenden Gefühle drückte Nathalie die Thüre auf und trat ein.

Mademoiselle Dantin saß, wie damals, als wir sie zuerst sahen, vor dem Tische, welcher Nathaliens Richterbarre gewesen. Sie schien verdrüßlich; und ein rother Zornesfleck saß auf jeder ihrer blassen Wangen, während sie sich mit einem groben farbigen Taschentuche fächelte. In einiger Entfernung von ihr, mit dem Rücken gegen die Thüre gewandt, stand eine Dame, welche sich rasch umwandte, als sie Nathalie eintreten hörte.

Sie war groß, von schöner Haltung und sehr reich gekleidet; sie schien zwischen vierzig bis fünfzig Jahre alt zu sein; sie würde wohl jünger erschienen sein, und war es auch, aber der kummervolle Ausdruck ihres Gesichtes machte sie älter. Ihre Züge waren mehr regelmäßig, als anmuthig; die Stirne war zu nieder und die Oberlippe hatte einen sehr stolzen Ausdruck, aber das ganze Gesicht war nichts weniger, als zurückstoßend, mancher würde es sogar schön gefunden haben.

Nathalie blickte sie an und hatte ein unbestimmtes Gefühl, daß sie sie schon früher gesehen, aber wo und wie konnte sie sich nicht erinnern.

„Die junge Dame, vermuthlich," sagte die Fremde, mit einem scharfen Blick auf Nathalien, zu Mademoiselle Dantin mit einer volltönenden, angenehmen Stimme, die

dem Ohre des jungen Mädchens bekannt schien. Die Vorsteherin nickte kurz und verächtlich, als die Dame sich abermals nach Nathalien umwandte und mit einer Verbeugung des Kopfes, die zwischen Stolz und Höflichkeit mitten inne hielt, sagte:

„Ich bin gekommen, Mademoiselle Montolieu, um Ihnen mein lebhaftes Bedauern über die große Indiscretion auszudrücken, der sich mein Sohn diesen Abend gegen Sie schuldig gemacht — ich bedauere es unendlich," fügte sie hinzu, indem sie sich wieder in ihre fühere Stellung warf.

Nathalie verbeugte sich schweigend. Sie erkannte jetzt die Sprecherin als ihre Nachbarin, Madame Marceau. Die Dame fuhr fort:

„Ich bin wirklich sehr ungehalten darüber, daß ein Sohn unseres Hauses, — daß mein Sohn — so gehandelt hat. Ich erfuhr, daß eine Dienerin dabei im Spiele ist; — es ist wirklich empörend."

Sie führte ein reich emaillirtes Riechfläschchen an ihre Nase, als wollte sie die Gedanken läutern.

„Empörend!" rief Mademoiselle Dantin aufgebracht; „es ist mehr, Madame, ich," dabei richtete sie sich auf, „ich nenne es abscheulich! Meine Dienerin zu bestechen; — aber ich werde dieser frechen Creatur ihre Stelle anweisen," rief sie, indem sie aufstand, um die Klingelschnur heftig anzuziehen.

„Nicht jetzt, Madame — nicht jetzt," sagte Madame Marceau, mit einer stolzen Handbewegung, die ihr nicht übel stand, abwehrend, während sie das Riechfläschchen immer noch an der Nase hielt; „jetzt nicht, ich bitte, ich zweifle gar nicht, daß das Mädchen, wie mir mein Sohn sagt, schuldig ist; ich würde sie entlassen. Ich bin jedoch zu gleicher Zeit überzeugt, daß Ihr feines Zartgefühl Ihnen sagen wird, wie unpassend eine solche Erörterung jetzt wäre. Sie können gehen," setzte sie hinzu, Marianne einen flüchtigen Wink gebend, denn diese war mit ihrem verwirrten Blicke an der Thüre erschienen.

„Ihre Herrin bedarf Ihrer jetzt nicht. Gehen Sie, mein gutes Kind, — gehen Sie!"

Mademoiselle Dantin ließ sich sonst nie Etwas vorschreiben. Diesmal aber nahm sie ihren Sitz wieder ein und erlaubte Marianne zu gehen. Madame Marceau vermochte sie, dies Alles ruhig geschehen zu lassen. Es war nicht der Reichthum oder der Stand der Dame, welche diese Wirkung hatten; denn, um der Vorsteherin gerecht zu sein, sie gab nie nach, wenn nicht irgend ein Vortheil heraus sah, und im gegenwärtigen Fall war davon keine Rede; aber wenn sie auch nicht ganz verstehen konnte, weßhalb, fühlte sie sich doch unwillkürlich ganz in den Schatten gestellt. Madame Marceau's stattliche Persönlichkeit und großen Manieren, ihre volle und noch anmuthige Gestalt, ihr prachtvolles seidenes und faltenreiches Gewand, ihr indischer Shawl, der sich nachläßig um ihre Figur schmiegte, als ob er ein Ding von keinem Werthe wäre, — ja, sogar ihr Hut mit der wehenden Feder, die bei jeder Bewegung des Kopfes der Trägerin sich hob und senkte, konnten ihres Eindrucks nicht verfehlen und dämpften den Zorn der Vorsteherin. Da sie jedoch eine Frau von wirklich großem Geiste war, so sammelte sie sich bald wieder und bereitete einen Ausbruch vor, dessen Beginn auf die Eigenthümlichkeit gewisser Leute zielen sollte, welche, weil sie ihren eigenen Dienern Befehle geben, solche auch andern Leuten geben zu können meinen, die jedoch nicht geneigt seien, auf sich herumtreten zu lassen; — Madame Marceau aber, welche ihre Absicht bemerkte, kam ihr zuvor.

„Nach und nach, meine gute Mademoiselle Dantin," sagte sie mit ihrer lächelnden Gönnermiene, „nach und nach; erlauben Sie mir erst, daß ich zuerst der jungen Dame die Sache erkläre. Ich bin sehr ungehalten, außerordentlich ungehalten," fuhr sie fort, indem sie sich an Nathalie wandte; „Alles, was vorgefallen, thut mir unendlich leid. Ich habe Mademoiselle Dantin die Sache aus-

einander gesetzt und sie sieht ihren Mißgriff ein," die Vorsteherin wollte bereits mit einer entrüsteten Verneinung hervorbrechen, aber sie kam nicht zu Worten — „später, wenn ich Mademoiselle Montolieu Alles erklärt haben werde. Zu gleicher Zeit," fuhr Madame Marceau fort, indem sie sich wieder an Nathalie wandte, „sehe ich wohl ein, daß Sie mancherlei Gründe haben mögen, keinen Tag länger unter diesem Dache zu weilen. Wollen Sie von der Gastfreundschaft, welche mein Bruder, nachdem ich ihm vertraute, was mir mein Sohn mitgetheilt, Ihnen durch mich anbietet, Gebrauch machen? Ich bitte," fügte sie mit ausnehmend freundlichem Tone hinzu, „nehmen Sie diesen Vorschlag so auf, wie er gemacht ist, — als eine Gunstbezeugung, welche Sie uns erweisen. Wir werden nicht eher uns beruhigen, bis Sie uns diese Gelegenheit geben, die höchst bedauerliche Indiscretion meines Sohnes wieder gut zu machen." Nathalie antwortete nicht; sie zögerte sichtlich; Madame Marceau sah sie mit ängstlich fragendem Blicke an. „Ich hoffe," sagte sie, etwas unruhig, „dieser Vorschlag ist Ihnen nicht ganz unangenehm. Es würde mich sehr schmerzen — Wie, Madame!"

Die letzteren Worte wurden in sehr scharfem Tone gesprochen und waren an Mademoiselle Dantin gerichtet, die, als sie den veränderten Ton und Ausdruck von Madame Marceau vernahm, für gut fand, sich in ihren Armstuhl zurückzulegen, die Augen zu schließen und ein verächtliches „Bah!" auszustoßen.

„Wie, Madame?" fragte Madame Marceau wieder, sich hoch aufrichtend, und sich mit ihrer ganzen Majestät umgebend.

„Nichts, Madame," antwortete kurz die Vorsteherin.

Madame Marceau blickte sie verächtlich an und wandte sich dann wieder, sichtlich auf eine Antwort wartend, an Nathalie. Der Entschluß des jungen Mädchens war bereits gefaßt. Sie dachte nicht, daß zwischen dem Wirthshause und dem Schlosse von Sainville lange zu wählen

sei; sie mußte überdies einen großen Unterschied in dem Tone, mit wechem Madame Marceau zu ihr und dem, in welchem sie mit Mademoiselle Dantin sprach, entdecken; diese Auszeichnung schmeichelte ihrem verletzten Stolze. Aber so ruhig sie auch zu sein sich das Ansehen gab, so konnte sie sich doch ein Gefühl nicht verbergen und dies Gefühl war die Ueberraschung. Sie wußte, daß der Schritt, welchen Madame Marceau jetzt that, sicher der letzte gewesen wäre, zu welchem sich die weibliche Bourgoisie von Sainville unter ähnlichen Umständen entschlossen hätte. Madame Marceau, welche sie mit aufmerksamem Auge betrachtete, lächelte mit einem gewissen ruhigen Triumphe, welcher zu sagen schien: „Ja, mein theures Kind, es ist so: kein kleiner Parvenu würde so handeln, aber ich bin eine große Dame von jener alten Noblesse, welche immer noch die Artigkeit und Ritterlichkeit der Gefühle besitzt. Unsere Titel sind nichts; unser Reichthum ist vorbei; dies aber bleibt und wird uns immer vor dem plebejischen Blute auszeichnen."

So wenigstens legte sich Nathalie die Gedanken aus, welche sich auf dem ernsten und schönen, obwohl etwas stolzen Gesichte spiegelten, das sie jetzt betrachtete; sie unterdrückte ihr augenblickliches Erstaunen und antwortete mit einem Ernste und einer Ruhe, die man nicht an ihr gewöhnt war:

„Madame, ich danke Ihnen aufrichtig für Ihr Anerbieten. Ich will nicht sagen, daß ich es annehme, weil die Umstände, auf welche Sie mit so innigem Bedauern anspielen, mir keine andere Wahl lassen; meine Gründe sind, wie ich glaube, höherer Art. Die Beleidigungen, welche Mademoiselle Dantin gegen mich ausgestoßen, würden, ich gestehe es, durch ein plötzliches Ausscheiden aus ihrem Institute gerechtfertigt erscheinen. — einem Institute, wo ich nichts destoweniger nicht mehr zu bleiben wünschen kann — nein, nicht eine Stunde länger," fügte sie hinzu, indem sie die Vorsteherin mit einem vor-

wurfsvollen Blicke ansah; „wenn ich jedoch ihr Haus mit dem Ihrigen vertausche," fuhr sie, sich wieder an Madame Marceau wendend, fort, „ihren Schutz mit dem Ihrigen, so glaube ich, daß meine bittersten Feinde, wenn ich wirklich welche hätte, verstummen müßten; dies und dies allein sind meine Beweggründe."

Sie sprach mit ruhigem Stolze, ja beinahe kalt, denn sie wollte ihrer Würde auch nicht das Geringste vergeben.

„Was immer Sie bewegen mag," antwortete Madame Marceau ausnehmend freundlich und liebevoll; „ich bin zu glücklich über das Resultat, um nicht Ihre Gründe für vortrefflich zu halten, und ich bin gewiß, Mademoiselle Dantin theilt meine Freude über eine so glückliche Lösung einer so fatalen Geschichte."

„Madame," antwortete die Vorsteherin, ihr einen ärgerlichen Blick zuwerfend, und in einem Tone sprechend, der vor Wuth zitterte; „ich möchte Ihnen viel sagen, ich will mich jedoch auf eine Bemerkung beschränken: unter keiner Bedingung möchte ich unter meinem Dache Dinge dulden, die Sie unter dem Ihrigen dulden zu wollen scheinen —"

„Was für Dinge?" fragte Madame Marceau.

„Dinge, welche ein sittsames Frauenzimmer nicht nennt."

Madame Marceau führte ihre Riechfläschchen mit großer Würde zu ihrer Nase.

„Wirklich, Mademoiselle Dantin," sagte sie ruhig, „Sie setzen mich in Erstaunen. Welche Ideen! zumal für eine Erzieherin der Jugend; Sie setzen mich in Erstaunen. Ich glaube, Sie sind schon bereit, Mademoiselle Montolieu," fügte sie hinzu, sich an Nathalie wendend. „Wollen Sie die Güte haben, meinen Arm zu nehmen. Ein Diener wird diesen Abend noch Ihre Koffer abholen."

Nathalie gehorchte schweigend, aber sie fühlte sich etwas gedemüthigt bei dem Gedanken, daß sie nur einen

Koffer zurückließ. Sie hatten die Thüre erreicht, als Madame Marceau sich umwandte und kalt bemerkte:

„Guten Abend, Mademoiselle Dantin; ich glaube Ihnen noch bemerken zu müssen, daß Mademoiselle Montolieu jetzt unter meinem Schutze sich befindet, und ich deßhalb jede nachtheilige Bemerkung über sie als eine persönliche Beleidigung gegen mich betrachten müßte."

Sie schritt in stolzer Haltung aus dem Zimmer. Nathalie folgte ihrem Beispiel, aber nicht, ohne zuvor noch einen Blick in das düstere Gemach mit den Globen, den Karten, dem traurigen Kamin, den unbequemen Möbeln und auf die häßliche Gestalt der Vorsteherin zu werfen, welche unbeweglich in ihrem Stuhle saß — und dabei mit einem unaussprechlichen Gefühle des Wohlbehagens zu denken, daß sie dies Alles nun für immer verließ.

Eine neue Seite in der Geschichte ihres Lebens war aufgeschlagen.

Viertes Kapitel.

Das Schloß von Sainville stand auf dem Gipfel einer Anhöhe, welche die stille Stadt Sainville beherrschte, die in dem engen Raum eines kleinen normannischen Thales erbaut war.

Ein breiter Weg, zu beiden Seiten von Bäumen beschattet, wand sich die steile Anhöhe hinan, führte an der schmalen Thüre des Schulhauses und dem eisernen Thorwege des Herrenhauses vorbei, und senkte sich dann rasch mit der anderen Seite der Anhöhe abwärts und lief noch lange in das offene Thal hinaus, zwischen gelben

Kornfeldern und grünen Wiesen, da und dort an einer einsamen Wohnung vorüber; von dieser Aussicht, welche im Sonnenschein ein heiteres und ländliches Gepräge trug, war jetzt am Abende nichts zu sehen; der Mond wurde von leichten Wolken verdunkelt, welche langsam über seine Scheibe hinzogen und eine der andern an dem düsteren Himmel wie Schiffe folgten, die in derselben Strömung segeln, bis sie endlich in den fernen Tiefen des Himmels verschwanden; ein kühler Wind hatte sich erhoben und sein leises Murmeln vermischte sich mit dem Rascheln der dürren Blätter, die er von dem Wege fegte.

Als die beiden Damen das Schulhaus verließen, sahen sie in dem Thal zu ihren Füßen die matten Lichter, welche noch immer brannten; lange gingen sie schweigend neben einander her, bis sie eine Allee von alten und majestätischen Ulmen zu ihrer Linken erreichten. An dem Ende dieser Allee erhob sich das Schloß. Das eiserne Thor stand offen; sie traten ein, gingen bis an das Ende und stiegen dann eine Reihe Stufen hinauf, die zu dem Portale führten. Ihr Nahen schien beobachtet und erwartet zu sein, denn die Thüre öffnete sich leise, um sie einzulassen. Nathalie sah einen stämmigen Bedienten in schwarzer Kleidung und respektsvoller Haltung in der geräumigen und erleuchteten Halle stehen, an deren Ende eine breite und majestätische Treppe mit einem Geländer von reicher Eisenfiligranarbeit in die Beletage führte. Sie traten ein.

„Wo ist mein Sohn?" fragte Madame Marceau.

„Herr Charles ging kurz nach Madame weg."

„Hat sie dies gefragt, damit ich wissen solle, er ist fort?" dachte Nathalie lebhaft. Sie blickte umher. Das Gepräge der Pracht und Größe, was die ganze Umgebung, der unterthänige Ton und die niedergeschlagenen Augen trug, der Dienerschaft, die stolze Würde, mit der Madame Marceau die Halle durchschritt, und ihr rauschendes Kleid zeigte ihr, wie verschieden die Atmosphäre, in die sie trat, von der Welt war, die sie verlassen. Sie wurde nicht ge-

rade eingeschüchtert und doch machte das Ganze einen tiefen Eindruck auf sie. Sie schritt die Treppen stumm hinan. Madame Marceau blieb stehen, als sie den ersten Ruheplatz erreicht hatten. In einer Vertiefung stand die schwarze Bronzestatue einer weiblichen Sclavin, die eine blasse, durchsichtige Lampe trug, welche ein sanftes und gedämpftes Licht rings umher goß. Die ältere Dame wandte sich an ihre Begleiterin, und ihre Hand auf die vergoldete Klinke einer großen Flügelthüre legend, bemerkte sie mit ihrer wohllautenden, vollen Stimme, indem sie auf Nathalie herabblickte, während sie sprach: „Ich muß mir die Erlaubniß ausbitten, Sie bei meiner Tante, dem Stiftsfräulein einzuführen; sie ist sehr alt, ein wenig kränklich und ziemlich taub. Sie wird sich gewiß außerordentlich freuen, Sie kennen zu lernen. Lassen Sie sich durchaus nicht beunruhigen: sie ist eine sehr einfache Frau — wirklich sehr einfach. Vielleicht werden wir auch meinen Bruder, Herrn von Sainville, sehen; bitte, lassen Sie sich ganz gehen."

Sie sprach so freundlich und zutraulich, daß Nathalie in nicht geringe Verlegenheit über ihr Zittern kam, welches so viele Herablassung hervorrief. So muthig sie einer Ungerechtigkeit gegenüber trat, so schüchtern war das junge Mädchen bei Fremden; sie war es doppelt in diesem Momente. Was sollte dies alte Stiftsfräulein, ohne Zweifel eine strenge, alte Betschwester, von ihr denken? Wie mußte Herr von Sainville, dieser ernste, und wenn das Gerücht die Wahrheit sagte, sehr mürrische Mann, das unbedeutende Mädchen ansehen, das die Aufmerksamkeit seines Neffen auf sich gezogen? Und doch trotz alles Unbehagens, das sie fühlte, mischte sich ein starkes Stück Neugierde darein, den Mann in der Nähe zu sehen, der seit seiner Rückkehr nach Sainville das Interesse aller Nachbarn rege gemacht.

Madame Marceau, welche Nathalie mit scharfem Auge anblickte, war weit davon entfernt, sich durch die Gedanken,

welche sie auf dem verschleierten Gesichte des jungen Mädchens lesen konnte, unangenehm berührt zu fühlen. Vertraulich die Hand streichelnd, welche auf ihrem Arme ruhte, forderte sie sie nochmals auf, alle Unruhe zu verbannen, und indem sie die Thüre öffnete, führte sie sie in ein großes, nach altem Geschmacke eingerichtetes Empfangszimmer, mit hoher Decke und tiefen Fenstern, die jetzt mit großen, dicken Vorhängen verhängt waren, welche bis auf den Boden fielen. Mehrere breite Spiegel machten das Zimmer scheinbar noch größer, als es wirklich war, und reflektirten in ihrer schattigen Tiefe das Licht einer Lampe, welche von der Decke herabhing. Mit den sanften, blassen Strahlen dieser Lampe contrastirte die rothe Glut des Feuers, das in dem Kamine brannte, und das sich mit einem noch tieferen und noch brennenderen Roth in der polirten Oberfläche der umstehenden Möbel spiegelte. Die Wände waren mit Bildern in schweren, goldenen Rahmen bedeckt; es waren meist alte Familienportraits, welche das milde Gepräge des Zeitalters trugen. Es lag Wärme und Reichthum in der Färbung des ganzen Zimmers.

Nathalie drängte sich Anfangs hinter Madame Marceau und wagte kaum vom Boden aufzusehen. Es war ihr, als ruhte der strenge Blick Herrn von Sainvilles, von welchem sie oft gehört hatte, auf ihr; als sie jedoch endlich leicht erröthend und etwas verwirrt aufsah, gewahrte sie an dem andern Ende des Zimmers eine sehr kleine, alte Dame, die in einem tiefen Armstuhl neben dem Kamine saß und mit großer Emsigkeit strickte. Sie unterbrach ihre Beschäftigung nicht und schien auch von ihrem Eintreten keine Notiz zu nehmen. Mit einem gemischten Gefühl von Erleichterung und Enttäuschung bemerkte Nathalie, daß Herr von Sainville nicht da war. Madame Marceau, die noch immer den Arm des jungen Mädchens in dem ihren hielt und ihr freundlich zunickte, um sie aufzumuntern, führte sie langsamen und feierlichen Schrittes

durch das Zimmer. Als sie sich dem Kamine näherte, reflectirte der große Spiegel, welcher darüber hing, ihre edle Gestalt, ihr reiches Kleid und die wehende Feder; sie sah wirklich majestätisch aus. Sie blieben neben dem Lehnstuhl der alten Dame stehen, und freundlich den Arm ihrer Verwandten berührend, sagte Madame Marceau mit lauterer Stimme, als sie sonst zu sprechen gewöhnt war:

„Tante, — liebe Tante Radegonde."

Das Stiftsfräulein erhob langsam den Kopf. Nathalie fühlte sich gleich angenehm berührt von dem Blick ihres milden, blauen Auges, wie von dem freundlichen und wohlwollenden Lächeln, das auf ihren Zügen lag, als sie sie gewahrte. Sie war wohl eine fromme Dame, aber gewiß nicht streng und unduldsam. Ihr silberweißes Haar war unter einer festanliegenden Spitzenhaube gescheitelt; sie trug ein Kleid von schwarzem Seidenbrokat, außerordentlich faltig und nach altem Schnitt, was ihr jedoch sehr gut stand. An ihrem Busen glänzte ein großes goldenes Kreuz, das Abzeichen eines heiteren und weltlichen Ordens, dem sie angehörte. Sie war sichtlich sehr alt, aber ihre zierliche und kleine Gestalt hatte nicht unter dem Einfluß der Jahre gelitten oder ihre Niedlichkeit in den Proportionen verloren; sie saß und strickte in aufrechter Haltung. Nathalie glaubte nie ein Wesen gesehen zu haben, das ihr kindlich schönes Ideal von einer freundlichen Fee mehr realisirte.

„Ich brachte Ihnen Mademoiselle Montolieu," sagte Madame Marceau, sich wieder an die Tante wendend.

„Ich bin sehr erfreut, sie zu sehen," antwortete freundlich das Stiftsfräulein; „das arme Kind scheint heiß zu haben, es ist vielleicht zu früh, schon zu heizen; ich meines Theils halte die Wärme zu allen Zeiten für ein gutes Ding: auch bin ich Rheumatismen ausgesetzt und dieses alte Empfangszimmer ist so kalt und frostig am Abend. Bitte, nehmen Sie Ihren Hut und Shawl ab, meine Liebe, und setzen Sie sich zu mir."

Es lag in ihrem Wesen eine Freundlichkeit, die nicht das Gepräge des stolzen Wohlwollens von Madame Marceau trug, als sie nun Nathaliens Hand nahm und sie mit einem Lächeln auf einen tiefen, weichen Sessel neben sich niedersitzen ließ, indem sie sie fortwährend mit auffallender und etwas naiver Neugierde betrachtete. Nicht zufrieden mit dem flüchtigen Blicke, den sie bis jetzt erhalten, erhob sie sich und nahm Nathalie mit der Behauptung, daß „das arme Kind immer noch zu warm habe," Hut und Shawl ab und blieb stumm und verwundernd vor ihr stehen. Nathalie war immer schön, aber jetzt warf das warme Feuer des Kamines eine so tiefe Röthe auf ihre Wangen, ihre Augen strömten ein so sanftes und zartes Licht aus, und die klaren Umrisse ihres ganzen Gesichtes umfloß ein so blendender Glanz, der durch das schwarze Haar und die schwarzen Kleider noch erhöht wurde, daß Tante Radegonde sie nur mit stummer Bewunderung betrachten konnte, welche bald in jenes lächelnde Wohlgefallen überging, das der Anblick der Jugend und Schönheit denen einflößt, die das Alter nicht mürrisch, sondern mild und freundlich gemacht. Die Sprache, welche ihr bewundernder Blick sprach, war die, die uns die Schönheit frühe reden lehrt, und ein halb schüchternes, halb freudiges Lächeln zitterte auf Nathaliens geöffneten Lippen. Das Stiftsfräulein wandte sich an ihre Nichte und indem sie sich auf die Zehenspitzen erhob, um ihr Ohr zu erreichen, flüsterte sie ihr geheimnißvoll mit einem Wink nach Nathalien zu:

„Sie ist sehr hübsch."

Das junge Mädchen wurde dunkelroth und bückte sich, als wollte sie ihr Haar zurecht machen. Madame Marceau antwortete nicht. Sie betrachtete Nathalien mit einer Verwunderung, die nahe an Bewunderung gränzte, ohne daß jedoch der Ausdruck des Wohlgefallens darin gelegen hätte.

„Ich kann den armen Charles nicht so sehr tadeln,"

fuhr das Stiftsfräulein fort, in demselben hörbaren Tone, den sie für das leiseste Geflüster hielt.

„Stille, Tante," sagte ihre Nichte in befehlendem Tone, während sich ihre Stirne umwölkte.

„Wir wollen sehen, ob unser kritischer Armand an diesem Gesichte etwas auszusetzen finden wird," fügte das vorlaute Stiftsfräulein mit sichtlichem Triumphe hinzu.

Nathalie sah sehr verlegen aus. Armand war der Taufname des Herrn von Sainville. Madame Marceau preßte den Arm ihrer Tante, und entschuldigte sich leicht bei dem jungen Mädchen, ihre Verwandte sei, wie sie ihr bereits gesagt, etwas taub. Sie sprach mit einem bedeutungsvollen Blicke und in lautem Tone.

„Taub," wiederholte Tante Radegonde, sehr erbittert. „Ich höre so gut, als die meisten Leute; jedermann ist mehr oder weniger taub; der einzige Unterschied besteht in der Quantität, aber was ich sagte, war nicht so beleidigend, wie ich glaubte, daß Du mir den Arm auf diese Weise zu drücken brauchtest, Rosalie. Zu meiner Zeit hatten es die jungen Mädchen gerne, wenn man sie schön nannte, und wenn sie schön waren, fanden es die jungen Männer auch bald heraus."

Mit einem stolzen Wink, welcher ein „Nimm das!" für ihre Nichte in sich schloß, ging das Stiftsfräulein zu ihrem Armstuhl zurück, setzte sich darein und begann in der früheren geraden Haltung wieder fleißig zu stricken. Madame Marceau's Lippe bäumte sich, als sie einen Augenblick auf ihre Tante herabsah; ihr Blick wandte sich jedoch bald wieder zu Nathalien zurück, die sie fest vom Kopf bis zum Fuß betrachtete, scheinbar ohne zu bemerken, daß das junge Mädchen ihren forschenden Blick erwiederte. Die Dame stand ihr gegenüber, bei dem Kamine, mit entblößtem Kopfe, aber den indischen Shawl, der einen Theil ihrer Würde auszumachen schien, noch immer nachläßig umgeschlungen. Nathalie war überrascht durch die Aehnlichkeit ihrer schönen Gesichtszüge mit denen

ihres Sohnes; aber dieselbe Schärfe der Umrisse, derselbe kummervolle Ausdruck schadete ihrer Schönheit. Der Blick, den sie nun auf das junge Mädchen warf, war fest und ernst, doch wenn ihre Blicke sich zufällig plötzlich begegneten, so lächelten sie sehr mild.

„Tante," sagte sie, sich in sehr freundlichem Tone an ihre Verwandte wendend: „sollten Sie glauben, daß diese schreckliche alte Vorsteherin mich das Fräulein kaum sehen lassen wollte."

„Wirklich!" rief Tante Radegonde, ihren Unwillen vergessend. Sie sah sich rasch nach Nathalien um, hörte mit ihrem Stricken auf, indem sie den Kopf etwas seitwärts beugte, was ihr durch die Schwäche ihres Gehöres und ihre kleine Gestalt zur Nothwendigkeit geworden sein mochte, und zeigte so das Profil eines kleinen gallischen nez retroussé, das von einem sehr neugierigen Charakter zeugte.

„Mademoiselle Dantin war heute Abend sehr gereizt," sagte Nathalie ruhig, da sie fühlte, daß man eine Antwort erwarte.

„Ist sie oft so?" fragte das Stiftsfräulein rasch.

„Ja, sehr häufig," antwortete Nathalie lächelnd.

„Dann liebten Sie sie wohl auch nicht?"

„Wir taugten nicht für einander; — unsere Temperamente sind sehr verschieden." Sie sprach kalt; sie liebte Mademoiselle Dantin nicht, aber sie verschmähte es, Schlimmes von ihr zu sagen.

„Ah!" sagte Tante Radegonde langsam, da sie noch mehr erwartete. „Wirklich!" rief sie nach einer Pause; als jedoch dies keine weitere Erklärung zur Folge hatte, nahm sie ruhig ihr Strickzeug wieder auf.

„In der abhängigen Lage von Mademoiselle Dantin ist es sehr schwer, die Temperamente anderer Leute zu erforschen," bemerkte Madame Marceau freundlich. „Sie ist, wie mir scheint, nicht besser und nicht schlechter, als die meisten Individuen ihrer Classe. Mademoiselle Mon-

tolieu, Sie werden hoffentlich einige Erfrischungen nicht ausschlagen?"

Ohne einen Einwurf oder eine Antwort abzuwarten, klingelte sie. Augenblicklich trat ein Diener ein, der ein Brett mit Delicatessen trug. Mademoiselle Marceau deutete flüchtig auf einen kleinen Tisch neben Nathalie, daß er es dort niedersetze. Sobald er sich entfernte, nöthigte sie aufs Artigste ihren Gast, etwas zu nehmen. Als das junge Mädchen ihrem Wunsche entsprach, ließ sie sich in einen kleinen Fauteuil nieder, wo sie unterstützt von einer Masse Kissen sich majestätisch zurücklehnte, und Nathalie wenn auch nicht gerade ansah, doch im Blicke behielt. Aber trotz ihrer Unerfahrenheit besaß Nathalie doch die feine Klugheit einer Südländerin und einer Frau. Sie fühlte, daß sie in dieses prächtige Empfangszimmer mit der mit Wappen gezierten Decke und den alterthümlichen Möbeln, welche in dem rothen Feuer widerstrahlten, mit der Absicht geführt worden war, um durch den Anblick der ungewöhnten Pracht geblendet zu werden. Sie war anfangs etwas verlegen gewesen; der erste Eindruck hatte sich jedoch verwischt und sie fühlte sich nun gefaßt.

„Wie leid thut es mir," bemerkte Madame Marceau, mit einem freundlichen Blick nach ihrem Gaste, „daß mein Bruder, Herr von Sainville, seinen Abend nicht mit uns zubringt. Es würde ihn gewiß unendlich gefreut haben, Mademoiselle Montolieu kennen zu lernen. Namentlich, wenn man so glücklich ist, einen Bruder zu haben — und es ist nicht jedermann so glücklich —"

„Haben Sie einen Bruder, meine Liebe?" unterbrach ihre Tante, sich mit neugieriger Miene an Nathalien wendend.

„Nein, Madame, ich habe nur eine Schwester."

„Lebt sie in Sainville?" fragte das Stiftsfräulein.

„Gewöhnlich allerdings; doch jetzt ist Rosa auf eine Woche in Rouen."

„Rosa! was für ein hübscher Name! darf ich Sie um den Ihrigen fragen; es liegt viel Bedeutung in dem Namen; ich heiße Radegonde, von der heiligen Radegonde, einer unserer früheren Königinnen. Der Ihrige ist — Nathalie! Ah!" Und das Stiftsfräulein wurde plötzlich nachdenklich.

„Nathalie!" bemerkte Madame Marceau scheinbar gleichgültig, obwohl sie mit großer Aufmerksamkeit den Worten gelauscht hatte. „Nathalie! Kannten wir nicht eine Dame dieses Namens in Marseille, Tante?"

„Marseille!" wiederholte Tante Radegonde. „Wie, sind Sie aus dem Süden, meine Liebe?" fragte sie plötzlich, als ob ihr der Gedanke bis jetzt noch nicht gekommen.

„Ich bin eine Provençalin."

„Ich hätte das leicht an der lebhaften pikanten Art zu sprechen merken können, die so sehr von unserem langsamen nasalen normannischen Accente absticht; Sie haben überdies einen leichten Anflug des südlichen Dialectes, der sich allerliebst macht," fügte sie lächelnd hinzu.

„Nathalie Montolieu," bemerkte ihre Nichte zerstreut; „ja, der Name klingt wirklich südlich."

„Montolieu! ist das ihr Familienname, meine Liebe? ei, Rosalie, wie kannst Du das einen südlichen Namen nennen? Im Gegentheil, jetzt, da Du ihn erwähnst, erscheint er mir wie ein Name aus Sainville; hast Du den Doctor Montolieu vergessen, der meiner armen Lucile den Hof machte und der, als Du Wittwe wurdest, Dich durchaus heirathen wollte?"

Madame Marceau warf der Tante einen Blick voll Entrüstung zu, während Nathalie ruhig bemerkte:

„Dieser Doctor Montolieu war mein Vater, er verließ Sainville nach dem Tode seiner ersten Frau und wandte sich nach Arles, wo er meine Mutter heirathete."

Madame Marceau war wie vom Donner gerührt

über diese unerwartete Enthüllung, die so plötzlich die Kluft zwischen ihr und der Tochter des Mannes ausfüllte, welcher früher um die Ehre ihrer Hand buhlte. Sie war in vielen Jahren von Sainville entfernt gewesen und wußte nichts von der zweiten Heirath des Doctors. Mademoiselle Dantin hatte ihr blos mitgetheilt, daß Nathalie eine Provençalin sei und behauptete, nichts weiter zu wissen; diese Thatsache, in Verbindung mit dem südlichen Accente des jungen Mädchens hatte sie vollkommen irre geführt. Neugierig jedoch, zu wissen, wer ihr Gast wirklich sei, hatte sie, ihrer gewöhnlichen Tactik gemäß, ihre Tante die Spur auffinden lassen; das Resultat überstieg weit ihre Wünsche und Erwartungen. Es lag wirklich etwas Bemitleidenswerthes in ihrer Bestürzung, in dem nervösen Zittern, mit welchem sie ihr Riechfläschchen gebrauchte, und in der gemachten Weise, wie sie plötzlich die Behauptung ihrer Tante in einen Scherz zu verwandeln und ihre Bestürzung über diesen Zufall, die wirklich nicht unbedeutend war, zu verbergen suchte.

„Ja, ich erinnere mich des Doctor Montolieu, er war ein guter, achtungswerther Mann, wie Sie sagen, Tante — ein sehr seltsames Zusammentreffen — wirklich seltsam. Mademoiselle Montolieu, ich sehe, Sie sind sehr ermüdet; gestatten Sie mir, Ihnen Ihr Zimmer zu zeigen?"

Nathalie erhob sich; aber das Stiftsfräulein wollte sie noch zärtlich küssen, und ihre Hand haltend, sie fragen, wie lange ihr Vater todt sei; ihr sagen, was für ein geschickter Mann er gewesen; wie er sie während ihrer langen Krankheit gepflegt und ihr im Geheimen zuflüstern, daß, wenn Rosalie nur gewollt, sie jetzt ihre — Nathaliens — Mama wäre; allem diesem mußte ihre stolze Nichte mit unmächtiger Entrüstung zuhören, bis sie endlich unfähig, das Geplauder länger zu ertragen, das junge Mädchen rasch aus dem Zimmer führte. Sie suchte sich zu fassen und nahm wieder eine freundliche Miene an, als die Thüre des Empfangzimmers sich hinter ihnen schloß

und die Stimme der Tante Radegonde nicht mehr zu hören war.

Sie bat Nathalien freundlich, ihr zu folgen, und führte sie eine andere Stiege des großen Treppenhauses hinauf. Die Höhe der Decke, die Statuen und Kunstgegenstände, welche jede Vertiefung der Wände zierten, und die Breite der Treppe machten auf Nathalien den Eindruck jener Pracht und Größe, welche allen Herrenhäusern eigenthümlich ist. Als sie auf dem zweiten Ruheplatz angekommen, der, wie der Erste, erhellt war, wandten sie sich nach einem langen und engen Gang oder einer Gallerie, wie es die Dame nannte, mit Thüren zu beiden Seiten. Es waren dies, wie Madame Marceau dem jungen Mädchen nachdrücklich bemerkte — die Thüren zu den Schlafzimmern des Schlosses; sie waren nach und nach von der ganzen Familie bewohnt worden, seit das Schloß erbaut war.

„Und dies ist Ihr Zimmer, Mademoiselle Montolieu," fügte sie hinzu, indem sie die letzte Thüre öffnete und in ein kleines achteckiges Gemach trat, das mit blauem, etwas verschossenem Damast ausgeschlagen war, und von einer an der niederen Decke hängenden Krystallampe erleuchtet wurde. „Wir sind nun in einem der vier Thürme des Schlosses," fuhr sie fort, indem sie dem jungen Mädchen freundlich zunickte und lächelte. Ihr Blick, ihr Ton und ihre Haltung drückten nur inneres Wohlgefallen aus.

„Wie hübsch muß die Aussicht sein!" rief Nathalie, entzückt über das Zimmer.

„Alle Aussichten vom Schloß von Sainville sind hübsch," antwortete die stolze Dame. „Ja, ich darf sagen, sie sind berühmt. Mein Zimmer stößt hart an das Ihre, ich sage dies, damit Sie nicht glauben, Sie seien abgeschlossen, wie ein Burgfräulein von ehedem in diesem „blauen Zimmer des westlichen Thurmes," den mehr als ein Burgfräulein bewohnt hat. Wirklich, ich hoffe nicht

daß Sie sich vor Geistern fürchten: es soll, wie man sagt hier spuken."

Dann folgte eine Legende von zwei schönen Schwestern, Constanze und Adelaide de Sainville, welche nach einander dieses Zimmer innegehabt und Beide im letzten Jahrhundert gestorben waren. Constanze hatte es zu ihrem Oratorium gemacht und zog sich täglich zu Betrachtung und Gebet dahin zurück; sie starb jung, rein und glücklich. Nach ihrem Tode wurde es das Schlafzimmer Adelaidens, einer heiteren und üppigen Dame, welche die Wände, die von der asketischen Constanze nackt gelassen worden, mit zartem Seidendamast behängen und das Daunenbett, den Spiegel und die Krystallampe herein schaffen ließ; nur der hölzerne Betstuhl blieb als Erinnerung an ihre Schwester. Auch sie schien jung, aber nicht resignirt oder glücklich gestorben zu sein. An dem letzten Tage ihres Lebens ließ sie sich die ganze Pracht ihrer alten Hofkleidung anlegen, betrachtete sich im Spiegel und nahm mit vielen Seufzern und Thränen von Jugend und Schönheit Abschied. Ihr zügelloser Geist sollte nach der Aussage der Leute in diesem Gemache umgehen. Madame Marceau versicherte das junge Mädchen jedoch, daß es ein leeres Gericht sei. Obwohl sie von dem blauen Zimmer im westlichen Thurme und von den Familienlegenden mit scheinbarer Gleichgültigkeit sprach, so verrieth doch die Geläufigkeit, mit der sie alles erzählte, was in früheren Zeiten in ihrem Stammschlosse geschehen war, ihre innere Befriedigung und ihren Stolz. Die Aufmerksamkeit Nathaliens schien sie angenehm zu berühren.

„Es ist unrecht von mir," sagte sie, „daß ich Sie Ihrer Ruhe beraube; gute Nacht, Mademoiselle Montolieu; möge der Schlaf der ersten Nacht unter diesem Dache ruhig und glücklich sein."

Sie sprach mit der herablassenden Artigkeit eines wirklichen Burgfräuleins, zog das junge Mädchen an sich,

bückte sich, — denn sie war viel größer — drückte einen Kuß auf ihre Stirne und verschwand aus dem Zimmer.

Erst als das Geräusch ihrer Schritte in dem Gang und auf der entfernten Treppe erstarb, fühlte sich Nathalie allein. Sie setzte sich in einen niedrigen Stuhl und betrachtete, sich zurücklehnend, mit naiver und kindlicher Neugierde das Gemach. Das Bett stand vor ihr in einer Vertiefung, welche mit Vorhängen von dem feinsten Mousselin verhängt war; in der Nähe stand der hölzerne Betstuhl der frommen Constanze, und nicht weit davon hing, über einem aus Ebenholz geschnitzten Kästchen, der glänzende Spiegel mit seinem staubigen Rahmen, in welchem ihre mehr irdische Schwester sich betrachtet hatte, ehe sie starb. Diese Erinnerungen entzückten den romantischen Sinn Nathaliens. Das hübsche alte Porzellain, welches den Kaminmantel zierte, die zahlreichen Gemälde von Schäfern und Schäferinnen, ja selbst der abgeblaßte Perlmuttertisch und das Arbeitstischchen gaben dem Zimmer ein eigenthümliches Interesse; der Anblick ihres Kopfes, der ihr bis jetzt noch nicht ins Gesicht gefallen war, rief sie plötzlich wieder aus der Vergangenheit in die Gegenwart zurück.

Dieser Tag war einer der wenigen ereignißreichen ihres stillen Lebens gewesen, und sie erinnerte sich jetzt des unbedeutendsten Details wieder — des Lärms am Morgen, der Preisvertheilung, über die sie spottete, die sie aber doch amüsirte und interessirte, trotz ihres Gelächters, des Aufbruchs und des Scheidens einiger Lieblingszöglinge, die sich um sie drängten und ihr manchen Abschiedskuß gaben. Sie erinnerte sich wieder, wie sie, als Alles vorbei war, in ihr Zimmer gegangen und vom Fenster aus einen Wagen abfahren sah, der ein heiteres junges Geschöpf wegbrachte, das die Schule für immer verließ; wie traurig sie war, als der Wagen den langen staubigen Weg dahinfuhr und endlich in der Ferne verschwand; wie sehnsüchtig sie nach den unbekannten Regionen des Glückes

und der Freude blickte, welche jenseits der grünen Hügel lagen und sich wie eine gefangene Romanheldin in ihrem einsamen Käfig von dem Dantindrachen gehütet erschien; wie sie eine Zeit lang über ihre Verlassenheit geweint, dann ihre Thränen getrocknet und bis es dämmerte gelesen hatte, worauf sie in den Garten gegangen war, um eine Stunde zu verträumen, bis sie endlich zu Streit, Vorwurf und Entlassung in das Zimmer gerufen worden war. Die Begegnung mit Charles Marceau, die Szene mit Mademoiselle Dantin, das Zusammentreffen mit dem kleinen Chevalier, das plötzliche Erscheinen von Madame Marceau — alles trat ihr mit der frischesten Lebendigkeit vor das Auge, bis sie endlich des Merkwürdigsten von alle dem gedachte: sie, das arme, abhängige Mädchen, war jetzt ein Gast im Schlosse von Sainville. Sie blickte ruhig umher und lächelte vor sich hin, dann erhob sie sich und öffnete ein Fenster, ein ächt gothisches Flügelfenster mit rautenförmigen Scheiben in bleierner Einfassung. Die Nacht war finster, sie konnte nichts sehen, als ein helles Licht, welches in dem Thurme ihr gegenüber brannte. Durch die Glasscheiben und dünnen Mousselinvorhänge gewahrte sie die Gestalt eines Mannes, der langsam in dem Zimmer auf- und abging. Er sah größer aus als Charles Marceau, der ja überdies nicht zu Hause war. Nathaliens Herz klopfte ein wenig stärker als sonst; denn obwohl die Entfernung zu groß war, um die Gesichtszüge unterscheiden zu können, so fühlte sie doch wohl, daß es der Besitzer von Sainville sein mußte, den sie sah. Sie schloß leise das Fenster wieder und löschte, nachdem sie einen Augenblick noch sinnend dagestanden, die Lampe und nahm Besitz von dem Daunenbett, das früher die schöne Adelaide in ihren Schooß aufgenommen. Als das junge Mädchen auf ihr üppiges Lager sank und bei dem schwachen Lichtschimmer, welchen die erlöschende Lampe noch um sich her goß, auf die alterthümliche, aber nicht unschöne Möblirung ihres Zimmers blickte, fragte sie sich,

ob eine arabische Fee sie aus dem öden Zimmer, das sie bei Mademoiselle Dantin eingenommen, hierhergetragen. Die heitersten Traumbilder spiegelten sich vor ihrer Seele; alles erschien ihr hoffnungsvoll, wie eine Feengeschichte; das Gefühl der Sicherheit und Ruhe nach den Stürmen und Wechselfällen des Tages mischte sich mit dem Wohlbehagen ihres üppigen Lagers. Als sie sich der süßen Ruhe endlich überließ, wurden die Gedanken nach und nach immer unbegränzter; aber ihr Bett stand dem Fenster gegenüber, das Licht brannte noch in dem Thurme drüben, und dann und wann sah sie einen Schimmer der schwarzen Gestalt, welche in ihrer einförmigen Promenade sich auf und ab bewegte. Dieser Anblick wirkte wie ein unwiderstehlicher und geheimnißvoller Zauber auf sie; so oft die Gestalt ihr in den Blick kam, folgte ihr Auge, bis sie verschwand. Endlich, von Ermüdung und Schlaf übermannt, schloß sie ihre Augen, das Licht gegenüber brannte noch immer, aber sie sah es nicht; Träume, Hoffnungen und mysteriöse Phantasien waren verschwunden; ihr Haupt ruhte in dem Pfühle; ihre Hände lagen gefaltet auf ihrem Busen; sie war in einen tiefen und ruhigen Schlaf gesunken.

Fünftes Kapitel.

Die Sonne war aufgegangen, der Himmel rein und blau und die Vögel sangen auf einer Gruppe schlanker Pappeln in der Nähe ihres Fensters, als Nathalie am folgenden Morgen erwachte. Sie sprang rasch auf, und nur einen Shawl um

sich schlingend, eilte sie mit kindischer Ungeduld, das Fenster zu öffnen. Obwohl sie sich klugerweise im Hintergrund hielt, um nicht vom Garten oder irgend einem Theile des Hauses gesehen zu werden, konnte sie doch die frische Morgenluft und den größeren Theil der Aussicht unten genießen.

Es war ein ruhiger, stiller Morgen, und etwas kühl; der blaßblaue Himmel trug noch die Zeichen des frühen Morgens; nur im Osten dämmerte das sanfte, rosige Licht des anbrechenden Tages. Die Bäume, welche theilweise schon dürr und gelb gefärbt hatten, waren in dichten Nebel gehüllt, durch den die langen horizontalen Lichtstrahlen zitterten; die Frische von Erde und Himmel deutete auf die frühe Morgenstunde.

Unter sich sah Nathalie den Garten mit seinen drei Terrassen, deren letzte eine Krümmung des seichten Flusses berührte, welcher an Sainville vorbeiströmte; der Garten erschien ihr jetzt wie ein kleines Eiland mitten in den rings umherliegenden Ländereien. Ihr Auge ruhte einige Zeit auf seinen Sandwegen, Grasplätzen und Marmorstatuen; dann schweifte es über den Park, der mit schön behauenen Baumklötzen abgesteckt und von stattlichen Tannenlustwäldchen unterbrochen war. In einiger Entfernung sah sie einen kleinen künstlichen See mit dunklem Gewässer, welcher in dem stillen Schatten einer breitästigen und melancholischen Ceder zu schwimmen schien, an einem noch entfernteren und einsamen Platze erhob sich ein weißer Tempel, der zwischen den dunkeln Blättern der ihn umgebenden Föhren hindurch glänzte. Mit Ausnahme der Seite, auf welcher die Wohnung von Mademoiselle Dantin lag, hatte die Kunst des Gärtners jede Spur von Grenze zu verwischen gewußt. Nathalie konnte den Umfang des Besitzthumes nur nach der Landschaft selbst bemessen; sie dehnte sich jenseits des Weges weit aus und es war eine schöne normannische Landschaft, mit sanften, schwellenden Hügeln, einsamen Dörfern in grünen Thälern

und an silbernen Strömen, die in der Morgensonne glänzten und jetzt zwischen fruchtbaren Ebenen sichtbar wurden, oder ferne in dunkeln Wäldern sich verloren. Nathalie sah lang und aufmerksam über die Gegend hin, die vor ihren Blicken ausgebreitet lag.

„Diese kalte Normandie ist doch schön," dachte sie, während ihr Herz von Freude und Bewunderung erfüllt war. Aechte Freude ist beinahe immer religiös; und vor diesem offenen Fenster wiederholte Nathalie mit gefalteten Händen, während ihre Augen auf den herrlichen Werken Gottes ruhten und die kühle Luft ihre Stirne fächelte, das Morgengebet, das sie beim Erwachen zum Himmel gesandt. Im Hause war es noch still; sie kleidete sich gemächlich an, — mit etwas mehr Sorgfalt, als gewöhnlich, und schwankte lange zwischen zwei sehr einfachen Mousselinkleidern, einem blauen und einem blaßrothen; das blaßrothe wurde endlich gewählt, weil es ihr am besten stand. Während ihrer ganzen Toilette blickte sie niemals in den Spiegel; Mademoiselle Dantin hatte den Lehrerinnen ihres Institutes alle solche Eitelkeiten verboten und lange Gewohnheit hatte Nathalie in den Stand gesetzt, es ohne ihre Hülfe zu thun; als sie jedoch sah, daß keine unschöne Falte die leichte Draperie ihres Anzuges verunstaltete, daß ihr Haar, trotz seiner scheinbaren Nachläßigkeit, doch fest saß, wandte sie sich nach dem Spiegel um, und fragte sich mit einem Lächeln: „ob Adelaide von Sainville denn um so viel schöner gewesen."

Unähnlich jenen Heldinnen, welche ihrer eigenen Schönheit so unbewußt sind, wie die Lampe des Lichtes, das sie ausströmt, wußte Nathalie wohl, daß sie hübsch sei und freute sich oft des Bewußtseins ihrer frischen und jugendlichen Schönheit, die, wenn sie auch die mürrische Vorsteherin nicht milder stimmen konnte, doch, und auch dies wußte sie, Wohlgefallen und Entzücken in den Augen Anderer zu erregen im Stande war. Persönliche Eitelkeit war jedoch ihr geringster Fehler; sie hatte andere weit be-

deutendere Fehler, — unheilvoll für sie und andere, und ohne die diese Geschichte ungeschrieben geblieben wäre.

Eine hagere, blasse, aber sehr aufgeputzte Femme de chambre in einer phantastischen Haube und einer ausnehmend schmalen Schürze, störte sie in ihren Reflexionen.

„Mon dieu!" rief sie mit der Geschwätzigkeit und der eleganten Genauigkeit des Accents einer Pariserin, „ich hoffe, ich habe Mademoiselle nicht gestört. Madame würde in Verzweiflung gerathen. Madame sendet mich nur, um zu fragen, ob Mademoiselle nicht meiner Hülfe bedürfe, und ob Sie in ihrem eigenen Zimmer oder in der Salle-à-manger frühstücken wollen."

Während dieser Worte hatte sie einen flüchtigen Blick umhergeworfen, welcher alles vom kleinsten umherliegenden Gegenstand bis herab zu Nathaliens einsamen Koffer umfaßte. Das junge Mädchen dankte ihr ruhig, sagte, sie wolle unten frühstücken, und folgte der höflichen Femme de chambre die Treppen hinab, da sie ihr angeboten, den Weg zu zeigen. Sie fand das Stiftsfräulein und ihre Nichte allein in dem Speisezimmer, einem weiten und freundlich aussehenden Gemache zu ebener Erde, mit einer breiten Glasthüre, welche in einen kleinen viereckigen Hof hinaus führte, an welchen der Garten stieß. Tante Radegonde nickte Nathalien ein lächelndes Willkommen zu. Madame Marceau aber sah sie nicht, oder gab sich wenigstens den Schein, sie nicht zu sehen, bis sie neben ihr stand. Dann rief sie:

„Mademoiselle Montolieu!" mit einer entschuldigenden Miene, indem sie sich kalt von ihrem Sessel erhob, mit anmuthiger Würde Nathalien die Spitzen ihrer Finger darbot und während sie in den Sessel zurücksank, „hoffte, daß sie gut geschlafen habe." Sie hoffte mit einem Tone und einem Blicke, welcher sagte, daß jedermann im Schlosse von Sainville gut schlafe oder schlafen müsse. Mit einem Lächeln dankte Nathalie. „Ich schlafe immer gut." „Wirklich?" sagte Madame Marceau mit einem eigenthümlichen

Blicke; vielleicht hielt sie es für gemein, was es denn nun auch wirklich ist, gesund zu schlafen; in jedem Fall zog sie das Riechfläschchen hervor und machte davon gebrauch.

Gute Erziehung und Sittenverfeinerung, oder vielmehr was in der sozialen Welt dafür gilt, schließen, wie man allgemein annimmt, jegliche solche gemeine Aeußerung des Mißbehagens, der Roheit und Unverschämtheit und ähnlicher Gefühle aus, welche ein unverfälschter Sinn mit so großer Offenheit zur Schau trägt und an den Tag legt. Aber es folgt daraus nicht, daß die Wohlerzogenen und Feingesitteten nicht auch ihre kleinen Aerger, neidischen Gefühle und Anmaßungen haben, die sie befriedigen; und sie huldigen ihnen wirklich sehr offen; der einzige Unterschied liegt in der Art und Weise, denn höfliche Impertinenz des Wohlerzogenen trägt ein äußerst feines und gerundetes Gepräge, um das ihn der Schlechterzogene beneiden mag, das er aber niemals erreichen wird. Die Geringschätzung, welche in einem Blicke, einem Lächeln, einem Winke der Hand liegt, ist oft ein non plus ultra der Kunst; welche Beleidigung ist kühn oder so kühn gefühlt, als die höfliche Beleidigung, für die man nicht mal Genugthuung zu fordern im Stande ist.

Madame Marceau, ohne gerade eine sehr gewandte Frau zu sein, hatte doch in dieser Art von liebenswürdigem Benehmen einiges Talent und eine ziemliche Routine. Sie konnte Jedermann, namentlich ein Frauenzimmer, mit der anmuthigsten Manier demüthigen. Sie war nichts weniger als grob; sie war im Gegentheil ausnehmend höflich, zuvorkommend und herablassend, wie es einer so großen Dame geziemte. Ihr Benehmen war leicht, ihr Gespäch fließend, ihre Stimme angenehm; aber ihre Anmuth war nur Manier; ihre Höflichkeit entsprang aus eifersüchtigem Stolze. Als das Vermögen ihrer Familie sich in dem traurigsten Zustande befand, hatte Rosalie einen

reichen bürgerlichen Kaufmann von Havre geheirathet, dessen frühzeitiger Bankerott und Tod ihr die bittere Reue über eine nutzlose Mésalliance zurückließ. Die plötzliche Wiederherstellung des Ansehens ihrer Familie durch ihren Bruder erweckte in ihr den lange unterdrückten und sehr gekränkten Stolz in seiner ganzen Größe. Trotz der langen Reihe ihrer Ahnen, hatte sie doch etwas von einer parvenue; sie war jetzt sogar eifersüchtiger auf ihre ursprüngliche soziale Stellung, als wenn sie nie daraus verdrängt gewesen wäre; andere mochten, gleichgültig gegen ihren Rang, einfach und bescheiden sein; sie fühlte, daß sie es nicht sein konnte; namentlich nicht gegeüber von Nathalien. Zwei Sünden fielen dem jungen Mädchen zur Last, sie hatte die Aufmerksamkeit Charles Marceau auf sich gezogen; und was noch schlimmer, sie war die Tochter eines Mannes, der, bei den zurückgekommenen Vermögensverhältnissen und der unglücklichen Lage Madame Marceaus, ohne vermessen genannt werden zu können, um ihre Hand hatte werben dürfen.

Das Frühstück, an welchem Herr von Sainville nicht Theil nahm, war sehr einfach. Madame Marceau war bürgerlicher Ueberfluß im höchsten Maaße zuwider; es wurde jedoch in kostbarem Sèvres-Porzellain, auf silbernen Platten mit dem Wappen der Sainvilles servirt. Nathalie setzte der wohlstudirten Höflichkeit ihrer Wirthin die größte Ruhe entgegen; sie nahm die Artigkeiten als etwas ganz Natürliches hin, und ließ die kleinen Impertinenzen ganz ruhig an sich abgleiten. Das Frühstück, obwohl in eine Art von Kampf avec armes courtoises verwandelt, ging doch ziemlich still vorüber. Die naive Neugierde und Geschwätzigkeit des Stiftsfräuleins amüsirte Nathalien, während sie die Nichte reizte, welche häufig roth wurde und bei jeder neuen Indiscretion der Tante Radegonde sich in die Lippen biß. Sobald das Frühstück vorüber war, schlug Madame Marceau Nathalien einen Gang in den Garten vor, was mit Vergnügen

angenommen wurde. Das Stiftsfräulein schien Willens, sie zu begleiten, ihre Nichte erinnerte sie jedoch, in dem freundlichsten Tone, „daß sie solche frühen Spaziergänge zu sehr ermüdeten.“ Tante Radegonde gab nach, wenn auch sichtlich höchst ungerne.

Der Garten war in dem prachtvollen Style Ludwig XIV. angelegt. Breite Sandwege umgaben die herrlichen Blumenbeete; niedere Hecken von Buchsbaum, steif zugeschnitten, mit Nischen für Statuen heidnischer Gottheiten durchkreuzten sich in bunten Windungen, oder führten in kleine Alleen, die auf beiden Seiten mit langen Reihen dicker Orangenbäume in grünen Töpfen geziert waren und ein glänzender jet d'eau stieg aus einem großen Marmornen Fischteiche inmitten der ersten Terrasse in die Luft. Trotz der Monotonie dieses Garten-Styls, der einen abgeschlossenen grünen Raum mit seiner einsamen Nymphe als wahren Ruheplatz erscheinen ließ, war Nathalie doch erstaunt über die antike Majestät und Größe des Planes, die sie in das prachtliebende Zeitalter Ludwig XIV. zurückführte. Madame Marceau, welche die breiten Wege langsam und in majestätischer Haltung durchschritt, lächelte wohlgefällig über ihre offen an den Tag gelegte Bewunderung.

„Ja,“ sagte sie hinwerfend, „die alte Gartenkunst war, wie Sie sagen, sehr charakteristisch. Dieser Garten ist nach dem Plane des berühmten Le Notre angelegt. Er entsprach dem Style des Schlosses-Renaissance, wie Sie natürlich wissen. Auf der Stelle, welche das jetzige Gebäude einnimmt, stand einst eine rohe gothische Steinmasse, erbaut von Hugo, dem ersten der Sainville; denn wir hatten nie einen Titel in unserer Familie; wir sind die De Sainville — nichts weiter.“

„Wie die alten Rohans von der Bretagne,“ sagte Nathalie gravitätisch, das alte Motto zitirend „Roi ne puis; Prince ne daigne; Rohan je suis.“

„Allerdings,“ antwortete Madame Marceau, sehr

angenehm berührt. „Sie haben hübsche Kenntnisse in der Geschichte, Mademoiselle Montolieu, und Sie haben Recht; Titel sind die Gaben der Könige; welcher Hof aber vermöchte Blut und Race zu verleihen?

„Ich wundere mich, woher sie den bürgerlichen Namen Marceau bekam?" dachte Nathalie, die stolze Dame anblickend, welche fortfuhr:

„Armand de Sainville erbaute unter der Regierung Franz I. das gegenwärtige Schloß, an welchem man noch das Wappen und Motto erblickt."

„Bitte, was ist der Sinn des Mottos?" fragte Nathalie.

Madame Marceau schüttelte den Kopf und lächelte.

„Ein sehr zarter Punkt, Mademoiselle Montolieu — ein sehr zarter Punkt," antwortete sie bedeutungsvoll. „Die gewöhnliche Sage, die Sie ohne Zweifel kennen, ist, daß sein einziger Wunsch eine Liebe war, aber dem ist nicht so."

„Wirklich?"

„Nein, Mademoiselle Montolieu, dem ist nicht so. Die Wahrheit ist," fügte sie mit großem Feuer hinzu, „daß wir das hartnäckigste enfetirteste Geschlecht der ganzen Normandie sind. Wenn wir etwas wünschen, ganz gleichgültig, was es sei, — ein Pferd, ein Gemälde, ein Stück Landes, kurz, irgend etwas, so müssen wir es haben, was es auch kosten möge: wir wollen es haben. Es ist derselbe Fall, wenn wir uns gegen etwas stemmen, das kann nun einmal keinen Platz finden, unsere ganze Energie widersetzt sich der Sache; wir wollen es mal nicht."

„Eine außerordentliche Festigkeit," sagte Nathalie mit schlecht verhaltener Ironie.

„Nein, Mademoiselle Montolieu, ich bitte um Verzeihung, es ist nicht Festigkeit," sagte Madame Marceau, mit Würde diese gute Meinung von sich abweisend. „Der Himmel verhüte, daß ich unserm fatalen Erbfehler

diesen Titel verleihe. Nein, es ist die reine Hartnäckigkeit, der reine stolze Wille — der Wille der de Sainville."

„Warum wollen Sie mir bange Gefühle einflößen," bemerkte Nathalie lächelnd.

„Nein, nein, ich hoffe nicht," lenkte die ältere Dame freundlich wieder ein, „ich versichere Sie, wir sind weit entfernt, solche Gefühle einflößen zu wollen, auch dürfen Sie nicht glauben, daß wir nur eigensinnig sind. Nein, meine liebe Mademoiselle Montolieu," fügte sie mit ihrem finsteren und forschenden Blicke sich zu dem offenen Gesichte des jungen Mädchens herabbeugend, hinzu: „wir können wirklich Feinde sein, aber wir müssen gereizt werden, und glauben Sie, denen, die uns vertrauen, können wir Freunde sein, — wahre Freunde."

Sie zog vertraulich Nathaliens Arm in den ihrigen und legte sanft ihre schöne Hand, die von Juwelen glänzte, auf die des jungen Mädchens, indem sie sich mit großer Rührung an sie wandte. Blick, Ton und Bewegung waren so ausdrucksvoll, daß Nathalie wohl fühlte, Madame Marceau erwarte eine Antwort; da es ihr jedoch nicht gelingen wollte, so viel Herablassung entsprechend zu beantworten, so schwieg sie. Sie hatten indessen das Ende der ersten Terrasse erreicht und waren eben im Begriffe, eine Treppe hinabzusteigen, welche auf die zweite führte, als Madame Marceau, welche das Schweigen des jungen Mädchens freundlich auf Rechnung ihrer Befangenheit schrieb, stehen blieb, um sie die herrliche Aussicht über die Umgebung genießen zu lassen. Sie lauschte dem Ausdruck der Bewunderung mit einem Behagen, als wäre sie selbst die unumschränkte Herrin alles dessen, was sie sahen.

„Wir machen große Verbesserungen," sagte sie, wie gewöhnlich in der Mehrzahl, und in ihrer stolzen Weise sprechend, „wir pflanzen Bäume, deren Früchte wir nicht mehr sehen; da das Besitzthum jedoch in der Familie bleibt, so ist das von keiner Bedeutung."

„Ich habe immer gehört," bemerkte Nathalie etwas unbesonnen, „daß Herr von Sainville der Letzte seines Namens sei."

Madame Marceau biß sich auf die Lippen, richtete sich jedoch mit kalter hauteur auf.

„Herr von Sainville mag der Letzte seines Namens sein," antwortete sie trocken; „aber wenn er auch kein Kind hat und nicht zu heirathen beabsichtigt, so hat er doch einen Neffen, Mademoiselle Montolieu, auf den nicht allein sein Vermögen, sondern, was von weit größerer Bedeutung ist, sein Familienname übergehen wird. Nun, André, was gibt es," fügte sie etwas streng hinzu.

Diese Frage wurde an einen sonnverbrannten Mann, wie es schien, einen Gärtner, gerichtet, der in diesem Augenblick in respectvoller Haltung vor Madame Marceau stand. „Ich habe mir die Freiheit genommen, mich an Madame zu wenden," sagte er in unterwürfigem Tone, „in der Hoffnung, Madame werden so freundlich sein, ein gutes Wort für mich einzulegen."

„Nun, was gibt es?" sagte die Dame, indem sie ermuthigend lächelte.

„O, wenn ich es nur wüßte, ich versichere Sie, ich würde nicht klagen; aber es ist hart, wegen Nichtbefolgung von Befehlen entlassen zu werden, ohne auch nur zu wissen, welche Befehle nicht befolgt worden. Doch, wenn Madame für mich sprechen wollten, so würde der gnädige Herr vielleicht um meiner Frau und Kinder willen Nachsicht haben."

Madame Marceau schien einen Augenblick verlegen; bald hatte sie jedoch durch ein leichtes Husten sich wieder gefaßt und sagte in würdevollem Ausdruck:

„André, Du kennst uns; wir sind eine gerechte und gnädige Herrschaft, aber wir fordern unbedingten Gehorsam. Ich glaube, wir würden eher Unehrlichkeit, als die Versäumniß der Befehle vergeben. Ich denke, ich habe Dir das beim Eintritt in unsre Dienste ausdrücklich ge-

sagt; es thut mir wirklich leid um Dich, aber Du mußt uns verlassen."

„Aber Madame werden gewiß fühlen, wie hart es ist, so plötzlich weggeschickt zu werden; ich weiß es wohl, der gnädige Herr ist außerordentlich gnädig gewesen, da er dem Haushofmeister befohlen, mir nicht nur meinen Lohn, sondern noch mehr auszuzahlen; aber es ist doch hart, sein Werk unvollendet zu verlassen: da ist eine ganze Pflanzung, die ein anderer sicherlich plündert. Wenn ich nur länger schon davon gewußt und der gnädige Herr nicht so strenge gewesen wäre, mir zu befehlen, noch heute das Haus zu verlassen —"

„Es ist unmöglich, André," unterbrach Madame Marceau, „es ist unsre Maxime, unser fester Grundsatz, eher doppelt zu bezahlen, was wir schuldig sind, als einen Diener zu behalten, mit dem wir uns unzufrieden fühlen. Du wurdest nach diesem Grundsatze behandelt; es thut mir sehr leid um Dich; aber wir können wegen eines einzelnen Falles nicht von der Regel abgehen."

„Aber vielleicht sind Madame, die alles wissen, doch so freundlich, mir zu sagen, welchen Befehl ich nicht befolgt," drängte André. „Ich hätte den gnädigen Herrn selbst gefragt, wenn er nicht das Schloß schon so frühe verlassen; und der Haushofmeister versicherte mir, er hätte nur von Ungehorsam gegen seine Befehle gesprochen. Ich würde sehr dankbar sein, wenn Madame mir sagen wollten."

Madame Marceau zuckte die Achseln mit geheimnißvoller Bedeutsamkeit.

„Wir sind nicht gewöhnt, Erklärungen zu geben," sagte sie kalt; „Du kannst gehen, André; wir wollen unseren Spaziergang fortsetzen. Sage Deiner Frau, sie solle, ehe sie geht, bei Amanda vorsprechen; Amanda wird etwas für sie haben. Ich wünsche Dir alles Wohlergehen, André, aber unsre Befehle und Grundsätze müssen streng befolgt werden."

Ein Wink der Hand sagte dem Bittenden, daß er entlassen sei.

„Armer Bursche!“ sagte Madame Marceau, als er sie verließ; „ich habe wirklich Mitleiden mit ihm, aber gewisse Fehler verdienen durchaus keine Gnade.“

Ein rascher Schritt in dem Sandwege hinter ihnen, machte Madame Marceau sich umsehen, während sie so sprach. Der neue Ankömmling war das Mädchen der eleganten Dame.

„Madame,“ sagte sie, sich hastig an ihre Herrin wendend.

„Amanda,“ unterbrach sie Madame Marceau streng, „was soll das? Habe ich nicht ausdrücklich befohlen, daß meine Morgenspaziergänge nicht unterbrochen werden sollten. Aber das ist nicht der einzige Fall in neuerer Zeit, daß meine Befehle nicht beachtet werden. Warum mußte ich zum Beispiel diesen Morgen bemerken, daß das, was ich ausdrücklich verlangt hatte, unterlassen wurde? Amanda, ich darf sagen und Sie wissen es auch, jedermann weiß es, daß Gerechtigkeit, verbunden mit strenger Pünktlichkeit, unsere Familieneigenthümlichkeit ist. Wir sind eine gnädige Herrschaft, wir bezahlen gut, aber wir verlangen auch, daß man uns gehorcht. Amanda, warum haben Sie die Valenciennesspitze nicht gefältelt an meinen Morgenrock genäht?“

„Gewiß,“ sagte Amanda unterthänig, „ist Ungehorsam gegen die Befehle von Madame das Letzte, was ich beabsichtigte; aber ich wollte die Falten nicht ansetzen, ehe ich den ausgezeichneten Geschmack von Madame zuerst um Rath gefragt. Denn wie ich sagte, meine letzte Herrschaft, Madame la Comtesse d'Onesson, würde nicht geduldet haben, daß ich eine Falte an ihre Morgenröcke gesetzt hätte. Sie wollte nichts davon hören, selbst nicht in ihrer letzten Krankheit.“

„Madame d'Onesson hatte ihre Ansichten und ich habe die meinen,“ sagte Madame Marceau kalt; „ich

bitte, daß Sie künftig meinen Befehlen Gehorsam leisten, wir haben so eben André wegen einer ähnlichen Nachlässigkeit entlassen müssen. Es ist ganz seltsam, aber die Dienerschaft scheint wirklich nicht zu begreifen, daß wir sie dazu haben, das zu thun, was wir gethan wissen wollen. Und nun möchte ich erfahren, warum Sie, trotz meines Verbotes, meinen Spaziergang unterbrochen haben?"

„Nur um Madame diesen Brief zu geben," antwortete Amanda bescheiden, indem sie ihrer Herrin respectvoll einen Brief übergab, während sie sprach; „und gewiß, wenn der Mann, welcher ihn brachte, nicht gesagt hätte, er sei von Herrn Charles und sehr wichtig, so würde ich mir nicht die Freiheit genommen haben, das ausdrückliche Verbot von Madame zu verletzen; denn wie ich sagte, wir wissen alle, daß Madame ebenso streng, als gnädig sind."

Madame Marceau lächelte besänftigt, und sich leicht bei Nathalien entschuldigend, öffnete und las sie den Brief. Ihr Gesicht umwölkte sich, als sie den Inhalt gelesen.

„Wo ist der Mann, der dies brachte?" fragte sie in ihrem schärfsten Tone.

„In der Halle: er wartet auf Madame's Befehle."

„Mademoiselle Montolieu, entschuldigen Sie, ich muß in's Schloß zurückkehren und es wäre eine Sünde, Sie zu bitten, mich zu begleiten, da der Morgen so herrlich ist." Nathalie erklärte, daß sie es wirklich vorziehen würde, ihren Spaziergang fortzusetzen und blieb allein. Sie schritt gedankenvoll die Treppen hinab, welche auf die zweite Terrasse führten, neugierig, weßhalb der Brief ihres Sohnes Madame Marceau so sehr beunruhigt hatte, und ob wohl irgend etwas auf sie Bezügliches darin stünde.

Sie fand, daß diese zweite Terrasse in demselben antiken Style angelegt war, welcher die erste auszeichnete. Eine niedrige Mauer, bedeckt mit Epheu und zum Theil

verdeckt durch einen Halbkreis von Immergrün, stand auf beiden Seiten der Treppen, welche zu der Terrasse hinabführten. Angezogen durch ein sanftes Plätschern, trat Nathalie in den eingeschlossenen Raum. Sie stand auf einem kleinen Grasplatze mit einer einfachen steinernen Fontaine in der Mitte. Ein klarer leichter Wasserstrom stieg in die Luft und fiel wieder in das flache Basin, mit dem Geräusche, das sie gehört hatte. In einer niederen, breiten Nische, die in der Epheuwand angebracht war, ruhte eine aus Stein gehauene Nymphe. Der eine Arm unterstützte ihren Kopf, der andere hing schlaff an ihrer Seite herab; ihre Augen waren geschlossen; ihre marmorne Züge trugen das Gepräge eines süßen Schlafes: die ganze Haltung drückte die tiefste Ruhe aus. Ein Bienenkorb stand in der Nähe. Nathalie blieb stehen und schien neugierig, zu wissen, worin der Reiz dieses stillen Raumes bestehe. In der Abgeschlossenheit und dem Gefühle der Einsamkeit, das sich mit ihm verband — in dem dunkeln und melancholischen Blätterwerk solcher nordischen Bäume — in dem schönen Bilde des Schlafes, das alles umher heiligte, und durch das leise Murmeln des herabfallenden Wassers und des Gesummes der Bienen in seinen tiefen Schlummer lullte — lag jener unerklärliche, und doch so tief gefühlte Reiz.

Eine zweite Treppe führte Nathalie an das Ende des Gartens, wenn man es Garten nennen mochte, was eigentlich nur ein von dem Flusse umspülter Grasplatz war, der sich ohne weitere Abgränzung in das offene Feld verlor. Zu ihrer Linken sah sie in einiger Entfernung die Mauer, welche Herrn von Sainville's Besitzthum von Mademoiselle Dantins Garten trennte. Zu ihrer Rechten konnte sie nichts gewahren, als die weiten Grasplätze mit Hainen von breitästigen Buchen, schwarzen Massen pyramidaler Pinien und dem kleinen See, der in der Ferne glänzte.

Als sie zu der Krümmung des Flusses hinabstieg

und durch das hohe und wogende Gras schritt, das die Luft mit seinem berauschenden Wohlgeruch erfüllte, erhob sich ein ganzer Schwarm leicht geflügelter Insekten auf ihrem Wege. Sie blieb bei dem hohlen Stamme einer verfaulten Weide stehen; in ihrer Nähe zitterte eine Gruppe silberblättriger Espen, sanft rauschend in dem Sonnenlichte; das Wasser strömte langsam durch das Kieselbette, während man ringsumher das unaufhörliche Summen der Bienen aus dem benachbarten Bienenstocke vernahm. Auf dem entgegengesetzten Ufer, das sich durch den weiten Bogen zweier Buchenbäume componirte, deren breite Schatten auf den dunkeln, aber durchsichtigen Wassern des Flusses ruhten, breitete sich eine reizende Landschaft von ruhiger Anmuth aus. Ein enges Waidethal, von grünen Hügeln begränzt; eine Heerde Vieh, die im kühlen Morgenschatten ruhig graste; die leichten Nebel, welche vor der Sonne sich zerstreuten; kein menschliches Wesen sichtbar, alles mit der Stille und Ruhe der Morgenstunde übergossen — bildete eine Szene, so wohlthuend und schön, daß Nathalie augenblicklich sich eines Gemäldes von Claude Laurrain erinnerte, das sie als Kind in einem alten Schlosse der Provence gesehen. Die Abwesenheit aller unschönen Gegenstände — das klare, goldige Licht — die tiefe und beinahe heilige Ruhe seiner Lieblingsszenen — charakterisirte alles, was sie sah. Sie wandte sich schmerzvoll von dieser lieblichen Aussicht weg, als sie plötzlich, wie an die Erde gewurzelt, stehen blieb. Charles Marceau stand vor ihr.

Mit Ausnahme, daß es jetzt Tag und damals Abend war, als sie ihn zum erstenmale sah, hätte Nathalie glauben können, es sei dieß die Fortsetzung ihrer früheren Begegnung. Der junge Mann sah so kalt und ruhig aus, als damals in Mademoiselle Dantins Garten; er hätte in der That nicht gefaßter aussehen können. Er stand in derselben Stellung Nathalien gegenüber. Seine hageren, blassen und doch auffallend schö-

nen Gesichtszüge sahen durch dies dichte, schwarze Haar, das beinahe bis auf die Schultern herabfiel, noch hagerer und blasser aus. Der Ausdruck der Stirne und des Mundes erinnerte Nathalien augenblicklich an Madame Marceau; aber die Augen, obwohl breit, klar und haselnußfarbig, wie die ihren, hatten doch einen andern Ausdruck. Es mochte dies von den Augenlidern kommen, welche zu tief herabhingen oder von der Nähe und Starrheit der Augen selbst, welche es Nathalien schwer machten, seinem Blicke zu begegnen und ihr nicht so sehr das Gefühl gab, er blicke sie an, als er blicke in der Richtung, in welcher sie stand. Seinen tiefen Gruß beantwortete sie mit einer kalten Verbeugung. Er stand so nahe bei ihr, daß es nicht möglich war, an ihm vorüber zu kommen.

„Ich sehe, Sie sind noch sehr beleidigt," sagte er, mit jenem sanften und wohllautenden Tone, der ihr am vorhergehenden Abende schon aufgefallen war; „ach! kann Buße für einen vergangenen Irrthum nichts wieder gut machen?"

Er hielt inne, als ob er eine Antwort erwartete; Nathalie schwieg jedoch mit ernster Miene und niedergeschlagenem Blicke.

„Bitte, erinnern Sie sich," fuhr er fort, „in welcher Lage ich mich befand. Wir begegneten uns oft: ich konnte Sie sehen, aber niemals sprechen; ich durfte Ihnen schreiben, aber niemals auf Antwort hoffen; ich liebte Sie und konnte es nicht sagen."

Nathalie erröthete und unterbrach ihn rasch. „Ich will die Zudringlichkeit des letzten Abends vergeben," sagte sie kalt, „unter der Bedingung, daß ihrer nie wieder Erwähnung geschieht."

„Sie vergeben mir," erwiederte er, „ist das Alles?"

Nathalie sah erstaunt auf; sie begegnete seinem Blicke; er hatte jetzt jenen kühnen und erwartungsvollen

Ausdruck, der ihr bereits aufgefallen war. Als er sah, daß sie nicht sprach, fuhr er fort:

„Wir sollen unsern Feinden vergeben. Gibt es für die, die uns lieben, kein anderes Gefühl, als Vergebung?"

„Ich verstehe Sie, mein Herr," sagte Nathalie, ihm mit festem, klarem Blick ins Auge sehend; „aber ich fühle mich nicht verpflichtet, ein Gefühl zu erwiedern, das ich nicht verlangte, oder Dankbarkeit —"

„Dankbarkeit?" unterbrach er sie mit einem gewissen Spotte. „Wer spricht von Dankbarkeit? Ich verachte die Dankbarkeit — sie existirt nur für sclavische Seelen, welche durch Wohlthaten gewonnen werden können. Es ist ein Gefühl, das ich niemals gekannt und würde es nie — am wenigsten von Ihnen — fordern, von Ihnen," fügte er leise hinzu, „die mir einen weit größeren Ehrgeiz, weit stolzere Hoffnungen eingeflößt."

Nathalie schien sehr unangenehm berührt zu sein und blickte den Unterredner verächtlich an.

„Ich glaube," fuhr Charles Marceau ruhig fort, „daß meine Worte einen unangenehmen Eindruck auf Sie machen. Vergeben Sie mir; ich mußte sprechen, wie ich fühle, und diese Gefühle bewegen sich nicht in den Gränzen conventioneller Formen und Regeln. Sie mögen mich für anmaßend halten, aber glauben Sie mir, ich verkenne Ihre Gefühle in diesem Augenblicke nicht. Ich will nicht sagen, daß Sie mich hassen, daß ich Ihnen unangenehm bin; ich glaube, ich bin Ihnen total gleichgültig und um vergleichsweise zu sprechen, Sie kümmern sich um mich so wenig, als um das Gras zu Ihren Füßen."

In den letzten Worten lag viele Bitterkeit; und dennoch fuhr der junge Mann, zu Nathaliens größtem Erstaunen, mit der äußersten Gefaßtheit fort:

„Ich bin zufrieden, wenn dem so ist; ich bin zufrie-

den, Sie stolz und hochfahrend zu finden, wenn es Ihre Laune ist. Hundertmal lieber wünschte ich Sie so zu sehen, als Gefühle schwach erwiedernd, die Sie nicht verstehen werden, bis der Tag kömmt, an welchem Sie sie ganz theilen."

„Und dieser Tag, mein Herr," antwortete Nathalie scharf und gereizt durch den Ton, den er angenommen, „dieser Tag ist, ich verspreche es Ihnen, noch sehr ferne."

Charles schien durch diese Drohung keineswegs beunruhigt. Er lächelte wieder. „Noch einmal," sagte er, „ich muß Sie bitten, mir zu verzeihen, wenn meine Worte nicht in den Gränzen der conventionellen Sitte sich bewegen. Nichts liegt weniger in meiner Absicht, als ein Wort zu äußern, das Sie beleidigen könnte. Wenn ich, so kalt Sie auch jetzt sind, das Vertrauen auf Ihre künftige Zuneigung ausdrücke, so ist dieses Vertrauen nicht auf meine eigenen Verdienste gegründet. Ich glaube, daß die Tiefe und Glut meiner Liebe erwiedert werden muß."

„Wir wollen diesen Punkt nicht erörtern," sagte Nathalie kalt; „Madame Marceau erwartet mich. Haben Sie die Güte, mich vorüber zu lassen."

„Noch einen Moment, ich bitte Sie," sagte Charles Marceau unterwürfig; „ich reise heute nach Paris: es werden mehrere Monate vergehen, ehe ich Sie wieder sehe. Während Ihr Gedanke und Bild mir immer vor der Seele schweben werden, darf ich hoffen, daß Sie bisweilen auch meiner gedenken?"

Nathalie im höchsten Maaße ungehalten über dies Verlangen, konnte den Spott nicht unterdrücken, der ihr auf die Lippen kam.

„Mein Herr," sagte sie mit einem ironischen Lächeln, das seine Anmaßung strafen sollte, „Sie haben zu viel Glauben und Hoffnung zu Ihrem Befehle, daß Sie eine so schwache Hülfstruppe, wie das Gedächtniß, wohl des Dienstes entheben können."

„Sie sind streng," antwortete Charles Marceau bitter, während seine Wangen noch blasser wurden; „aber," fügte er mit einem festen Blicke hinzu, der sie erröthen machte, „Sie können und werden mich nicht hindern, Sie zu lieben und zwar mit einer Leidenschaft und Glut, die, wenn sie in das Wort ausströmen könnten, Sie vielleicht nicht so ruhig und kalt lassen würden, als ich Sie jetzt verlasse."

Damit ging er, ohne ein Wort oder einen Blick.

Sechstes Kapitel.

Nathalie blieb auf derselben Stelle, wie von dem Staunen der Entrüstung an den Boden gewurzelt stehen. Ihre Farbe dunkelte; und sie biß sich in die Lippen, ungehalten und verwundert darüber, wie sie hatte dulden können, daß der junge Mann ungestraft so weit gegangen.

Der Zwischenfall mit dem Brief schien ihr nun nicht mehr absichtslos: sie zweifelte keinen Augenblick daran, daß Charles Marceau die Möglichkeit eines Zusammentreffens mit ihr dadurch bezweckt hatte. Die Heimlichkeit, mit der er verfuhr, stellte es ihr klar vor Augen, in welchem Lichte die Familie seine Neigung betrachte.

„Sie dürfen sich nicht fürchten," sagte sie mit einem gewissen Spotte: „die arme Lehrerin aus Mademoiselle Dantins Schule wird es nicht so schwer finden, ohne den Erben des großen Sainville-Geschlechtes zu leben, der, so muthig er ihr gegenüber ist, doch, wie es scheint, sehr schüchtern gegenüber von ihnen sich benimmt."

Da sie keine Lust hatte, länger spazieren zu gehen, so kehrte sie in das Schloß zurück. Sie hätte sich gerne auf ihr Zimmer begeben, aber das Stiftsfräulein, das sie auf der Treppe begegnete, führte sie in das Empfangs-Zimmer: Madame Marceau war nicht zugegen. Tante Radegonde nahm ihren gewöhnlichen Platz ein, ließ das junge Mädchen auf dem niederen Lehnstuhle an ihrer Seite niedersitzen, begann zu stricken und fragte, wie ihr der Garten gefalle.

„Ja," fuhr sie gedankenvoll fort, als Nathalie ihr gesagt, wie sehr er ihr gefalle; „ja, unser altes Schloß ist ein hübscher Platz. hier wurde ich geboren und erzogen, ebenso auch Armand und Rosalie; und hier lebte ich, bis mein armer Bruder starb, als Armand plötzlich erklärte, das Besitzthum müsse verkauft werden, um seines Vaters Schulden zu decken und den Creditoren das Wort gab, das Uebrige zu erarbeiten, was es auch kosten möge. Er verließ uns auf viele Jahre — wir mußten nach Havre gehen; ich habe es nie begriffen, wie Sainville verkauft werden konnte."

„Und war es verkauft?" fragte Nathalie.

„Ich denke wohl: denn andre Leute kamen und wir verließen es; aber sie veränderten nichts. Dieses Zimmer sieht ganz so aus, wie damals, als ich an der Thüre mich umwandte, um noch einen letzten Blick hereinzuwerfen."

„Wie mußten Sie sich der Rückkehr freuen," sagte Nathalie, gerührt durch die Einfachheit und Offenheit.

Das Stiftsfräulein legte ihre Hand auf des jungen Mädchens Schulter und blickte ihr ausdrucksvoll in das Auge. „Mein theures Kind," antwortete sie traurig, „mögen Sie nie erfahren, wie ernst der Ort, den wir einst so heiß geliebt, werden kann. So kummervoll ich war, als ich ging, so ging ich doch nicht allein; aber ich kehrte allein zurück. Ich fand nichts als Heiterkeit rings um mich her, — aber die Freude stimmte mich

nur traurig; das Haus war voll Gesellschaft — mir schien es leer und öde."

Sie blickte umher und ihre Augen füllten sich mit Thränen; aber das Alter weilt nicht gerne bei düstern und kummervollen Erinnerungen — die Wolke zog bald vorüber auf den Gesichtszügen des Stiftsfräuleins. Sie drängte Nathalien, zu sprechen, und verbot ihr, sie Madame zu nennen, was sie für zu förmlich erklärte.

„Allerdings," fügte sie hinzu, indem sie sich aufrichtete, „ich habe ein Recht auf diesen Titel, da ich Stiftsfräulein bin. Ich bin nicht Mademoiselle — was für mein Alter lächerlich lautete, — sondern Tante Radegonde von Sainville, und so nennt mich die Dienerschaft, die ich in großer Entfernung von mir halte; aber Sie, — bitte, — nennen Sie mich Marraine. Ich könnte wohl Ihre Pathin sein. Nun, soll ich Ihre Marraine sein, oder ist Ihre Pathin noch am Leben?"

„Nein, es war meine Tante und starb vor drei Jahren in der Provence."

„Und haben Sie keine Freunde in Sainville, Petite?"

„Nein, außer meiner Schwester, welche hier erzogen wurde," antwortete Nathalie, über den vertraulichen Namen lächelnd, den das Stiftsfräulein für sie gefunden.

„Aber Ihre Schwester ist sicherlich recht verliebt in Sie," fügte Tante Radegonde mit einem Blicke hinzu, in welchem sich Bonhomie und List mischten. „O! Ich weiß, was eine ältere Schwester ist," fügte sie hinzu, als Nathalie lächelte. „Als Ihre Tante in der Provence starb, und Sie müssen damals noch sehr jung gewesen sein, denn Sie sind jetzt noch ein Kind," — Nathalie schien etwas ungehalten — „nahm unsere gute Schwester Rose die kleine Waise zu sich und wurde ihr mehr eine zweite Mutter, als eine fremde Schwester; ich kann allein nicht begreifen, warum sie Sie zu dieser häßlichen Mademoiselle Dantin gab.

„Weil Rose ebenso abhängig ist, als ich," antwortete

Nathalie, „und bei einer Tante wohnte, die noch mürrischer war, als Mademoiselle Dantin; alles, was sie thun konnte, war, für mich eine Stelle in ihrer Schule auszuwirken, die ich mit Freuden annahm."

„In diesem Falle handelte Ihre Schwester allerdings nach besten Kräften; ja Ihre Schwester ist Ihre Freundin," fügte sie emphatisch hinzu.

„Allerdings; und so oft sie auch Fehler an mir finden will, so kann ich ihr doch nicht böse sein."

„Was sagt sie denn?"

„Ich sei stolz, auffahrend und empfindlich; ich liebe Unmöglichkeiten und verachte die Wirklichkeit."

„Ihre Schwester ist etwas streng," sagte das Stiftsfräulein, Nathalie etwas verlegen anblickend, „und wenn sie es auch natürlich wohlmeint, so ist es doch nicht ganz richtig, nicht wahr."

„Doch," antwortete Nathalie offen; „und dann hat Rose ein Recht, streng zu sein; sie ist beinahe die Vollkommenheit selbst."

„Es ist sehr hübsch von Ihnen, daß Sie so denken," sagte das Stiftsfräulein mit Entschiedenheit; „ich meines Theils schwärme nicht für vollkommene Charaktere. Ich kenne eine Persönlichkeit dieser Art, die selten oder nie Unrecht thut, deßwegen kann man sie doch nicht lieben. Diese Person grollt nie, wird nie leidenschaftlich, sagt nie ein schiefes Wort, sondern handelt immer so ruhig und bedachtsam, daß es wirklich einen fröstelnden Eindruck auf die Umgebung macht. Sie wissen nie, wie sie mit dieser Person daran sind; damit will ich nicht sagen, daß diese Person falsch ist. Nein, aber sie ist wie ein Spiegel; sehen Sie von vorne hinein so lange Sie wollen; es ist alles gut; aber versuchen Sie ihn nicht umzudrehen, hinten hinein zu sehen, so sehen Sie — nichts. Sie dürfen sich nicht einbilden, meine Liebe," fügte das Stiftsfräulein nach einer kurzen Pause, Nathalie fest ins Auge blickend, hinzu; „daß ich von irgend Jemandem in diesem Hause

spreche, nein," bemerkte sie schlau, „diese Person ist weit entfernt." Diese Versicherung begleitete eine triumphirende Miene.

„Jene Person muß wirklich merkwürdig sein," sagte Nathalie gedankenvoll, während sie die Tante Radegonde aufmerksam betrachtete.

„Merkwürdig, nein, wenigstens nicht auf den ersten Blick; und doch ist jene Person kein gewöhnliches Individuum."

„Sie sagten vollkommen," warf Nathalie lebhaft ein.

„Nun, vollkommen war vielleicht ein zu starker Ausdruck. Und doch ist es schwer, einen Fehler an der Person zu finden; und eine Person, welche immer das Rechte zu thun sucht, ist beinahe vollkommen. Es ist nur eine herausfordernde Art von Vollkommenheit; ich liebe sie nicht," fügte Tante Radegonde emphatisch hinzu; „lieben Sie sie?"

„Keineswegs," antwortete Nathalie lebhaft und aus innerster Seele.

Hier hörte man die Stimme von Madame Marceau auf dem Vorplatz; sie sprach mit einem der Diener.

Tante Radegonde schien verlegen, bückte sich herab und flüsterte rasch Nathalien in's Ohr:

„Mein liebes Kind, lassen Sie Madame Marceau nicht merken, daß ich mit Ihnen von jener Person sprach."

„Ist Madame Marceau diese Person?" dachte Nathalie plötzlich, als die Dame in das Zimmer trat. Der Anblick der gefalteten Stirne und der Ton ihrer scharfen gereizten Stimme, mit der sie von der Nachläßigkeit eines Dieners sprach, gab jedoch nicht das Bild einer Person, die nie ein schiefes Wort sprach, und niemals schalt.

„Wirklich," sagte sie mit einer nichts weniger, als sanften Stimme, „die Dienerschaft weiß es nicht zu schä-

tzen, was es heißt, in einer Familie, wie die unsrige, zu leben; sie wollen nicht gehorchen."

„Wenn wir nur einen Bedienten hätten," begann Tante Radegonde.

„Die Entlassung André's hat keine Wirkung gehabt," unterbrach lebhaft ihre Nichte.

„André! Du sagst, André sei entlassen?"

Madame Marceau setzte sich majestätisch und antwortete kurz auf den ungestümen und fragenden Blick: „daß er entlassen sei."

„Weßhalb dies?" fragte das Stiftsfräulein, sehr ärgerlich aussehend; „er ist so ehrbar und fleißig gewesen."

„Wohl wahr, Tante, aber wir verlangen Gehorsam von unseren Dienern."

„Welchen Befehl hat er nicht befolgt? Gewiß würde der arme Bursche sich alle Mühe geben, sein Vergehen wieder gut zu machen."

„Wir sind nicht gewöhnt, uns mit der Dienerschaft in Erörterungen einzulassen," antwortete die Nichte mit stolzer Würde.

„Aber was hat er denn gethan, Rosalie?"

Madame Marceau sah sehr geheimnißvoll aus.

„Ah! das ist es!" rief Tante Radegonde, sich in ihrem Stuhle hin- und herwiegend; „der Mann wurde weggeschickt und weiß nicht, weßhalb — ich weiß nicht, weßhalb — Niemand weiß es. Du nennst das Willen, ich nenne es Tyrannei. Du magst das sagen, wem Du willst, daß ich es so geheißen; wenn Andere sich fürchten, so erkläre ich Jedem, der es hören will, daß ich mich nicht fürchte."

Sie sprach laut und in herausforderndem Tone.

„Tante," sagte ihre Nichte begütigend. „Sie sollten an die Aeußerungen unserer Familieneigenheiten, unseres Willens gewöhnt sein, wenn Sie auch nicht viel davon besitzen."

„Ich habe so viel Willen, als irgend Jemand," unterbrach das Stiftsfräulein scharf.

„Mag sein," antwortete Madame Marceau mit anmuthigem Lächeln und einer olympischen Verbeugung des Kopfes, „mag sein, liebe Tante; aber, wie ich Ihnen sagte, Sie sollten an die Manifestationen unserer Familieneigenheit, — unseres Willens gewöhnt sein; — ich bedaure den Vorfall. Aber so sind wir, und alles, was ich sagen kann, ist, ich fühle wirklich Mitleid mit Allen, welche unter dieser Eigenheit leiden."

Eine Tochter der Atriden hätte nicht mit höherer Würde das traurige Schicksal, das ihr Geschlecht erwartete, beweinen können.

„Ich sage Dir," warf Tante Radegonde mürrisch ein, „es ist nicht Wille, sondern der Despotismus und die Caprice, die ich von lange her kenne. — Nichts andres!" Mit dieser letzten kühnen Herausforderung nahm sie ihr Strickzeug wieder auf.

„Meine gute Tante," antwortete Madame Marceau, höflicher und kälter werdend, „entschuldigen Sie mich: Energie ist nicht Despotismus; Gerechtigkeit ist nicht Caprice. Diese Eigenschaften haben unsere Familie zu ihrem früheren Glanze emporgehoben — sie werden sich erhalten. Wir können bedauern, daß diese unerschütterlichen Tugenden sich mit dem Glücke anderer Personen kreuzen, mögen diese auch in noch so niedriger Stellung sein; wir werden es bedauern, namentlich von unsern Verwandten, mißverstanden zu werden, aber wir können wirklich nicht helfen."

„Ich meinte nicht, —" begann Tante Radegonde, verlegen.

„Bitte, lassen wir das, es ist von gar keiner Bedeutung," unterbrach Madame Marceau freundlich. Und nachdem sie auf diese Weise ihre Tante zum Schweigen gebracht, wandte sie sich an Nathalie, fragte sie, wie ihr der Garten gefallen; versicherte sie, daß ihr das ganze

Gut gefallen werde, sagte ihr, daß die Domaine von Sainville allgemeinen Beifall finde, und hoffte, mit Mademoiselle Montolieu manchen hübschen Spaziergang machen zu können. Das Stiftsfräulein schloß sich dieser Hoffnung an und sah nach ihrer Nichte, welche nach der Wand blickte. Aber Tante Radegonde, welche wieder zu Gnaden aufgenommen zu werden dringend zu wünschen schien, fuhr fort:

„Ja, wir werden manchen hübschen Spaziergang mit einander machen, alle Drei, oder vielmehr alle Vier zusammen; denn Armand wird uns begleiten; er unterhält so angenehm. Ach! Petite. Sie sollten ihn und seine Schwester bisweilen hören!"

„Mein Bruder ist wirklich ein Mann von vielseitiger Bildung," geruhte Madame Marceau zu bemerken, ohne jedoch ihre Tante dabei anzusehen. „Ich bedaure, daß er nach Marmont gegangen; aber er wird um fünf Uhr wieder zu Hause sein. Ich zweifle nicht, daß er sich sehr freuen wird, die Bekanntschaft von Mademoiselle Montolieu zu machen."

„Wie lange dauert das noch?" dachte Nathalie ungeduldig, welche nach und nach der herablassenden Hoheit und der erzwungenen Höflichkeit von Madame Marceau herzlich müde war.

Es dauerte den ganzen Tag, der dem jungen Mädchen als einer der längsten erschien, den sie je verlebte. Madame Marceau war keine von jenen Gesellschafterinnen, welche durch ihre unerschöpfliche Geschwätzigkeit ermüden; ihre Unterhaltung war nicht alltäglich, trivial und lächerlich; sie hatte dagegen eine Art, sich über ihren Reichthum, ihren Stand, ihre Stammliste zu verbreiten, als ob diese getragen werden sollte, wie das Kleid und die weite Schleppe ihrer Großmutter. Das Wenige, was sie sagte, — denn sie sprach nicht viel, — drehte sich einzig und allein um dieses Thema ihrer Größe, obwohl mehr verhüllt, als in baaren Worten. Wenn Nathalie zum

Fenster hinausblickte und die reizende Baumallee bewunderte, welche zu dem Schlosse führte, so mußte sie hören, vor wie viel hundert Jahren, und von welchem der Sainvilles sie gepflanzt worden; wenn ihr Blick auf einem Gemälde ruhte, so erfuhr sie, wie lange es in der Familie sei, oder wenn es ein Portrait war, welchen von den Sainvilles es vorstellte. Kurz der frühere und gegenwärtige Glanz des Hauses Sainville beherrschte alle Gedanken der stolzen Dame. Tante Radegonde strickte familienfleißig und sprach sehr wenig. Ein oder zwei Bemerkungen wagte sie wirklich zu äußern, aber ein Blick oder ein „liebe Tante" ihrer Nichte brachte sie immer wieder rasch zum Schweigen.

„Was für ein trauriger Tag!" bemerkte sie gegen Abend, indem sie ihr Strickzeug mit einem leichten Gähnen niederlegte.

„Wirklich sehr traurig," sagte Nathalie — und froh, eine Entschuldigung zu haben, den Sitz verlassen zu können, stand sie auf und wandte sich nach einem der breiten und tiefen Fenster, welche auf die Allee hinaussahen.

Es hatte den ganzen Nachmittag geregnet und regnete noch. Der Himmel war düster, traurig und mit schwarzen Wolken bedeckt, von denen die eine die andere verscheuchte. Windstöße beugten die schlanken Bäume der Allee, und der Weg und die entfernte Landschaft konnten nur durch den schiefen Streifregen gesehen werden.

„Was für ein schreckliches Wetter Armand zu seinem Heimritte hat," bemerkte Madame Marceau in besorgtem Tone.

„Vielleicht kommt er nicht nach Hause," sagte das Stiftsfräulein.

„Liebe Tante," antwortete die Nichte, in ihrer bedeutungsvollen Weise, „wir halten stets was wir versprochen; Armand gab sein Wort, daß er um Fünf zu Hause sein werde, und um Fünf müssen wir ihn erwarten.

Was das Wetter betrifft, so hat er so viel gereist, daß ich glaube, er ist gleichgültig dagegen geworden."

Es wurde nichts mehr gesprochen, bis die Glocke fünf Uhr schlug.

„Das ist seltsam," sagte Madame Marceau mit sichtlichem Erstaunen.

„Chère Petite," bemerkte Tante Radegonde, sich nach Nathalien umwendend, „Sie werden sich an dem Fenster erkälten."

„Ich sehe nur nach den Wolken," antwortete Nathalie hinwerfend; „sie eilen so rasch an dem Himmel hin, daß sie lebenden Wesen gleichen."

Sie blieb noch einen Augenblick bei dem Fenster stehen, bis sie ihren Platz neben dem Stiftsfräulein wieder einnahm.

„O! da kommt Herr von Sainville!" sagte Madame Marceau, als man den Hufschlag eines Pferdes unten in der Allee hörte. Sie sah ungeduldig nach der Uhr und verließ wenige Minuten später das Zimmer. Es entstand eine kurze Stille.

„Sie werden sich die Augen verderben mit dieser Stickerei; da ist kein Licht," bemerkte endlich das Stiftsfräulein, sich an Nathalien wendend, deren Auge an die Arbeit geheftet schien.

„Danke, meine Augen sind daran gewöhnt," antwortete sie in einem leisen und etwas verlegenen Tone. Man hörte einen Tritt auf der Treppe; sie legte ihre Arbeit in ihren Schooß und nahm sie rasch und heftig wieder auf.

Die Thüre öffnete sich, und Madame Marceau trat allein ein. Ihre Stirne schien leicht umwölkt.

„Mademoiselle Montolieu," sagte sie, indem sie sich einem Tone an das junge Mädchen wandte, welcher, trotz aller seiner Weichheit und höflichen Artigkeit scharf und gereizt klang, „mein Bruder ist sehr begierig, Sie

zu sehen. Wollten Sie mich nach der Bibliothek begleiten."

Nathalie erhob sich mit einer gewissen Unruhe.

„Wohin führst Du sie?" fragte das Stiftsfräulein.

„Armand wünscht Mademoiselle Montolieu zu sprechen."

„Was verlangt er von ihr?" fragte Tante Radegonde ungehalten.

„Mein Bruder, Herr von Sainville, wünscht mit Mademoiselle Montolieu, seinem Gaste, zu sprechen," antwortete Madame Marceau, Nathaliens Arm in den ihren schlingend, indem sie mit einer ihrer großen Manieren sprach.

„Er könnte hier mit ihr sprechen," versetzte das Stiftsfräulein, die halsstarrig genug sein konnte, wenn sie wollte; „und ich sehe gar nicht ein, weßhalb er sie in der Bibliothek haben will; es sei denn, daß er sie scheu machen will, wie alle andern Leute," fügte sie tief athmend hinzu.

Madame Marceau warf ihrer Tante einen Blick zu, der das kleine Stiftsfräulein in ihrem Stuhle sich unruhig hin- und herbewegen machte.

„Wirklich, liebe Tante," sagte die Erstere, „man könnte meinen, ich führe unsere junge Freundin in die Höhle eines Währwolfes. Glücklicherweise," fügte sie mit einem festen Blick auf Nathalie hinzu, „theilt Fräulein Montolieu Ihre Besorgnisse nicht."

Das Stiftsfräulein schien ihre frühere Unbesonnenheit zu bereuen und wieder gut machen zu wollen; sie wagte deßhalb nicht, eine Sylbe weiter zu äußern, als die beiden Damen das Zimmer verließen.

„Ich muß annehmen," dachte Nathalie, als sie schweigend nach der Bibliothek gingen, „daß Herr von Sainville eine zweite Ausgabe seiner Schwester ist, — ein hoher, feiner Mann, sehr würdevoll, sehr artig und sehr herablassend."

Sie blickte ihre Begleiterin an, als sie zu diesem Schlusse kam, und der biedere Ausdruck von Madame Marceaus Stirne brachte sie zu dem Glauben, daß diese Unterredung sehr wenig nach dem Geschmacke ihrer Gönnerin war.

Die Bibliothek befand sich im Erdgeschoß, und der Eingang zu derselben lag dem Speisezimmer gerade gegenüber. Sie war bald erreicht; und als Madame Marceaus Hand auf der broncenen Thürklinke ruhte, fühlte Nathalie eine Mischung von Scheu und Neugierde, verbunden mit einem unangenehmen Mißbehagen, das durch die Aussicht hervorgerufen wurde, mit einem Mann zusammenzutreffen, von dem sie, sei es nun mit Recht oder Unrecht, eine nicht sehr günstige Meinung empfangen hatte. Ihre Begleiterin lächelte und warf ihr einen ermuthigenden Blick zu.

„Bitte, Mademoiselle Montolieu," sagte sie, „lassen Sie jedes Gefühl von Befangenheit. Wir sind Ihre Freunde und meinen es wohl mit Ihnen."

Sie drückte ihre Hand und öffnete die Thüre, während sie sprach.

Die Bibliothek war ein weites, sehr einfach möblirtes Gemach, mit Büchergestellen, Büsten und einigen Gemälden. Eine Vase mit ausgewählten Blumen stand auf einem großen mit Papieren bedeckten Tische; daneben brannte eine Lampe mit einem klaren, freundlichen Lichte. Eine breite Glasthüre bot die Aussicht auf den Garten mit seinen ferneren Bäumen, die sich jetzt unter dem Herbstwinde beugten; an dem dunkeln Himmel schien ein blasser und wässriger Mond, dann und wann von den letzten Wolken verdunkelt. Der traurige Anblick der Natur erhöhte den Eindruck der Wärme und des Comforts, den Umgebung machte.

Als die beiden Damen eintraten, wandte sich ein Herr, der an dem Kamine stand, um, und ging ihnen entgegen. Madame Marceau trat etwas voran, indem

sie Nathalien an der Hand führte, redete ihn mit „lieber Armand" an, und stellte ihm mit großer Förmlichkeit ihre Begleiterin vor. Sie veranlaßte darauf Nathalien, zu sitzen, stellte sich neben ihren Stuhl, äußerte mit ihrem liebkosenden Tone einige Gemeinplätze, brachte eine plausible Entschuldigung vor und zog sich zurück, indem sie das junge Mädchen allein mit ihrem Bruder ließ.

„Das ist wirklich kindisch," dachte Nathalie, als sie ihr Herz rascher pochen und ihre Wangen nach und nach mit einer Scharlachröthe sich bedecken fühlte: sie fand ihre Unruhe um so weniger zu entschuldigen, als ihr ein Blick gesagt hatte, daß in Herr von Sainvilles äußerer Erscheinung nichts so Außerordentliches liege, was ein solches Gefühl des Mißbehagens und der Unruhe erregen könnte.

Der Herr von Sainville entsprach nicht im mindesten der Idee, welche sie sich früher aus der Ferne von ihm gemacht hatte, nachdem ihr diese und jene Bemerkung über ihn zugeflossen war. Sie hatte erwartet, einen großen, unfreundlichen, blassen, düsteren, nicht unschönen Mann von strengem und zurückstoßendem Aussehen zu finden, der längst über das Lebenszenith hinaus wäre. — Wie er jedoch neben dem Tische stand, an welchem sie saß, und sie mit einem ruhigen, aber doch durchdringenden Blicke ansah, mit seiner vollen, harmonischen Stimme sprach, welche ein Gemeingut der Familie schien, und sich mit jener unbeschreiblichen französischen Leichtigkeit an sie wandte, die bei ihm mit der größten Einfachheit der Manier verbunden war, mußte sie sich gestehen, daß nichts mehr verschieden sein konnte von dem, was sie sich vorher eingebildet und ausgemalt, — nichts namentlich dem großartigen, aber nicht ebenso angenehmen Tone von Madame Marceau mehr entgegengesetzt war, als sein ganzes Wesen.

Herr von Sainville war nicht viel über die mittlere Größe und von hagerer Gestalt, an der das Auge nichts

besonders anziehen konnte. Noch weniger schien sein Gesicht im Stande, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen: es war weder offen, noch schön; Nathalie war überrascht, nur ein ernstes, wenn auch geistiges, aber blasses und weiches Gesicht zu sehen, das durch ein Haar von lichtem Kastanienbraun und einen schwachen Backenbart von derselben Farbe einen noch sanfteren Ausdruck bekam. Ohne gerade jung zu sein, stand er doch noch in der ersten Kraft des Lebens, und war offenbar jünger, als seine Schwester.

„Und das ist Herr von Sainville?" dachte Nathalie mit innerer Verwunderung ihn betrachtend. Dieser zweite Blick, obwohl er nicht mehr als der erste sah, machte doch einen ganz anderen Eindruck auf sie.

In der marmornen Bläße des Gesichtes, in der breiten und ruhigen Stirne, in dem klaren Blicke der dunkelblauen Augen, in dem scharfen Bogen der Nase, in den fest zusammengepreßten Lippen und dem gewölbten Kinn, vor Allem aber in den scharf geschnittenen und doch nicht unfreundlichen Umrissen des ganzen Gesichtes lag etwas, was auf Nathalien nicht länger den Eindruck sanfter Güte machte. Der milde Ausdruck, der sie zuerst überrascht hatte, glich jetzt recht einer festen und unerschütterlichen Ruhe, vielleicht der Folge einer zum Ernste disponirten Natur, die sich nicht leicht durch äußere Ereignisse aus der Fassung bringen läßt, oder, wie sie mehr zu glauben geneigt war, das einzige äußerliche Zeichen eines strengen und schweigsamen Willens. Das ganze Gesicht erinnerte sie lebhaft an ein Medaillon von Bonaparte, welches sie besaß, nicht durch seine Schönheit, denn Herr von Sainville war durchaus nicht schön; nicht durch den Schnitt der Gesichtszüge, denn sie waren wesentlich nordisch; sondern durch die ursprüngliche Kraft und marmorgleiche Ruhe Wirklich kam das Gesicht, das ihr Anfangs so ruhig erschienen, Nathalien so bedeutungsvoll vor, daß sie vergeblich sein Wesen zu errathen suchte. Sie blickte ihn

an und wurde verlegen, wie Jemand, der auf einer Steintafel eine in unbekannten Zügen gemeiselte Inschrift betrachtet; sie ist für das Auge wohl sichtbar, aber für den Gedanken unerforschlich, und wenn auch gesehen, doch nichts desto weniger ein Geheimniß.

Während diese Gedanken rasch durch den Geist des jungen Mädchens flogen, fuhr ihr Wirth fort, das Wort an sie zu richten; er bedauerte in den artigsten Ausdrücken, daß ihn ein Geschäft abgehalten, sie früher zu sehen. Zu ihrem Erstaunen war er von ihrer Verwandtschaft genau unterrichtet, und erwähnte ihres Vaters in den Ausdrücken der höchsten Achtung und Verehrung, was sie außerordentlich wohlthuend berührte. Er schien wirklich die Absicht zu haben, sie für sich zu gewinnen. Als es ihm gelungen war, ihre erste Verlegenheit zu beseitigen, ging er nach und nach in einen mehr geschäftlichen Ton über, der zwar immer noch sehr höflich, doch wie Nathalie fühlte, sie auf den eigentlichen Gegenstand der Unterredung zu führen beabsichtigte.

„Entschuldigungen sind immer schwach," sagte er, sich mit feierlichem Ernste an sie wendend, „aber ich muß entschuldigen, ich muß mein tiefes Bedauern über das ausdrücken, was geschehen. Bis gestern Abend ahnte ich nicht, daß Sie von einem Gliede meiner Familie belästigt werden, ich wüßte noch ebenso wenig davon, hätte ich nicht meinen Neffen begegnet, als er Mademoiselle Dantins Garten verließ. Madame Marceau, seiner Mutter und meiner Schwester, übertrug ich, wie es wohl die Schicklichkeit erheischte, Sie aus einer unangenehmen und unverdienten Lage zu befreien. Ich weiß, es ist dies ein delicater Gegenstand — vielleicht hätte ich die Sache einzig und allein Madame Marceau überlassen sollen; ich habe jedoch den Grundsatz, von welchem ich ungerne abweiche, immer selbst zu thun, was ich wirklich thun kann. Wenn ich jedoch diese Umstände erwähne, so geschieht es zuerst und hauptsächlich, um Ihnen mein Bedauern über die un-

angenehmen Folgen der Unklugheit meines Neffen auszudrücken; dann aber auch in der Hoffnung, Sie werden so freundlich sein, dies Haus als Ihre Heimath zu betrachten, bis sich Ihnen eine solche bietet, die Ihren Wünschen noch mehr entspricht."

Er sprach in kurzem, geschäftlichem Tone, jedoch mit einer ruhigen Einfachheit, die offenbar jedes Gefühl von Verpflichtung zu verscheuchen beabsichtigte. Nathalie fühlte sich nichts desto weniger ihm zu danken verpflichtet; er unterbrach sie jedoch lebhaft.

„Nein," sagte er, immer mit der gleichen Artigkeit, aber sehr entschieden, „ein so gewöhnlicher Act der Pflicht verdient keine Anerkennung."

Nathalie antwortete nicht. Es folgte eine kurze verlegene Pause. Herr von Sainville schien etwas weiter sagen zu wollen, schwieg jedoch; er verließ seinen Platz, kehrte wieder zurück, sprach aber nicht. Nathalie fühlte, ohne daß sie aufblickte, daß er sie ansah. Sie erhob das Auge — es war so; aber sein fester und gedankenvoller Blick vermochte sie nicht zu beunruhigen: dieses fortwährende Schweigen wurde nach und nach etwas linkisch.

„Ich fürchte, mein Herr," sagte sie, sich halb von ihrem Sitze erhebend, „daß ich Sie länger störe."

„Nein, nein," antwortete er rasch. „Ihnen die Wahrheit zu sagen," fügte er etwas gedehnter hinzu, „unsere Unterredung ist noch nicht zu Ende."

Nathalie fühlte sich unbehaglich und sah verlegen aus.

„Gewisse Dinge, fuhr er in seinem geschäftsmäßigen Tone fort, „erfordern Offenheit; es ist das Ehrenwertheste, den geraden Weg zu gehen. Ich würde Sie nicht hieher bemüht haben, Mademoiselle Montolieu, da mir das Vergnügen in Aussicht stand, Sie in Gegenwart meiner Tante und Schwester zu sehen, wenn ich mich nicht für verpflichtet gehalten hätte, Ihnen gewisse Dinge mitzutheilen, die Sie wahrscheinlich nicht kennen und die Sie er-

fahren sollen. Doch muß ich Sie zuerst versichern, daß ich über meinen Neffen und seine Gefühle nicht die geringste Autorität beanspruche. Sie werden deßhalb begreifen, daß, so weit er sich auch eingelassen haben mag, ich nicht dazwischen zu treten beabsichtige. Auch maße ich mir nicht an, in Ihre Geheimnisse einzudringen; ich fühle nur, daß Sie mein Gast sind, und daß es deßhalb meine Pflicht ist, Sie auch nicht einmal indirect hintergehen zu lassen. Alles, was ich Ihnen mitzutheilen wünsche, ist, daß meine Schwester seit einiger Zeit eine Verbindung zwischen ihrem Sohne und einer Freundin von ihr, Mademoiselle de Luffac, herbeizuführen beabsichtigt; daß er, nachdem man bereits übereingekommen war, sich weigerte, diese Dame zu heirathen, und seine Mutter erklärt hat, nie ihre Einwilligung — von welcher ihn das Gesetz noch nicht dispensiren wird, — zu seiner Verbindung mit einer andern Frau zu geben. Sie ist entschlossen, auf ihrem Ausspruche zu beharren, und er gleichfalls, denn sie sind sich in Person und Charakter sehr ähnlich; wenn er sich deßhalb selbst so weit hintergangen, daß er Ihnen das Gegentheil davon erklärte, so, glauben Sie mir, befindet er sich in einem großen Irrthume. Meine vollkommene Kenntniß der Sachlage, der Vortheil, den ich an Jahren und Erfahrung vor Ihnen voraus habe, meine Stellung als ihr Wirth, berechtigen mich vielleicht, wenigstens für einige Zeit, mich als Ihren Vormund und Freund zu betrachten. Ich ging deßhalb in diese Erörterungen ein, um Sie in den Stand zu setzen, Ihre Handlungsweise darnach einzurichten. Sie können jetzt den genauen Preis dessen schätzen, was man in Ihrem Alter das Glück des Lebens nennt, und was oft nur der Traum eines Tages ist. Sie werden Zeit haben, den flüchtigen Einfall der Jugend von dem wahren Gefühle scharf zu sondern. Wenn Sie zweifeln, können Sie leicht auf die Vergangenheit als auf ein Nichts zurücksehen; wenn Ihr Glaube stark ist, so können Sie warten und jeder Autorität, jedem menschli-

chen Wesen versagen, sich zwischen Ihr Gefühl und Sie zu stellen."

Er hielt inne. Nathalie hatte ihn mit tiefem Schweigen angehört. Zurückgelehnt in ihrem Stuhle, die Hände auf ihren Kieen gefaltet, und ihre Augen auf den Boden geheftet, war sie bewegungslos, wie eine Statue geblieben. Die Farbe jedoch, welche ihre Wangen bald überflog, bald wieder verschwand, und das ununterdrückbare Arbeiten ihrer Gesichtszüge zeugten davon, daß diese Ruhe nur scheinbar war. Als sie jedoch aufsah und Herrn von Sainvilles Blick mit ruhigem und klarem Auge begegnete, wenn es auch nicht so ruhig als der seine war, und als sie ihm nach einer kurzen Pause antwortete, lag in ihrer ganzen Haltung eine Fassung und weibliche Würde, welche sie selten zeigte, und welche vielleicht durch die Gegenwart eines Fremden, der nicht von ihrem Geschlechte war, vielleicht auch durch die ruhige, geschäftsmäßige Weise hervorgerufen wurde, mit der sie angeredet worden.

„Mein Herr," sagte sie ruhig, „Sie meinen es gut, freundlich, wollte ich sagen, mit mir, und ich danke Ihnen aufrichtig; erlauben Sie mir jedoch, zu bemerken, daß diese Warnung, so wohlgemeint sie ist, — daß diese Erörterungen, so klar sie sind, — in meiner Lage durchaus unnütz waren; daß Madame Marceau ihren Sohn an eine Dame zu verheirathen wünscht, und daß er die Dame ausschlägt, sind Familienangelegenheiten, die in keiner Beziehung zu mir stehen."

Ihre Farbe dunkelte, und ihre Augen leuchteten vor Stolz, als sie schloß. Herr von Sainville warf ihr einen flüchtigen, aber tief forschenden Blick zu.

„Wirklich," sagte er langsam, „dann gestehe ich nicht zu begreifen, in welchem Verhältnisse Sie zu meinem Neffen stehen."

„In durchaus keinem Verhältnisse," antwortete sie mit lakonischem Stolze. „Herr Marceau erhielt von mei-

ner Seite nie eine Aufmunterung zu seinen Aufmerksamkeiten; er ging jedoch so weit, mir sogar zu schreiben, und eine günstige Antwort zu erwarten."

„Gaben Sie ihm irgend eine Antwort?" fragte ruhig Herr von Sainville.

„Nein, mein Herr," antwortete Nathalie scharf: „aber begierig, eine Antwort zu erzwingen, fand Herr Marceau Wege, in den Garten einzudringen. Ich verlangte, daß er sich zurückziehe, als Mademoiselle Dantin dazu kam."

Herrn von Sainvilles ruhiges Gesicht nahm einen eigenthümlichen Ausdruck an: es war nicht Aerger oder Verachtung, aber etwas zwischen beiden. Dieser Ausdruck verschwand jedoch nach wenigen Augenblicken, als er seinen Blick auf Nathalie richtete und etwas kurz sagte:

„Und das war Alles!"

Er sprach mehr, als wollte er eine Thatsache ankündigen, denn eine Frage aussprechen. Aber Nathalie fühlte, daß ihr Schweigen als eine Bejahung genommen werden könnte; sie zögerte und sah verlegen aus, da sie seinen festen und forschenden Blick auf sich gerichtet wußte.

„Mein Herr," sagte sie endlich, „ich wünsche, Sie nicht mit einem falschen Eindrucke zu verlassen: in einem gewissen Sinne ist es nicht Alles, denn ich begegnete Herrn Marceau in dem Garten dieses Hauses heute Morgen zufällig."

„Zufällig!" wiederholte Herr von Sainville ungläubig.

„Zufällig, wenigstens von meiner Seite," antwortete sie warm.

Herr von Sainville blickte sie ruhig an, während ein flüchtiges Lächeln, welches Nathalie mehr als seine Anspielung kränkte, um seine strengen Lippen spielte.

„Ich versichere Sie," sagte er, „daß ich durchaus keine Vermuthung aussprechen wollte, die Ihr Zartgefühl beleidigen konnte; daß dieses Zusammentreffen jedoch

zufällig war, kann ich nicht glauben. Ich bedaure, daß Sie auch hier nicht einmal sich unbelästigt bewegen können. Ich werde sehen," fügte er mit einem leichten Runzeln der Stirne hinzu, „daß dies nicht wieder vorkömmt."

„Ich glaube," bemerkte Nathalie, mit einigem Zögern, „daß Herr Marceau sich entschuldigen wollte."

Herr von Sainville lächelte wieder.

„Erlauben Sie mir zu zweifeln," sagte er ruhig; „Ihre Annahme seiner Entschuldigung war das ganze Resultat, was er von dieser Unterredung hoffte."

„Welche auch kein anderes Resultat hatte, mein Herr," versetzte Nathalie in einem lebhaften, etwas erbitterten Tone.

„Ich behauptete auch nicht, daß etwas Andres der Fall gewesen;" antwortete er ruhig.

Nathalie war immer noch zu befangen, um sich offen zu erklären.

„Sie hatte nicht einmal dieses Resultat, da sie nur wenige Minuten dauerte. Ja, Herr Marceau schien mich etwas gereizt zu verlassen, weil ich," fügte sie erröthend hinzu, da sie fühlte, daß diese Erklärung gar nicht verlangt und vielleicht unnütz war, „weil ich einfach nicht mit ihm sympathisiren konnte, wo ich nicht verstand."

Herr von Sainville rieb sich das Kinn und blickte zu Boden.

„Ich bedaure," sagte er nach einer Pause, „daß ich mit einem Gefühle zu kämpfen hatte, das Ihnen sicherlich unangenehm war; aber, offen gestanden, ich war der Ansicht, daß das einzige Hinderniß für die Neigung meines Neffen seine Mutter sei."

Staunen und Entrüstung machten Nathalien einen Augenblick verstummen, während ihre Farbe dunkelte, bis sich ihre Züge mit einer brennenden Glut übergoßen.

„Er sagte dies — er wagte dies zu sagen?" rief sie leidenschaftlich aus; aber Thränen des Zornes und

der Schaam perlten in ihren Augen, ihre Lippen zitterten und ihre Stimme erstickte.

Herr von Sainville wartete mehrere Minuten, während welcher er die Aufregung Nathaliens sich legen lassen wollte und betrachtete sie aufmerksam.

„Ich würde diese Offenheit bedauern," sagte er endlich, „wenn ich nicht fühlte, daß Sie ein Recht darauf haben, die Wahrheit zu erfahren."

Er sprach mit Emphase. Nathalie wandte sich nach ihm um, — wie sie wohl fühlte, mit dem Ausdruck der Rührung und Dankbarkeit.

„Sie waren sehr freundlich, mein Herr," sagte sie, mit jenem Ausdrucke, welchen die Franzosen mit dem unübersetzbaren Worte effusion bezeichnen, „sehr freundlich, mein Herr; ich danke Ihnen aufrichtig dafür."

„Sind Sie dessen gewiß?" sagte er, sie gefaßt anblickend, „denn," fuhr er fort. ihren lebhaften, zerstreuten Blick erwiedernd, „Ihr Gesicht ist offener, als Sie wohl glauben; und wenn ich richtig lesen kann, so war sein Ausdruck der Art, daß Ihnen meine Bemerkungen nichts weniger als zu gefallen schienen. Ich versichere Sie jedoch, daß ich nicht entfernt die Absicht hatte, mich indiscreter Weise irgend einer Sache zu vergewissern, die Sie geheim halten wollten, sondern daß mich nur der einfache Wunsch beseelte, Ihnen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen; denn wirklich," fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „ich kann sagen, daß die Art und Weise, wie Sie meine Erklärungen anhörten, zu welchen ich mich damals für berechtigt hielt, mich bereits von Dem überzeugten, was Ihre Worte bestätigten; nämlich, daß mein Neffe seine eigenen Hoffnungen für Ihre Einwilligung gehalten."

Es lag etwas in diesen Worten, was Nathaliens Ohr verwundete. Sie bildete sich in ihrem empfindlichen Stolze ein, Herr von Sainville freue sich ungemein, daß keine Verbindung zwischen seinem Neffen und ihr be-

stünde. Begierig, ihm zu zeigen, daß sie eben so sehr, als er, diesen Gedanken von sich abzuweisen wünsche, sagte sie etwas stolz:

„Darf ich fragen, mein Herr, ob Madame Marceau auch dieser Meinung ist?"

„Es wird meine Sorge sein, sie zu enttäuschen," antwortete er kurz.

„Aber, mein Herr," fuhr Nathalie fort, „ich fange an, zu zweifeln, ob es schicklich ist, Ihr freundschaftliches Anerbieten anzunehmen."

„Wie so?" fragte er gelassen.

„Es ist mir, als ob meine Anwesenheit hier kaum sehr angenehm sein könnte."

„Ich bitte, wie wäre das möglich?" fragte er lächelnd.

„Madame Marceau wird sich vielleicht durch mich erinnert sehen, — vielleicht, nein, gewiß — und ich möchte nicht die Ursache sein. . . ."

Sie hielt inne, biß sich auf die Lippen und war verlegen, einen Satz begonnen zu haben, den sie schwer vollenden konnte.

Es entstand eine Pause, denn Herr von Sainville wartete einen Augenblick, ehe er mit einem halb freundlichen, halb ironischen Lächeln, welches schon einmal das junge Mädchen verletzt hatte, bemerkte:

„Ich glaube, Sie spielen auf meinen Neffen an, er ist jedoch bereits, wo er am besten aufgehoben — in Paris, um seinen vorgeschriebenen Studien obzuliegen. Wenn er klug ist, bleibt er dort."

Nathalie schien einen Einwurf machen zu wollen, Herr von Sainville kam ihr jedoch zuvor.

„Glauben Sie mir," sagte er ernst, „es wird meine Sorge sein, daß nichts und Niemand Sie unter diesem Dache belästige."

Er sagte nicht mit baaren Worten: „Dies ist mein Haus und Sie sind mein Gast;" aber sein Blick und

sein Ausdruck schloßen dies in sich; und Nathalie fühlte eine seltsame Mischung von Freude und Verlegenheit bei diesem Gedanken. Sie fühlte, welche Güte aus diesem ruhigen Gesichte strahlte, das jetzt auf sie herabblickte, eine Güte, für deren Anerkennung ihr der Ausdruck fehlte.

Sie wußte nicht, daß es keiner Anerkennung bedurfte; daß der wohlgesetzteste und anmuthigste Dank nicht so ausdrucksvoll gewesen wäre, als der halb scheue, halb vertrauensvolle Blick, den sie auf Herrn von Sainville richtete; denn der Reiz der ungeheuchelten Verlegenheit der Jugend entbehrt selten der Wirkung bei Aelteren und schien auch bei ihm nicht ohne Wirkung zu bleiben, als er das junge Mädchen mit einem ruhigen und gedankenvollen Blicke betrachtete; und wenn er auch in diesem Augenblicke nicht lächelte, so waren seine Züge doch weicher und sanfter geworden. Nathalie fühlte, daß die Unterredung lange genug gedauert und erhob sich von ihrem Sitze.

„Ich bin von Ihrer Güte versichert," sagte sie zögernd und über den ersten Ton, wie über die Vertraulichkeit des Complimentes, erröthend; „ich bin Ihnen sehr dankbar," fügte sie nach einer Pause hinzu.

Mochte nun ihre Manier etwas gezwungener werden, als sie dies sagte, oder das letzte Wort den Reiz zerstören, Herrn von Sainville's Gesicht nahm plötzlich wieder seinen früheren Ausdruck an.

„Bitte, verbannen Sie jeden Gedanken von Verpflichtung," sagte er mit seiner kalten Höflichkeit, und begleitete sie, da er sah, daß sie gehen wollte, aus dem Zimmer.

Siebentes Kapitel.

„Das ist also Herr von Sainville," sagte Nathalie, als sie die Thüre der Bibliothek hinter sich schloß und die Treppe hinaufging.

Sie fühlte sich enttäuscht; denn sie fand bei ihrem Wirth nichts Außerordentliches, wie sie wohl erwartet hatte. Sie fühlte sich abgekühlt und zurückgestoßen. Anfangs glaubte sie, es komme daher, weil er sie zu verdeckt gefragt. Bei einigem Nachdenken merkte sie jedoch, daß er eigentlich nur eine Frage an sie gerichtet; was sie gesagt, hatte sie aus eigenem Antriebe geäußert. Mit stolzem Staunen fragte sie sich nun: warum? War seine Offenheit der Art, daß sie mit Offenheit erwiedert zu werden verdiente? Nein, denn er hatte ihr genau das gesagt, was er vom ersten Augenblicke an ihr mitzutheilen beabsichtigte; nicht ein Wort mehr. Er hatte ihr Thatsachen vorgelegt, ohne Erklärung, ohne Warnung, ohne ihr auch nur den leisesten Blick in seine Gefühle zu gönnen. Wie er über das Benehmen seines Neffen dachte, wie er eine Verbindung zwischen Charles Marceau und ihr beurtheilen würde, waren Dinge, über die sie jetzt so wenig wußte, als ehe sie in die Bibliothek eingetreten war. Sie hatte viel gesagt, aber nichts erfahren, als daß das providenzielle Einschreiten, dessen Verdienst Madame Marceau sich so offen angeeignet hatte, in Wirklichkeit ihrem Bruder zugeschrieben werden mußte, einem Edelmann von ernstem Aussehen, und ruhigem, wenn nicht kaltem Benehmen. Sie hätte gerne gewußt, ob er wohl immer so sei, und ob dies alles sei. Das Stiftsfräulein und ihre Nichte waren beide in dem Empfangs-Zimmer, als sie eintrat, und blickten sie mit sichtlicher

Neugierde an. Sie setzte sich schweigend neben dem Armstuhle der älteren Dame nieder.

„Sie sagen, Tante," bemerkte Madame Marceau, mit angenommener Heiterkeit, die ihr nach Nathaliens Ansicht nicht so gut kleidete, als die airs de grande dame, die sie sich oft gab; „Sie sehen, daß Mademoiselle Montolieu wohl und unverletzt zu uns zurückkehrt."

„Oh nein! nicht doch," antwortete das Stiftsfräulein.

„Woraus folgt, daß es einst doch der Fall sein wird. Was ist ihre Meinung, Mademoiselle Montolieu?"

Sie warf einen fragenden Blick auf das junge Mädchen, als sie sprach; Nathalie war jedoch in dem kleinen weiblichen Manöver, einer Frage auszuweichen, nicht unerfahren, und antwortete mit einem Lächeln: „Mademoiselle Dantin konnte mich niemals verwunden, Madame, woraus ich schließe, daß ich unverletzlich bin."

Man sprach nicht mehr über diesen Gegenstand.

Als die Essenszeit kam, half Nathalie dem Stiftsfräulein die Treppe hinab: denn wenn sie es auch nie zugeben wollte, Tante Radegonde war etwas schwach.

Herr von Sainville war bereits in dem Speisezimmer; er hatte seine Tante an diesem Tage noch nicht gesehen, und als sie nun auf Nathaliens Arm gestützt eintrat, ging er ihr entgegen und küßte die kleine, noch immer weiße und zarte Hand, welche sie ihm entgegen hielt; sie nahm diese Höflichkeit mit kalter Würde auf und bemerkte kurz:

„Du hattest schlechtes Wetter für deinen Heimritt, Armand."

„Es war etwas naß," antwortete er kalt.

„Etwas naß!" dachte Nathalie, die den Regen noch immer in Strömen gießen hörte.

„Und ein wenig windig," fügte er hinzu, als ein starker Wind die Allee heraufrauschte und das alte Schloß umsauste, bis er endlich in einem leisen Murmeln erstarb.

„Ich möchte wissen, was er eigentlich wirklich nasses und windiges Wetter nennt," fuhr Nathalie in ihrem Selbstgespräche fort, welche die ganze Antipathie einer heißen Südländerin gegen den traurigen und rauhen Norden in sich trug.

„Aber es war nicht zu naß für den armen André zu gehen," äußerte Tante Radegonde trocken, als ihr Neffe sie zu Tisch führte.

„O, er ist also gegangen?" sagte er rasch.

„Ja, und ich denke es ist Jammerschade," fügte sie, indem sie sich aufrichtete, in entschiedenem Tone hinzu.

Herr von Sainville gab keine Antwort.

„Jammerschade um seine Familie," sagte das Stiftsfräulein zögernd. „Sagtest Du etwas? Armand?" fügte sie nach einer Pause hinzu.

„Nein, Tante, aber ich gebe Ihnen Recht, es ist Jammerschade."

„Er ist hart," dachte Nathalie halb entrüstet.

Das Mahl war förmlich und still. Herr von Sainville sprach wenig; Madame Marceau schien sich in ihre Würde gehüllt zu haben; das Stiftsfräulein war stumm: als jedoch der Dessert aufgetragen war und die Dienerschaft das Zimmer verlassen hatte, wandte sie sich an ihren Neffen, neben welchem sie saß, und fragte plötzlich:

„Armand, warum entließest Du den armen André."

„Wegen seines Ungehorsams gegen meine Befehle, Tante."

„Nun, Du siehst," fuhr sie in halb entschuldigendem Tone fort, als wollte sie ihre hereingeworfene Frage erklären, „ich kannte ihn stets als einen mäßigen, ehrbaren und fleißigen Mann, wenigstens kam es mir so vor," fügte sie hinzu, die Sache ihres Schützlings, wie mancher Advokat, nach und nach Preis gebend.

„Du hast ganz Recht, Tante," sagte Herr von Sainville ruhig, „André ist das Alles."

„Ja, weßhalb entläßt man ihn dann?“ fragte das Stiftsfräulein noch einmal.

„Wegen seines Ungehorsams gegen meine Befehle, Tante,“ antwortete er, genau in demselben Tone, wie zuvor.

„Ich verstehe,“ sagte Tante Radegonde mit bleicher Miene, „es war wohl etwas sehr Wichtiges.“

„Nur ein Baum, den er zu fällen versäumte,“ antwortete ihr Neffe hinwerfend.

„Und Du entläßt ihn deßhalb?“

„Nicht wegen des Befehles, gegen den er ungehorsam war, sondern wegen des Ungehorsams gegen den Befehl.“

„Warum es ihm dann nicht wieder sagen?“

„Weil ich nicht Diener halte, denen ich denselben Befehl zweimal wiederholen muß. Ich wartete drei Tage, ob er, wie ich ihn geheißen, thun wollte oder nicht, und wartete vergeblich. Ich bezahlte ihm das Doppelte von dem, was ich ihm schuldig war, um mich seiner auf einmal entledigen zu können. Er wird leicht einen andern Dienst finden; ich that ihm nicht unrecht.“

„Ach das ists,“ sagte Tante Radegonde, in etwas leiserem Tone, „weßhalb die Leute Diener haben, die sie nicht lieben, Armand.“

Herr von Sainville lehnte sich in seinen Stuhl zurück und schlang die Arme in einander. Er blickte auf seine Tante nieder und lächelte etwas ironisch.

„Tante,“ sagte er, „wir bezahlen Diener, damit sie uns bedienen, nicht damit sie uns lieben, und sie dienen uns nicht um Liebe, sondern um Lohn. Es gibt keine Verpflichtung auf beiderlei Seite; es ist ein Contract, ein Handel — nichts mehr. Erklärungen zwischen Herren und Dienern sind unthunlich; der Diener würde nur streiten lernen, ein Recht, das er aufgegeben, statt zu gehorchen; der Herr, der mit dem Miethling spräche, würde den Menschen vergessen; kurz wir würden die verächtlichen und abscheulichen

Charaktere des Rebellen und Tyrannen einander gegenüber haben: einer dieser Charaktere existirt selten allein, ohne den Andern."

„Nun," sagte Nathalie, „noch einige solche Unterredungen, mein Herr, und ich werde Sie wohl verstehen."

Als sie jedoch aufsah, begegnete sie dem scharfen Blick des Herrn von Sainville, der ihr gegenüber saß.

Sie erinnerte sich, was er ihr bezüglich der Offenheit ihres Gesichtes gesagt, und beschloß mit einiger Bestürzung, in Zukunft mehr auf ihrer Hut zu sein.

Madame Marceau öffnete jetzt ihre Lippen zu einer gewichtigen Rede.

„Autorität, meine liebe Tante," sagte sie, sich an das Stiftsfräulein wendend, „kann nicht auf diese Weise weggeworfen werden. Die Macht zu regieren ist die Probe des Geistes. Aber wenige, sehr wenige," fügte sie emphatisch hinzu, „besitzen diese hohe Macht."

Niemand antwortete; das Abendessen war vorüber. Herr von Sainville zog sich in seine Bibliothek zurück; die Damen begaben sich nach dem Empfangszimmer.

Auf ihrem niederen Stuhle sitzend, denn der Platz neben Tante Radegonde schien ihr jetzt eigenthümlich zu gehören, ihre Arbeit gleichgültig auf dem Schooße liegen lassend und den Blick auf die brennenden Kohlen geheftet, hatte sich Nathalie durch das Rauschen des Windes und des Regens in eine stille Träumerei lullen lassen. Sie wurde jedoch bald von dem Stiftsfräulein gestört, welche sie fragte, ob sie spiele oder singe, und als sie mit einem Lächeln gestand, daß sie beides könne, bat sie sie inständig, etwas zu spielen. Madame Marceau erklärte, sehr erfreut zu sein, sie zu hören; sie sprach, als ob Nathalie, ohne ihre majestätische Aufmunterung, weder ein Instrument berühren, noch ihre Lippen öffnen könnte.

Nathalie erhob sich und setzte sich schweigend vor das Piano; ihre Finger liefen eine Zeit lang über die Tasten, sie spielte das Präludium zu einer heiteren Ro-

manze; aber das Rauschen des kalten Abends erweckte Erinnerungen an alte Zeiten; die Weise änderte sich plötzlich und sie sang die Hymne eines alten Matrosen an die Jungfrau, welche sie oft in ihrer Heimath gehört und gesungen. Die menschliche Stimme ist der geistige Ausdruck der Musik, die Poesie der Empfindung, und nie erhebt sie so über alles Irdische, als wenn sie einer religiösen Melodie Ton verleiht; die Stimme Nathaliens war nicht von hoher Kraft und großem Umfang, aber sie war klar, wendungsreich und ausdrucksvoll; namentlich an diesem Abend, an welchem die Erinnerung an die frühere Jugend und die Heimath ihrem Gesang etwas eigenthümlich Wemüthiges gab. Tante Radegonde, welche den Kopf gedankenvoll auf die eine Seite geneigt, und ihr Strickzeug niedergelegt hatte, war ganz Ohr.

„Nun," sagte sie, als das Lied zu Ende war, „ich hatte nicht erwartet, daß Sie religiöse Musik singen würden."

„Was erwarteten Sie denn, daß ich singe?" fragte Nathalie rasch.

„Nun, etwas wie Sie selbst — hübsch und heiter."

„Und leichtsinnig," fügte Nathalie in einem etwas gereizten Tone hinzu. Sie sah vom Instrumente auf, als sie sprach und gewahrte in dem breiten Spiegel über dem Klavier die Gestalt des Herrn von Sainville, dessen Eintritt sie nicht gehört hatte. Er stand bei seiner Tante und schien zugehört zu haben.

„Bitte, singen sie uns noch etwas Anderes!" sagte das Stiftsfräulein.

„Wir werden glücklich sein, Mademoiselle Montolieu noch einmal zu hören," bemerkte Madame Marceau mit würdevoller Anmuth.

Nathalie zögerte. Sie hätte gerne gewußt, ob Herr von Sainville ein Kenner der Musik sei, und wartete, ob er seine Aufforderungen mit denen seiner Tante und Schwester verbinden werde. Nach einigem Zögern er-

füllte das junge Mädchen den Wunsch von Tante Radegonde; sie sang eine italienische Melodie, und obwohl ihre Stimme anfangs etwas zitterte, fühlte sie doch wohl, daß sie das Lied schön sang.

„Mein liebes Kind," sagte das Stiftsfräulein emphatisch, „Sie sind ein kleines Wunder."

„Mademoiselle Montolieu singt entzückend," bemerkte Madame Marceau.

Ihr Bruder sagte nichts, und als Nathalie das Instrument verließ, um ihren Sitz wieder einzunehmen, begann er langsam im Zimmer auf- und abzugehen, was seine Gewohnheit zu sein schien.

Dem Anscheine nach war das junge Mädchen in ihre Arbeit vertieft, in Wahrheit jedoch waren ihre Gedanken mit ganz anderen Dingen beschäftigt. Sie fühlte sich unwillkürlich durch die Gleichgültigkeit ihres Wirthes gereizt.

„Wie mürrisch muß er sein, daß er die Musik nicht liebt," dachte sie, ohne zu gestehen, daß es sein Mangel an Bewunderung für ihre Musik war, was sie ärgerte; „und noch dazu italienische Musik. Wie könnte sie aber auch einen nordischen Eiszapfen, wie ihn, rühren?"

Herr von Sainville blieb einen Augenblick stehen, als sie zu diesem Schlusse gekommen war, wie wenn er diesen Gedanken errathen hätte, was sie nicht wenig überraschte; er sagte kurz:

„Kommen Sie nicht aus dem Süden, Mademoiselle Montolieu?"

Nathalie bejahte.

„Ich dacht' es doch. Ich war einst auf dem mittelländischen Meere in einem Sturme und alle Matrosen sangen die Hymne, die wir so eben von Ihnen vernommen. Seit damals habe ich sie nie mehr gehört."

Er ging nach dem anderen Ende des Zimmers und als er zurück kam, wandte er sich wiederum an sie:

„Darf ich Sie fragen, aus welchem Theile des Südens sie kommen?"

„Von Arles in der Provence."

„Arles!" sagte das Stiftsfräulein, das Wort ergreifend; „Arles!" wiederholte sie. „Chère Petite, wodurch ist Arles berühmt?"

Nathalie wußte es wohl, wollte es jedoch nicht sagen.

„Durch Alterthümer," sagte Madame Marceau.

„Nein, es sind nicht die Alterthümer," sagte entschieden das Stiftsfräulein, „Petite, Sie lächeln, Sie wissen es gewiß."

„Wir haben so vielerlei Gutes in Arles," antwortete Nathalie erröthend, als sie Herrn von Sainville's Blick begegnete, der sie scharf ansah; „ausgezeichneten Schinken, zum Beispiel."

„Petite, der Schinken ist es sicher nicht."

„Arles ist berühmt durch die Schönheit seiner Frauen," bemerkte Herr von Sainville ruhig; „sie gelten ohne Widerrede für die schönsten Frauen Frankreichs."

Er war einen Augenblick stehen geblieben und setzte seinen Gang fort, als er schloß.

„Das ist's," rief das Stiftsfräulein mit großem Triumphe, „ich wußte, Arles war durch etwas sehr Bedeutendes berühmt. Armand, sage uns, wem diese schönen Frauen gleichen."

Sie sah Nathalie listig an, welche, wohl wissend, daß sie ein nicht unhübsches Exemplar der arlesischen Schönheit sei, tief erröthete und sich über die Arbeit herabbeugte. Aber sie brauchte nicht zu erröthen.

„Schönheit muß gesehen und gefühlt — nicht beschrieben werden," sagte Herr von Sainville kalt.

Tante Radegonde schien in ihrer Erwartung getäuscht; Nathalie fühlte sich verstimmt und erklärte im Herzen ihren Wirth für einen sehr unangenehmen Mann.

Madame Marceau, welche in ihrer einsamen Majestät auf einem Stuhle ihr gegenüber saß, ließ sich zu einem stolzen Lächeln herab. Von alle dem schien Herr von Sainville nichts zu bemerken. Als er an dem Tische vorüberkam, hatte er eine Karte bemerkt, die auf demselben lag, und sogleich aufgenommen. Er las den Namen und blickte seine Schwester fest an. Nathalie hatte die Karte im Verlaufe des Tages gesehen und war überrascht, den Namen Madame Marceau de Sainville darauf zu finden, welcher zeigte, wie die Besitzerin, soviel in ihren Kräften lag, die plebejische Verbindung von sich abzuweisen, und gegen alle Gewohnheit den patrizischen Namen ihrer Geburt wieder geltend zu machen suchte. Sie beobachtete ihren Bruder mit argloser, aber unverwandter Aufmerksamkeit, als er mit der Karte in der Hand dastand. Er legte sie schweigend nieder: sie schien zu triumphiren. „Rosalie," fragte er plötzlich, „war Dein Gemahl nicht mit dem berühmten republikanischen General Marceau verwandt?"

„Es war eine sehr entfernte Verwandtschaft," antwortete sie sehr verlegen.

„Ich gratulire Dir," sagte er kurz; „unsre Militärannalen kennen keinen fleckenloseren, edleren Namen: denn er, der Champion der modernen Freiheit, der Mann des Tages, hatte die Seele der Vergangenheit, den Geist der Treue und alter ritterlicher Ehre geerbt. Vor Jahren, als ich durch Coblenz kam, sah ich die Pyramide, unter welcher er liegt, unferne von dem Orte, wo er in seiner glorreichen Jugend starb. Warum haben sie ihn nicht dort gelassen? Das sind Trophäen, die wir dem Boden des Feindes lassen sollten." *)

---

*) Byron, welcher wahren Heroismus liebte, wo er ihn fand, hat dem Andenken des tapfern Marceau ein ehrendes Denkmal gesetzt.

Bei diesen Worten flog eine Röthe über seine Stirne, und einen Moment lang blitzte sein ruhiges Auge.

Madame Marceau gab sich alle Mühe, voll Theilnahme und Interesse zu erscheinen, ihre umwölkte Stirne verrieth jedoch ihre Stimmung und Nathalie sah sie in die Lippen beißen, als suchte sie vergeblich gegen eine bittere Enttäuschung anzukämpfen. Ihr Bruder zog sich früh zurück, und auch sie verließ bald nach ihm das Zimmer.

Als Nathalie sich am andern Morgen ankleidete, öffnete sie durch Zufall die oberste Schublade des Ebenholzcommodes; kaum hatte sie dies gethan, als ihr Blick auf einen Brief fiel, der darin lag. Ihr erstes Gefühl war, die Schublade wieder zu schließen, ihr nächstes zu ihr zurückzukehren, den Brief zu nehmen, die Aufschrift

---

Bei Coblenz, wo der Grund so lieblich schön,
Steht eine Piramide schlicht und klein,
Umkrönet des begrünten Hügels Höh'n,
Des Helden Asche senkte man hier ein.
Zwar unsres Feinds — doch Ehre dem Gebein
Marceaus! Manch rauhen Kriegers Thränen flossen
Auf dessen allzufrühen Grabesstein,
Betrauernd und doch neidend den Genossen,
Der hier für Frankreichs Recht im Kampf sein Blut vergossen.

Kurz, brav und glorreich war des Jünglings Lauf,
Den beide Heere, Freund und Feind beklagen,
Der Wandrer blicke fromm zum Stein hinauf,
Und möge Ruh nicht seinem Geist versagen.
Denn für die Freiheit hat er sich geschlagen,
Der Seltenen einer, die nicht herzversteint,
Die züchtigen, die ihre Waffen tragen.
Von Freveln hat er stets sein Herz gereint,
Drum ward er, als er fiel, von Männern tief beweint.

Childe Harold VI. 46. 47.

zu lesen, das Siegel zu untersuchen und nachdem sie ihn einige Zeit in der Hand gehalten, ihn pünktlich wieder dahin zu legen, wo sie ihn gefunden. Sie schloß die Lade und ohne an ihr ungeflochtenes Haar zu denken, das lose über ihre Schultern fiel, stand sie bewegungslos da, den Blick an den Boden geheftet, das Kinn in ihrer Hand ruhen lassend, — es lag in ihrer Haltung etwas tief Sinnendes.

Diese Träumereien wurden durch das Eintreten Amandas unterbrochen, welche mit einer Entschuldigung und ihrem gewöhnlichen neugierigen Blicke auf der Schwelle erschien. „Madame schickt mich, um nachzusehen, ob ich nicht Mademoiselle bei ihrer Toilette behülflich sein könnte?" Nathalie lehnte kalt ab.

Aber Schüchternheit war keiner von Amandas Fehler. „Sie war überzeugt, daß sie etwas mit Mademoiselles schönem Haar machen könnte." Sie rückte dienstfertig einen Stuhl vor, während sie so sprach; Nathalie sah etwas unzufrieden aus, doch änderte sie alsbald ihren Sinn und setzte sich. Amandas weiße Hände waren augenblicklich mit ihren schwarzen Haaren beschäftigt.

„Wie entzückend!" rief sie enthusiastisch, „es ist noch nicht so lange her, seitdem ich Gelegenheit hatte, meine Talente zu entwickeln. Madame Marceau ist die beste Dame, aber sie will mich nichts an ihrem Kopf machen lassen; während ich Madame la Comtesse d'Onesson fünf bis sechs Mal des Tages die Haare machen mußte. Es war eine sehr gute Uebung und gab mir große Leichtigkeit in der Behandlung. Haben Mademoiselle Ihre Pomade in der oberen Schublade der Commode?"

„Es ist nichts in der obersten Schublade, was mich im Geringsten angeht," antwortete Nathalie trocken.

„Nun, wie ich sagte," fuhr Amanda ruhig fort, „eine Frau ohne Haar ist wie ein Mann ohne Schnurrbart — nichts. Zweimal machte dieser unglückliche Umstand, der Mangel eines Schnurrbarts bei der andern Partei, mich

von sehr vortheilhafter Heirath abstehen, deßhalb hat auch Herr Charles, so schön er ist, — und ich habe unter der fleur des pois der französischen Noblesse gelebt, und weiß, was schön ist, — so lange meinen Beifall nicht, bis er seinen Schnurrbart wachsen läßt; ja, wie gesagt, der Sohn von Madame ist so gut, als schön, und hat doch einen Fehler; — ja, den größten Fehler, den ein Mann haben kann."

Sie hielt inne. Nathalie sagte nichts.

„Kein Mann kann einen größeren Fehler haben," fuhr Amanda unverdrossen fort.

Nathalie schwieg noch immer.

„Nun, wie gesagt," begann Amanda aufs Neue, unerschöpflich, wenn sie einmal begonnen; „es ist unbegreiflich; in seinem Alter — überhaupt immer. Ich begreife die Weiberhasser nicht. Es mögen vielleicht Leute sagen, er weigere sich, ein reiches, schönes und liebenswürdiges Mädchen zu heirathen, weil ihn eine frühere Neigung fessle, aber wer nur ein wenig Erfahrung hat, weiß, daß eine frühere Neigung nicht solche Macht über den Menschen hat; nein es muß Weiberhaß im Spiele sein. Wenn Leute in ihrer Liebe getäuscht worden sind und nun gegen die Menschheit bittere Gefühle hegen und so fort, und kein Weib mehr freundlich anblicken, was sie wohl thun könnten, wenn sie auch zu groß sind, um mit ihnen zu sprechen, obwohl die größten Leute dies gethan haben — so kann, wie gesagt, das kein Grund sein, weßhalb junge Leute, bei denen man nicht annehmen darf, daß sie ähnliche Täuschungen erfahren, solche gräßlichen Grundsätze zu den ihren machen, und ihnen gemäß handeln wollen, und dadurch ihre Mütter unglücklich machen und die Ursache werden, daß den liebenswürdigen jungen Damen das Herz bräche — alles nur, weil sie Frauenhasser sind. Wenn wirklich eine frühere Neigung Schuld daran wäre — wollen sich Mademoiselle jetzt im Spiegel betrachten?" fügte Amanda, plötzlich abbrechend, hinzu.

Nathalie erhob sich, betrachtete sich in dem Glase und drückte Amanda die offene Anerkennung ihrer Geschicklichkeit aus.

„Sie sind eine wahre Künstlerin," sagte sie; „das Haar des Hinterkopfs ist in höchst origineller Weise nach vorne gebracht."

„Das ist's — das ist's!" rief Amanda enthusiastisch mit einem freudigen Blicke; „Mademoiselle haben das Auge einer Kennerin. Diese Tour ist meine eigene Schöpfung. „Amanda," sagte Madame d'Onesson eines Abends zu mir, indem sie aufstand, ich gehe in drei Tagen auf den Ball des russischen Gesandten, ganz Europa wird dort sein; ich muß etwas Neues haben. Erinnere Dich, ich habe Dein Gefühl geschont; ich habe mich nur in den dringendsten Fällen an die berühmtesten Professoren gewandt; doch entre nous, mein Kind, der Styl ist zu monton; ich fürchte, Du hast Dich erschöpft. Wenn Du nicht eine brillante Composition erfindest, werde ich gezwungen sein, Dich auf die untergeordneten Verrichtungen bei der Toilette zu beschränken und mich dem allgemeinen Vorurtheile zu fügen, welches den Kopf der Frau den plumpen Händen des Mannes anvertraut! Mademoiselle können sich meine Gefühle denken! Ich brachte zwei Tage in der Bibliothek unter Büchern und Bildern zu; aber ich konnte weder erfinden noch nachahmen. Ich ging in Verzweiflung zu Bett; meine Reputation war verloren. Endlich kam mir eine Eingebung, ich sah diese reizende Tour, stand auf und begab mich nach dem Zimmer von Madame: obwohl noch sehr ermüdet von einer durchtanzten Nacht, erhob sie sich mit engelgleicher Freundlichkeit. Der Effect war so außerordentlich, daß mich Madame umarmte uud mir auf der Stelle diesen Ring zum Geschenk gab. Ach! wenn Mademoiselle so freundlich sein wollte, meine Dienste anzunehmen?"

„Vorausgesetzt, daß Sie meine oberste Schublade unberührt lassen wollen," antwortete Nathalie ruhig.

Amanda lächelte, als wenn sie von Nichts wüßte.

Abends, als Nathalie nachsah, war der Brief verschwunden. Er war bereits auf dem Weg nach Paris, in ein unorthographisches, aber wohlgesetztes Billet eingeschlossen, das Mademoiselle Amanda an Herrn Charles richtete, und in welchem diese Dame ihn versicherte, daß Mademoiselle Montolieus Gleichgültigkeit nur gemacht sei. Ein kleines P. S. unterrichtete Herrn Charles, daß Mademoiselle Amanda, von dem uneigennützigsten Eifer für seine Sache beseelt, Mademoiselle Montolieus Haar zu machen in der ausdrücklichen Absicht unternommen, um ihr Herz mehr zu Gunsten des Herrn Charles Marceau zu stimmen.

Der Morgen ging still vorüber. Nathalie saß in dem Empfangszimmer mit dem Stiftsfräulein und Madame Marceau; die Erstere war gesprächig, wie gewöhnlich; ihre Nichte sah unwohl aus und klagte über stechenden Schmerz in der Seite. Gegen Mittag hörte man das Rasseln von Wagenrädern in der Allee. Nathalie bemerkte den flüchtigen Blick des Unbehagens, welchen Madame Marceau ihr zuwarf.

„Wer ist es?" fragte Tante Radegonde.

„Ich glaube die De Jussacs. Mademoiselle Montolieu, ich hoffe, Sie werden doch das Zimmer nicht verlassen!"

Diese Worte wurden in einem Tone gesprochen, der so wenig Bittendes enthielt, als es die Höflichkeit nur immer gestattete.

„O! nein," antwortete Nathalie kalt, „aber es ist mir zu warm hier."

Ihre Wangen glühten, als sie sich erhob und in eine der Fenstervertiefungen zurückzog. Der Besuch trat ein: die Augen des jungen Mädchens erhoben sich nicht einmal von der Stickerei, aber sie fühlte, daß Madame Marceau sich so gestellt hatte, daß sie dadurch in den Schatten kam. Dies war jedoch kaum nöthig, denn die lange Draperie der Scharlachvorhänge verbargen sie dem Blicke

der Anwesenden gänzlich. Das Empfangszimmer war groß; Frau von Jussac und ihre Töchter saßen an dem andern Ende des Gemaches; ihr Gespräch war für Nathalien nur in abgebrochenen Sätzen vernehmbar; sie kümmerte sich nicht darum; sie hatte ihre Arbeit bei Seite gelegt, ihr Blick schweifte die Allee hinab, aber sie sah nichts, denn ihr Stolz, der immer wachsame, war in diesem Augenblicke auf das Tiefste beleidigt und empört. Sie sah umher; Niemand beobachtete sie; sie verließ das Zimmer unbemerkt. Der Garten schien so warm und sonnig von dem Fenster des Ruheplatzes aus, daß sie, statt in ihr Zimmer sich zu begeben, wie sie zuerst beabsichtigte, die Treppe hinabging.

Die symmetrischen Gärten, welche man in früheren Zeiten so sehr liebte, und die nun ganz aus der Mode gekommen sind, haben noch immer einen eigenthümlichen Reiz. Die hohe Marmorbalustrade und die zierlichen Steinvasen, gefüllt mit frischen Blumen, die breiten Treppen mit den hohen Stufen, die weichen Sandwege, die hübschen Hecken, grünen Grasplätze und buntfarbigen Blumenbeete, die Faunenstatuen und lachenden Nymphen, und die heiteren, in der Sonne auf- und abperlenden Fontainen tragen alle das Gepräge der Lust und geistigen Wärme des herrlichen Südens. Hier ist frisches Grün ohne Nebel, und dichter Schatten ohne jene falschen Dünste oder sich verschlingende Alleen melancholischen Dunkels. Der ganze Anblick der Landschaft ist leicht, heiter und sonnig; er zeugt von azurblauen Wolken; von Schutz vor der brennenden Mittagssonne und angenehmen Spaziergängen im Mondlichte; von den Tagen, da das liebliche Italien aus dem größten Lande zu dem schönsten in der ganzen Christenheit geworden, und tapfere Ritter und schöne Damen zu Lust und Zeitvertreib auf ihren heiteren Villen zusammenkamen und die Stunden mit Tanz und Gesang verscheuchten oder unter kühlem Schatten und bei

dem Murmeln erfrischender Springbrunnen Liebesabenteuern und alten Romanzen lauschten.

Der liebliche Anblick des Gartens von Sainville an diesem Sommermorgen, das frische Grün rings umher, das reine Blau des Himmels, die sonnige Wärme der Mittagsstunde entzückte Nathalien, deren Geist die ganze Elastizität ihrer Jahre besaß. Sie hatte nie einen Ort wie diesen in der Provence gesehen, und doch erinnerte sie eine Reihe feiner Verbindungen an die Provence und alte Familiengeschichten. Ihre gereizte Stimmung verlor sich rasch; sie schritt leicht durch die sonnigen Pfade, — bald bei einer armen Statue in ihrer abgeschiedenen Nische stehen bleibend, wo es durch die gesammelten Dünste manches Winters nach und nach grün geworden, — bald eine Fontäne betrachtend mit ihrem glänzenden jet d'eau — bald wieder eine Gruppe blasser und herabhängender Chinaaster bewundernd, oder einen stolzen Pfauhahn beobachtend, der auf dem Capitäl einer mitten auf dem Grasplatz sich erhebenden Marmorsäule, wie ein bezauberter Vogel von seltenem Gefieder, stand, bis das junge Mädchen durch ihr Nahen den Zauber brach und er mit kreischendem Geschrei die Schwingen öffnend davonflog.

Es dauerte einige Zeit, ehe Nathalie das Ende der ersten Terrasse erreichte. Sie schritt einen der Treppenabsätze hinab, welche zu der zweiten führte, als sie das Geräusch von Fußtritten in dem Sande hinter sich hörte. Ohne zu wissen, weßhalb, eilte sie rasch in das Heiligthum der schlafenden Nymphe. Das Geräusch kam näher; eine Gestalt in aufrechter Haltung schritt den Treppenabsatz herab; es war Herr von Sainville. Eine Reihe von Eiben und Immergrün verdeckte Nathalien; ihr schwarzes Kleid konnte durch das dunkle Blätterwerk der Bäume, hinter denen sie stand, wohl nicht unterschieden werden, sie jedoch konnte ungesehen beobachten und beugte sich lebhaft vor, als Herr von Sainville nahe an ihrem Verstecke vorüberkam. Er sah genau so aus, wie bei ihrem ersten

Zusammentreffen; ruhig, ernst und gedankenvoll. Indem sie sich noch mehr vorbeugte, um ihn besser zu sehen, machte sie ein leises Geräusch; er blieb stehen und warf einen lebhaften, durchdringenden Blick nach dem Platze, wo sie stand; aber sein Auge war wieder zu Boden gerichtet, als er mit verschlungenen Armen und gedankenvoller Miene vorüberging.

Nathalie athmete freier. Sie hatte gefühlt, daß sie entdeckt war, doch wünschte sie nicht mit ihrem strengblickenden Wirthe allein zusammenzutreffen. Als sie deßhalb nach einiger Zeit ihren Schlupfwinkel verließ, nahm sie ihren Weg durch den Park, statt auf der Flußseite zu gehen: aber sie war nicht glücklich, denn der erste Pfad, den sie betrat, führte sie mit Herrn von Sainville zusammen, der langsam in derselben Richtung ging. Sie sah scheu und verlegen aus; er grüßte sie mit seiner ruhigen und sich nichts vergebenden Höflichkeit.

„Lieben Sie die Nische, in der Sie sich vor wenigen Augenblicken befanden?“ fragte er plötzlich nach einigen flüchtigen Worten.

„Ja, ungemein,“ antwortete Nathalie zögernd. „So wußte er also, daß ich dort war,“ dachte sie, und hätte gerne erfahren, ob er auch gesehen, daß sie ihn so scharf beobachtet.

„Ein seltener Fall,“ fuhr er fort, „jener Platz harmonirt nicht mit dem heiteren Charakter der ganzen Umgebung. Die Eiben und der Epheu geben der Nische ein düsteres, melancholisches Aussehen.“ Nathalie antwortete nicht und Herr von Sainville sprach nicht weiter. Sie gingen schweigend neben einander und erreichten bald eine hübsche Lindenallee, welche von einem der Flügel des Schlosses bis in den Park hinausführte. Bei ihrem Eintreten fühlte sich Nathalie von einem peinlichen Gefühle befreit, als sie Madame Marceau und das Stiftsfräulein auf einer hölzernen Bank sitzen sah, welche in dem kühlen Schatten des breitästigen Baumes stand. Die jüngere

Dame betrachtete Nathalie mit einer gewissen stolzen Verwunderung.

„Mein lieber Armand," sagte sie mit einem würdevollen Bedauern. „Du hast Frau von Jussac und ihre Töchter versäumt; sahst Du nicht ihren Wagen?"

„Ich hörte ihn," war die laconische Antwort.

„Ich versichre Dich, es that ihnen sehr leid."

Herr von Sainville sah ungemein gleichgültig gegen dieses Compliment aus.

„Es sind sehr reizende Mädchen," fuhr Madame Marceau fort, „wahre Muster normannischer Schönheit — namentlich Adèle."

Sie sah Nathalien an, während sie mit ihrem Bruder sprach.

„Ja, sie sieht hübsch aus," antwortete er.

„Hübsch!" wiederholte Madame Marceau etwas verdrießlich, „ich halte sie für weit das hübscheste Mädchen, das ich gesehen."

Herr von Sainville lächelte in seiner eigenthümlichen Weise.

„Ich habe keinen Wunsch," sagte er kalt, „die anziehenden Eigenschaften von Fräulein von Jussac zu würdigen; auch wäre ich kein gerechter Richter, da ich nicht so glücklich bin, blaue Augen und goldenes Haar zu bewundern."

„Aber Du bewundertest sie einst, Armand," antwortete seine Schwester mit einem kurzen, gereizten Lachen.

Herr von Sainville blickte sie einen Augenblick mit einem gewissen ruhigen Ernste an, der sich mit dem unbeweglichen, aber strengen Ausdruck, den seine Züge sonst hatten, wohl vereinigte. Obwohl dieser Blick nur einen Moment dauerte, hatte sich Madame Marceau von der sichtlichen Bangigkeit noch nicht erholt, als ihr Bruder in seinem gewöhnlichen Tone sagte:

„Schönheit ist von geringem Werthe; Fräulein von Jussac besitzt den größten Reiz eines Weibes in ihrem sanften, nachgiebigen Wesen."

„Und das ist des Weibes größter Reiz, das?" dachte Nathalie etwas gereizt.

„Mademoiselle Montolieu," sagte Madame Marceau in herablassendem Tone, „weßhalb verließen Sie das Zimmer so plötzlich? Sind Sie schüchtern?"

„Durchaus nicht, Madame," antwortete Nathalie trocken, „aber auch nicht sanft," hätte sie gerne hinzugefügt, als sie ein leichtes Lächeln auf Herrn von Sainvilles Gesicht entdeckte; sie widerstand jedoch klugerweise der Versuchung.

„Wollen Sie nicht niedersitzen, Petite?" bemerkte jetzt das Stiftsfräulein. „Amanda sagte, sie habe Sie in den Garten gehen sehen, ich ließ deßhalb diesen Stuhl für Sie bringen."

Sie sprach, als ob sie die Kränkung fühlte, welche dem jungen Mädchen geworden, und sie wieder gut zu machen wünschte. Nathalie setzte sich schweigend an ihre Seite. Herr von Sainville schlug das Anerbieten seiner Schwester, sich neben ihnen auf die Bank niederzusetzen, aus. —

„Ich ziehe dies vor," sagte er, in der Allee auf- und niedergehend.

„Mir scheint, Sie ziehen alles dem Ruhigbleiben vor," dachte Nathalie ungeduldig, da sie diese monotone Promenade sehr ennuyirte."

„Petite," fuhr das Stiftsfräulein fort, als sie die Conversation stocken sah, wollen Sie uns nicht etwas aus der letzten Nummer der Revue vorlesen?"

Nathalie bejahte und nahm das Heft.

„Was soll ich lesen?" fragte sie. „Hier ist eine Erzählung mit dem Titel Mystère."

„Ja, allerdings, lassen Sie uns das Mystère hören," sagte das Stiftsfräulein mit großer Begierde, „und erinnern Sie sich, daß Sie für mich nicht zu laut zu lesen brauchen."

Nathalie zögerte zu beginnen, sie hätte gerne gewußt, ob es Herrn von Sainville's Absicht war, zuzuhören.

„Wir sind ganz Ohr," sagte Madame Marceau, majestätisch dem jungen Mädchen zunickend, welches auf seinem niederen Stuhle saß, das Buch auf dem Schooße und mit der einen Hand es offen haltend, mit der andern das gesenkte Köpfchen stützend.

Nathalie lächelte etwas verächtlich, ihr Zögern so ausgelegt zu finden; sie erfüllte jedoch den Wunsch und begann. —

Die Geschichte war mysteriös genug, was die Gefühlsseite betraf; die Erfindung selbst konnte jedoch nicht klarer sein. Sie erzählte das unglückliche Schicksal eines schönen und bescheidenen Mädchens, welche leidenschaftlich in einen abscheulichen Bösewicht verliebt ist und trotz seiner Schändlichkeit doch immer noch an ihm hängt. Die einzige Unsittlichkeit der Erzählung lag in dem Gegenstande, aber es war Nathalien höchst unangenehm, sie laut lesen zu müssen. Die leidenschaftsloseren Passagen übersprang sie, und wenn Herr von Sainville näher kam, las sie rascher und leiser, um die Stimme wieder zu heben, wenn er vorüber war. Dies that sie mehrmals. Endlich unterbrach er plötzlich seinen Spaziergang, um in seiner kalten höflichen Weise zu sagen:

„Bitte, Mademoiselle, heben Sie Ihre Stimme nicht um meinetwillen. Ich höre genau, wenn ich auch noch so entfernt bin und Sie noch so leise lesen."

Nathalie erröthete, als sie ihr kleines weibliches Manöver so entdeckt sah. Um ihre Verlegenheit noch zu vergrößern, bemerkte Tante Radegonde mit sichtlicher Verwunderung:

„Welch' seltsamer Schriftsteller, Petite; ich hörte nie solch' abgerissene Uebergänge."

„Auch ich nicht," sagte kurz ihr Neffe in einem Tone, welcher Nathalien bewies, daß er wohl wußte, wer an diesen abgerissenen Uebergängen schuldig war.

Endlich schloß die Geschichte zu ihrer großen Befriedigung mit einem leidenschaftlichen Briefe, von welchem sie nicht ein Wort auszulassen wagte und den die zärtliche Heldin an den bezaubernden Bösewicht schrieb.

„Eine romantische Geschichte, nicht wahr, Mademoiselle Montolieu?" bemerkte Madame Marceau hinwerfend, welche die ganze Zeit halb zurückgelehnt in ihren Stuhl, völlig gleichgültig gegen das Gelesene geschienen hatte.

„Ich halte sie für unnatürlich, Madame," antwortete Nathalie, das Buch schließend.

„Wirklich? Weßhalb?"

Nathalie zögerte zu antworten. Sie fühlte, daß unter dem Scheine eines sanften Tones Madame Marceau eine bittere und gereizte Stimmung verbarg. Sie sah unwohl aus. War der Schmerz daran Schuld, oder etwas, was auf Herrn von Sainville oder gar auf sie selbst sich bezog?

„Wie so?" sagte Madame Marceau wieder, wie es schien, entschlossen, sie zum Antworten zu nöthigen.

„Ist es nicht unmöglich, Madame," antwortete Nathalie, „daß ein weibliches Wesen, das so rein und gut geschildert wird, sich für diesen unwürdigen Menschen interessiren sollte?"

„O, das ist ja eben das Romantische," antwortete Madame Marceau mit einem kalten Lächeln, „und romantische Mädchen sind jeder Thorheit fähig. Erröthen sie nicht, mein liebes Kind, Sie sind gewiß nicht romantisch; was mir als das Unwahrscheinliche auffiel," fügte sie bedeutsam hinzu, „ist, daß zwei Persönlichkeiten, die auf den äußersten Enden der socialen Scala stehen, sich auf diese Weise begegneten, aber, wenn Sie auch vielleicht anders denken, Novellen schildern immer unwahre Verhältnisse, Mademoiselle Montolieu. Ich weiß, Du wirst mich in dieser Ansicht unterstützen, Armand," fügte sie hinzu, indem sie sich an ihren Bruder wandte, der jetzt neben ihr stand, „Du bist kein Freund von dem Romantischen."

Nathalie, welche sich durch die ungerechtfertigten Beleidigungen, welche Madame Marceau in ihre Worte einfließen ließ, sehr gekränkt fühlte, erwartete nicht anders, als daß die Antwort Herrn von Sainville's noch mehr Beleidigendes enthalten würde.

„Wenn Du unter Romantischem die Illusionen der Jugend verstehst," antwortete er ruhig, „so streite ich nicht deßhalb gegen sie, weil ich sie durchkostet und diese Zeit vorüber ist."

Madame Marceau schien von dieser Antwort unangenehm berührt zu sein.

„Mein lieber Armand," rief sie mit einem kurzen Lächeln, „ich bitte um Vergebung, ich hielt Dich für einen ausgemachten Sceptiker."

„Der Charakter des Sceptiker," sagte er sehr kalt, „ist nicht der, vor dem ich große Achtung habe oder nach dessen Titel ich trachte."

„O, dann bin ich in einem langen Irrthume befangen gewesen," versetzte seine Schwester; „ich dachte — doch lassen wir das; — darf man Dich wohl fragen, Armand, an was Du noch glaubst?"

„An zwei Dinge, ohne welche diese Welt, so schlimm sie auch schon ist, noch schlimmer werden würde — an Gott und Ehre."

Er sprach mit feierlichem Tone und schien verstimmt.

„Und an nichts sonst?" fragte Madame Marceau ironisch.

Vielleicht hörte er sie nicht — vielleicht dachte er, diese Catechisation sei weit genug gegangen; er antwortete wenigstens nicht und Nathalie sah, wie Tante Radegonde ihrer Nichte einen mißbilligenden Blick zuwarf.

„Nun," begann Madame Marceau wieder, wie es schien, etwas bitter; „ich hoffe in einem Stück stimmen wir überein, Armand — Novellen sind unwahr."

Der leichte Schatten der Verstimmung war auf der

Stirne Herrn von Sainville's gänzlich verschwunden, als er antwortete:

„Ihre Wahrheit ist nicht die der Alltagswelt, Rosalie, und weßhalb sollte sie es sein? Ihre Absicht ist, uns in eine Welt der Täuschung zu versetzen — laßt sie uns nur täuschen. Wenn zufällig wahre Novellen geschrieben werden, wer liest sie? Die Jugend legt sie mit dem ganzen Zorn eines feurigen Glaubens bei Seite und das Alter, wenn es nicht ironisch geworden, hat der Wahrheit genug gehabt. Dichtungen sind nicht Enthüllungen der Wahrheit, denn dazu sind sie zu unwahr, sondern dessen, was die Seele wünscht, daß es wahr werden möchte; sie sind Spiegel nicht der wirklichen Erfahrungen des Menschen, sondern der menschlichen Träume und Wünsche, des ewigen, vergeblichen Sehnens unsers Herzens."

„In diesem Falle war das tolle Mystère nur zu wahr." —

„Wahr," wiederholte Herr von Sainville, „ich bin der Ansicht von Mademoiselle Montolieu, daß es eine unwahre, unnatürliche Geschichte ist; welches reine Weib könnte den gemeinen Verbrecher lieben? Entweder ist er besser, oder sie schlimmer, als wir sie Beide hier geschildert finden; entweder hat er trotz all' seiner Laster etwas ursprünglich Edles oder ist sie mit all' ihrer scheinbaren Tugend ein verdorbenes Herz. Es gibt kein sichereres Zeugniß für den Charakter eines Weibes, als den Mann, den sie vorzieht."

„Ich hielt die Laune für den großen Führer."

„Nicht, wenn Urtheilskraft vorhanden."

„Wenn aber keine Urtheilskraft vorhanden?" versetzte Madame Marceau unnachgiebig.

„Dann ist auch von keinem ganzen Charakter die Rede und keine Hoffnung vorhanden."

Nathalie glaubte aus dem Tone, in welchem er sprach, zu sehen, daß er des Gespräches müde sei.

„Ja, aber wo Urtheilskraft vorhanden ist," sagte

Madame Marceau langsam und emphatisch, „wie ruhig, leidenschaftslos und göttergleich ist dann der Charakter; mit welch erhabenem Gleichmuth steht er auf der Höhe des Gedankens und überschaut Alles."

„Ist dies Ironie oder Schmeichelei?" dachte Nathalie aufsehend und begierig, wie Herr von Sainville diesen Ton und das „Ruhige, Leidenschaftslose und Göttergleiche" aufnehmen werde. Er stand neben der Bank, auf welcher seine Schwester saß, aber sein unbewegliches Gesicht ließ seine Gefühle nicht ahnen.

„Diese Geister sind die wahren Geister," fuhr Madame Marceau fort; „bei ihnen kann kein unerlaubtes Gefühl aufkommen, — die Vernunft herrscht unumschränkt."

„Worüber hat die Vernunft zu herrschen, wenn kein unerlaubtes Gefühl zu unterdrücken ist?" fragte ihr Bruder kalt.

„Leidenschaftslose Charaktere sind im Guten wie im Schlimmen werthlos; ihre Sanftmuth stammt nur aus der Unfähigkeit, im Zorne zu erglühen; ihre Tugend ist die Unfähigkeit, Böses zu thun. Sie verstehen nicht zu hassen, weil sie nicht zu lieben verstehen. Wo keine Versuchung, da ist auch kein Verdienst; wo kein Kampf, da gibt es auch keinen Sieg."

Nathalie warf ihm einen lebhaften, forschenden Blick zu, der jedoch von seinem Auge ebenso rasch aufgefaßt wurde, und es lag in dieser kalten und etwas stolzen Miene eine Macht, die sie sogleich aus dem Felde schlug. Es gelang ihr weit besser, bei Madame Marceau, welche vergeblich sich das Aussehen der Gleichgültigkeit zu geben suchte.

„Ich befürchte, Du bist nicht wohl, Rosalie," sagte ihr Bruder in einem sanften und bekümmerten Tone, nachdem er sie einige Augenblicke angesehen, „ein Gang würde Dir gut thun."

Madame Marceau zögerte; endlich aber erhob sie sich und nahm das Anerbieten ihres Bruders an.

„Wollen Sie uns nicht durch den Park begleiten, Mademoiselle Montolieu?“ fragte er, sich an Nathalien wendend.

Madame Marceau schien in ihrem Stolze gekränkt; Nathalie lehnte unter dem Vorwande ab, bei dem Stiftsfräulein bleiben zu wollen.

„Nein,“ sagte Tante Radegonde in bestimmtem Tone, „Sie haben den Park noch nicht gesehen, und müssen ihn sehen; ehe Sie jedoch gehen, haben Sie vielleicht die Güte, mir meinen Shawl umzulegen. Petite,“ flüsterte sie rasch, als Nathalie sich erhob und sie in einen großen Shawl wickelte, „Sie müssen keine Artigkeit, die Ihnen Armand anbietet, ausschlagen; so kalt er aussieht, so kann er doch der beste Freund in der Welt werden. Sie warten: gehen Sie.“

„Welch' ein Pascha ist mein Wirth, daß dieser gewöhnliche Act der Höflichkeit für eine außerordentliche Gunstbezeugung gilt,“ dachte Nathalie, als sie Herrn von Sainville und seiner Schwester langsam folgte. Aber seine ruhige, bescheidene Art und Weise war durchaus nicht die eines Mannes, der eine große Gunst erwiesen. Nathalie hatte Gelegenheit, sie mit der von Madame Marceau zu vergleichen, die, bemüht, dem jungen Mädchen zu zeigen, daß sie und ihr Bruder ebenso leicht versöhnlich seien als sie in Streit gerathen, sich in ihrer erhabenen Weise über die verschiedensten Gegenstände verbreitete, die, wie es Nathalien erschien, alle so gewählt waren, daß sie keinen Streit oder Widerspruch hervorrufen konnten. Aber dieser Tag war für Madame Marceau kein Glückstag.

Sie waren in die Nähe eines Platzes gekommen, wo mehre Männer eine Baumgruppe umzuhauen beschäftigt waren, welche die Aussicht hinderte, statt sie zu verschönern. Mehre Bäume lagen gefällt auf dem Gras; einige dunkle Eiben und eine krank aussehende Pappel standen noch.

„Die Eiben sollen bleiben," sagte Herr von Sainville, sich an den Ersten der Arbeiter wendend, der seine Befehle zu vernehmen kam; „der Pappelbaum sieht schlecht aus; ich habe André vor einigen Tagen befohlen, ihn zu fällen."

„Ja, gnädiger Herr, aber Herr Charles befahl, daß er stehen bleiben solle."

„Wie?" rief Herr von Sainville ungläubig.

„Herr Charles sagte ihm, er solle stehen bleiben," wiederholte der Mann, seine Stimme hebend.

Es herrschte einen Augenblick tiefe Stille. Nathalie sah, wie die Stirne des Herrn von Sainville sich faltete, und Madame Marceau blaß wurde, als sie dies gewahrte.

„Ihr werdet diese Pappel morgen fällen!" sagte ihr Bruder kurz und schritt vorüber.

Das Schweigen, das diesen Worten folgte, schien Allen unerträglich. Nathalie ging etwas hinter den beiden Geschwistern. Madame Marceau warf einen flüchtigen Blick nach ihr und in der Meinung, sie könne es nicht hören, wandte sie sich in leisem Tone an ihren Bruder:

„Ich hoffe, Armand, die Unklugheit von Charles —"

„Wir wollen nicht mehr daran denken," unterbrach er sie, „er möge sich das nicht wieder erlauben."

„André hat ihn sicher mißverstanden."

„Ich glaube auch, daß André ihn mißverstanden; und wenn er einen Mißgriff begangen, keinen Fehler, so mag er wieder in unsere Dienste treten, wenn er will."

„Er ist gewiß sehr dankbar dafür," sagte Madame Marceau, auf ihre untere Lippe beißend.

„Weßhalb? weil er ungerecht behandelt und plötzlich entlassen wurde. Die Thatsache ist die, André ahnte nicht, daß er mir ungehorsam sei; denn er nahm an, Niemand würde einen solchen Befehl geben, ohne von mir beauftragt zu sein — und ich nahm an, Niemand würde sich dies anmaßen."

Madame Marceau antwortete nicht und die Stille

wurde nicht mehr unterbrochen, bis Herr von Sainville sich nach Nathalien umwandte und sagte:

„Darf ich Sie um Ihre Ansicht über einen Gegenstand befragen, der mich im Augenblicke beschäftigt?"

Nathalie kam mit einem halb verlegenen Blicke näher.

„Es ist nur eine Gartenfrage," sagte er lächelnd.

„Ich bin schrecklich unwissend in Gartensachen, mein Herr," antwortete sie rasch; „ich werde irgend einen Solezismus äußern."

„Und der Muth, mißverstanden zu werden, ist nicht der Muth Ihres Alters: aber die Erfahrung wird Sie einst lehren, die geringsten und offenbarsten Irrthümer mit der liebenswürdigsten Gelassenheit von der Welt auszusprechen. Indessen bitte ich um Ihre Ansicht. Soll dieser Grasplatz bleiben, wie er ist, oder sollen wir ihn mit einigen Blumen beleben?"

„Ich würde mich zu Gunsten der Blumen aussprechen."

„Weßhalb?"

„Sie sind so schön."

„Aber von leichtfertiger, vergänglicher Schönheit. Doch soll Ihre Ansicht maßgebend werden. Geschmack muß einen weiblichen Ursprung haben, und ich gab diesem Boden ein zu ernstes und finsteres Aussehen. Wie geht es, Rosalie?" sagte er, sich an seine Schwester wendend, welche, nachdem sie ihm mit sichtlichem Mißbehagen zugehört und das Riechfläschchen mehr als einmal benützt hatte, sich jetzt ungehalten und stolz abwandte.

„Ich fühle mich unwohl, Armand," sagte sie kalt.

„Dann laß uns zurückgehen und en passant die Tante mitnehmen."

Madame Marceau zog sich für den übrigen Theil des Tages auf ihr Zimmer zurück. Als ihr Bruder Abends in das Empfang-Zimmer hinab kam, fühlte sich Nathalie gereizt durch die Mischung von Höflichkeit und Gleichgültigkeit, mit welcher er ihre Anwesenheit behandelte. „Glaubte

er sie einschüchtern zu können? Dann täuschte er sich sehr!" Aber ach! es war nur zu deutlich, daß sie einzuschüchtern oder irgend einen Eindruck auf sie zu machen, der letzte Gedanke des Herrn von Sainville war. Halb aus Neugierde, halb aus Gereiztheit suchte sie ein oder zweimal anderer Ansicht zu sein, um zu sehen, wie er es aufnehmen würde. Er nahm es sehr gut auf — lächelte — schien bald überrascht, bald amüsirt — hörte sie freundlich an, ohne jedoch auf ihre Beweise besonderes Gewicht zu legen, und behandelte sie mit jener gutmüthigen Nachsicht, welche man von einem Mann von seinen Jahren und seiner Erfahrung gegenüber einem jungen und etwas anmaßlichen Mädchen erwarten darf. Sie gab sich vergeblich ein kaltes, würdevolles und etwas mißvergnügtes Aussehen. Herr von Sainville schien ihren Aerger nicht zu beachten und ihre Ansprüche nicht anzuerkennen, sondern beharrte in seiner Art und Weise, sie mit der herausforderndsten und liebenswürdigsten Höflichkeit zu behandeln.

„Petite," sagte das Stiftsfräulein, als er gegangen war, „wie erhitzt Sie aussehen! Ist das Zimmer zu warm?"

Nathalie warf ihr einen prüfenden Blick zu, aber die unschuldige Miene des Stiftsfräuleins ließ keine Doppeldeutung zu. Mehr als sie sagte, meinte sie wirklich nicht.

„Ja," antwortete Nathalie, „das Zimmer ist sehr warm."

Die Lampe war noch nicht angezündet, als sie auf ihr Zimmer ging; aber ein Lichtstrahl fiel von dem gegenüber liegenden Thurm auf den polirten eichenen Boden. Das junge Mädchen blickte hinaus — das Licht kam von Herrn von Sainville's Zimmer und sie konnte ihn in seiner einförmigen und gleichmäßigen Weise auf und abgehen sehen.

„Er scheint doch ziemlich wenig Ruhe zu haben für einen so ruhig aussehenden Mann," dachte Nathalie, als sie an ihrem Fenster stand und nun noch einen Blick hin-

überwarf, ehe sie die Vorhänge, die sie zurückhielt, wieder sinken ließ; „aber unergründlich und geheimnißvoll, wie er erscheinen will, wird es mir schwer werden, ehe ich ihn ganz verstehe."

Achtes Kapitel.

„Mademoiselle Montolieu, wie ernst Sie heute aussehen," sagte eine sanfte, weiche Stimme, als sie am folgenden Morgen in der Fenstervertiefung des Empfangs-Zimmers arbeitend stand. Eine schöne, von Juwelen glänzende Hand wurde leicht auf ihre Schulter gelegt. Nathalie wandte sich um und gewahrte Madame Marceau. Ihre Wange hatte eine hectische Tinte, die durch den Reflex der scharlachrothen Vorhänge, bei welchen sie stand, noch dunkler wurde: ihre Augen bewegten sich in fieberhafter Unruhe, ihre Lippen waren matt und trocken; aber sie lächelte sehr anmuthig auf das junge Mädchen herab, dessen passive Hand sie in die ihre nahm. Sie haben kein Recht darauf, ernst zu sein, wie ich," fuhr sie fort; „Sie sehen, mein Kind, ich bin nicht immer mit Menschen zusammengetroffen, auf deren Ehre und streng rechtlichen Sinn ich vertrauen konnte. Ich habe bisweilen Motive, und Handlungen mißverstanden: aber ich sprach diesen Morgen mit Armand, er machte mir klar, was dunkel schien, und es waltet jetzt kein Mißverständniß mehr ob." Sie sprach in bedeutsamem Tone und drückte ihre Hand.

Nathalie antwortete nicht. Madame Marceau sah sie scharf an.

„Mademoiselle Montolieu," sagte sie mit melancho-

lischer Würde sich aufrichtend, gewisse Stellungen sind theuer erkauft. Andere können unwohl sein — und ihre Leiden verbergen: wir gehören uns nicht selbst an; wir müssen handeln; aber wir sind Menschen. Die Reaktion folgt unvermeidlich."

„Und ich fürchte, Sie waren gestern Abend sehr krank," sagte Nathalie.

„Krank?" wiederholte Madame Marceau scharf; „nein, ich war nur sehr nervös; meine Gesundheit ist ausgezeichnet. Tante," fügte sie hinzu, indem sie sich an das Stiftsfräulein wandte, „haben Sie dem Fräulein Montolieu gesagt, daß ich krank sei?"

„Ich, Rosalie? nein: aber Armand sagte gestern Abend, er wolle nach Doktor Laurent senden."

„Er ist zu freundlich — ich bin ganz wohl," sagte ihre Nichte, während ein erzwungenes Lächeln ihre blassen Lippen öffnete.

Tante Radegonde legte ihr Strickzeug nieder und begann eine ernste Lection über die Gefahr der Vernachläßigung; aber Madame Marceau rief ärgerlich:

„Ich sage Ihnen, ich bin nicht krank, Tante."

Das Stiftsfräulein hustete ungläubig, schwieg jedoch.

Eine Woche verfloß. Herr von Sainville war in Marmont; seine Schwester ließ den herablassenden Ton fallen und behandelte ihren Gast mit großer Höflichkeit und Aufmerksamkeit. Nathalie fühlte jedoch einen leichten ennui über die Einförmigkeit ihres neuen Lebens, als sie eines Morgens unerwartet erfuhr, daß ihre Schwester zurückgekehrt sei. Sie beschloß, augenblicklich zu ihr zu gehen; sie hatte jedoch versprochen, im Salon mit dem Stiftsfräulein zusammenzukommen und trat daher, als sie vorüberkam, ein, um sich zu entschuldigen.

Weder Tante Radegonde, noch Madame Marceau nahmen ihre gewöhnlichen Sitze ein; das Zimmer war jedoch nicht ganz leer. Denn mit dem Rücken ihr zugewandt stand Herr von Sainville da. Sie hatte seine

Zurückkunft von Marmont nicht so früh erwartet. Ihr erster Entschluß war, sich zurück zu ziehen; er blickte jedoch auf, sah sie in einem der breiten Spiegel und wandte sich gelassen um. Obwohl er kaum ein Lächeln unterdrücken konnte, als er ihren verdrießlichen Blick sah, grüßte er sie doch mit seiner gewöhnlichen Höflichkeit. Nathalie sah kalt und zurückhaltend aus und blieb bei der Thüre stehen.

„Ich bin glücklich, Sie zu treffen," sagte er ruhig.

Nathalie trat zögernd vor. Er hoffte, sie werde sich setzen, sie lehnte jedoch ab und „zog vor, zu stehen." Sie sah nicht scheu, sondern stolz aus und vielleicht ohne es zu wissen, etwas beleidigt. Ihre ganze Haltung sagte, „ich hoffe nicht, daß diese Unterhaltung lange dauern werde."

„Ich sehe, Sie gehen aus," sagte Herr von Sainville, „und ich wünsche nicht, Sie lange aufzuhalten. Ich habe nur eine Frage an Sie zu richten: darf ich hoffen, daß Sie mir offen antworten? Sie sind nun beinahe eine Woche in Sainville: sind Sie mit Ihrem Aufenthalt zufrieden?"

Nathalie hatte diese Frage nicht erwartet. Sie zögerte, suchte eine passende Antwort und fand keine so angemessen, als das einfache „sehr, mein Herr."

Er schien erfreut.

„Ich bin entzückt, Sie so offen sprechen zu hören. Denn die Wahrheit zu sagen, ich fürchtete, in Ihrem Alter und mit den Wünschen der Jugend müsse dieses Haus sehr traurig sein. Glauben Sie," fügte er nach einer Pause hinzu, „daß es Ihnen gefallen würde, hier länger zu verweilen?"

Nathalie schien verlegen.

„Ich glaube wohl," antwortete sie endlich; „aber—"

„Ich wünsche nicht, Sie an irgend etwas zu binden," unterbrach Herr von Sainville, „meine Sprache war wirklich etwas zu voreilig; aber ich freue mich zu

erfahren, Sainville ist Ihnen ein nicht unangenehmer Aufenthalt."

Damit endete die Unterhaltung. Nathalie verließ das Zimmer, begierig, was Herr von Sainville damit wollte und so beschäftigt mit diesem Gedanken, daß sie ganz vergaß, sich, wie sie beabsichtigte, bei dem Stiftsfräulein zu entschuldigen und an Mademoiselle Dantins Thüre vorüber ging, ohne sich zu erinnern, daß sie einst hier gelebt hatte.

Die Stadt Sainville war unregelmäßig an eine Anhöhe gebaut; ihre steilen, engen und schlechtgepflasterten Straßen, über welche die meist aus Holz gebauten hohen Häuser hereinhingen, machte sie zu einem der pittoreskesten und melancholischsten Orte der ganzen Normandie. Er war vor der ersten französischen Revolution eine Abteistadt gewesen und ein gewisses Zwielicht und jene mönchische Stille der früheren Zeiten ruhte noch immer über der Umgebung des Klosters. Wenige dunkle Läden belebten die Monotonie der unebenen Straßen mit ihren riesengroßen Häusern, die in schwarzen Umrissen sich von dem schönen Blau des Himmels abhoben. Als Nathalie zuerst aus ihrer heiteren, sonnigen Provence nach dieser melancholischen Stadt des Nordens kam, wunderte sie sich laut über die Menschen, welche ohne irgend einen sichtbaren Grund sich auf einen so misantropisch aussehenden Ort beschränken konnten, und jetzt, obgleich sie daran gewöhnt war, fand sie, aus dem leichter gebauten und reizenden alten Schlosse herabsteigend, daß die Häuser, an welchen sie vorüberkam, noch trauriger und ennuyanter aussahen, als je.

Madame Lavigne, Rosens Tante, wohnte an dem andern Ende der Stadt, in einem kleinen, abgelegenen Hofe oder vielmehr in einem Gange, die zu dem tiefen Schatten und der heiligen Stille der alten Abtei führte. Grau, massenhaft und imposant erhob diese sich gegenüber einer Reihe fest aneinander gebauter Häuser auf der

andern Seite eines Fußweges, welcher einst zu einem Seitenthor des Gebäudes geführt, als die Abtei noch in vollem Glanze war und fromme Pilger jährlich bei den prachtvollen Festen des Schutzheiligen nach Sainville wallfahrteten. Eine benachbarte Eisenbahn hatte jedoch die kleine Stadt zu vollkommener Unbedeutendheit herabsinken lassen; die Gläubigen waren an Eifer und Zahl schwächer geworden; der Seiteneingang war längst geschlossen, Jahre lang hatte sich der Staub gesammelt und die schön gemeißelten Steinornamente, welche von dem benachbarten und halbverfallenen Thurme herabgestürzt, lagen an dem eichenen Thore aufgehäuft; das hohe Gras wuchs frei über die ausgetretene, jetzt nicht mehr betretene Schwelle und zwischen den feuchten Fliesen des öden Hofes. Krähen hatten ihren Wohnsitz in dem verfallenen Thurme aufgeschlagen, wo sie den ganzen Tag über ihr kreischendes Geschrei hören ließen, während graue Schwalben im Zwielicht vorüberstrichen und unter den Dächern des niederen und verlassenen Klostergebäudes zwitscherten. Ein wilder Birnbaum, der in dem vernachläßigten Garten stand, hing über das niedere Dach und den engen Hof herein und goß jedes Frühjahr seine weißen Blüthen und jeden Sommer seine rothbraunen Blätter drüber hin; darunter, in einem stillen Winkel des Gebäudes, stand ein kleines steinernes Kreuz und ein Springbrunnen, die Gabe eines frommen Bürgers aus jenen Zeiten des Glaubens, als die Idee der Heiligkeit sich mit klarem und fließendem Wasser verband. Die ausgetretenen Stufen zeugten davon, daß der Quell einst sehr besucht gewesen, jetzt aber kam Niemand mehr, als die Bewohner des Hofes; ein anderer, zweimal so weiter, schön vergoldeter und bronzirter Brunnen mit einer heiteren Nymphe statt des niederen und gläubigen Kreuzes stand in der nahen Durchfahrt. Unbekümmert um den Wechsel der menschlichen Launen, klar und glänzend, wie immer, floß das reine Wasser hervor und fiel mit leisem, munterem Ge-

murmel in das steinerne Basin, wie eine wohlthätige Seele, die trotz all der Gleichgültigkeit und Undankbarkeit der Menschen, immerfort gibt.

Diesem Springbrunnen gegenüber stand das Haus der Madame Lavigne. Nathalie pochte leise an die Thüre, es wurde alsbald geöffnet und eine ältliche, mürrisch aussehende Frau erschien auf der Schwelle. Ohne ein Wort zu sprechen oder die Thüre einen Zoll mehr zu öffnen, als es durchaus nöthig war, ließ sie Nathalie ein, schloß und riegelte die Thüre, deutete auf eine dunkle Wendeltreppe und nahm, in eine niedere Küche eintretend, in welcher ein düsteres Zwielicht zu herrschen schien, ihre kulinarischen Geschäfte wieder auf. Nathalie stieg die Treppe hinan, blieb auf der ersten Flur stehen und trat, indem sie eine Thüre vor sich hatte, ohne zu klopfen ein.

Das Zimmer, in welchem sie sich befand, war weit und sehr nieder; es war eines jener ungesunden Entresols, die man nur noch in alten Häusern trifft; doch war es ungemein pünktlich und reinlich gehalten. Alles aber, von dem veralteten schwarzen Nußbaummöbel, dem dunkeln Spiegel über dem Kaminmantel und dem niederen Getäfel, bis herab zu dem kalten gewichsten Boden hatte ein melancholisches und unbehagliches Aussehen. Ein zweifelhaftes und gelbliches Licht schien langsam durch die schmalen und vielfarbigen Scheiben eines einsamen Fensters zu dringen, die dunkele Oberfläche der Umgebung warf jedoch keine Reflexe; schwere Vorhänge von düsterer Farbe, welche in langen Falten von der Decke herabhingen, trugen viel zu der finstern Melancholie des Ortes bei. Halb eingehüllt von den schwarzen Falten eines dieser Vorhänge und in dem engen Luftkreise steckend, welcher von dem Fenster kam, gewahrte man eine ruhige, weibliche Gestalt: blaß, mager und bewegungslos beugte sie sich über ihre Arbeit, ein mit der Umgebung harmonirendes Bild. Sie erhob ihren Kopf nicht und wandte sich nicht um, als sie Nathalien hörte, sondern legte ihre Arbeit nieder, be-

wahrte sie sorgfältig auf und erhob sich so langsam, daß sie ihren Platz noch nicht verlassen, als das junge Mädchen bereits neben ihr stand. Es war Rose Montolieu, die Schwester Nathaliens.

Es wäre schwer gewesen, zwei verschiedenere Wesen zu finden, als diese beiden Schwestern, welche in dem dunkeln Lichte des engen Fensters standen und einander begrüßten. Nathalie — mit ihrem schwarzen Haar, ihren schwarzen Augen, der vollen, runden und doch anmuthigen und leichten Gestalt, mit der sanften Röthe der Gesundheit auf den Wangen und dem klaren Lichte der Jugend in den Augen — Nathalie war eine so heitere und sonnige Erscheinung, als sie nur irgend die Provence erzeugt. Selbst die kühle und düstere Atmosphäre des kalten Zimmers konnte dieser frischen und poetischen Schönheit nichts von ihrem Reize nehmen: die Wärme und der Glanz der südlichen Sonne umfloß sie noch immer.

Aber die düstere Strenge der nordischen Heimath, wo sie ihre ganze Jugend verlebt, war frühzeitig wie ein Reif auf Rose Montolieu gefallen. Sie hatte als Kind gearbeitet und genäht in dem düsteren Zwielicht dieses Fensters und in diesem traurigen Zimmer; der Hof unten, die murmelnde Fontaine, die alte Abtei, und der halb verfallene Thurm lagen täglich vor ihren Augen und seit Jahren schloß die entfernteste Mauer des Klosters und ein alter Kirchhof, der es umgab, worauf jedoch Niemand mehr begraben wurde, ihren engen Horizont ab. Ausgenommen an Sonntagen und Feiertagen, wenn sie Messe und Vesper in der Abteikirche hörte, ging Rose selten aus. Spuren dieses Einsiedlerlebens trug die ganze äußere Erscheinung. Sie war nicht so häßlich, doch auch nicht so schön, daß das eine oder andere in die Augen gefallen wäre, sie sah blaß und farblos aus, wie eine Blume, die im Schatten aufgeblüht. Sie war schlank, ja sogar mager, und ging gewöhnlich etwas vorgebeugt; ihre Gestalt hätte man schön finden können, wenn sie nicht aller Anmuth entbehrt

hätte, ihre Züge waren regelmäßig, aber blaß und ermangelten des Charakters und des Markirten im Ausdrucke. Die Stirne zeugte jedoch von Geist, und der geschlossene und ruhige Mund von Verschlossenheit; die Umrisse waren im Allgemeinen blaß und düster. Flachsfarbiges Haar und helle, blaue Augen mehrten die Trockenheit ihres Aussehens. Diese Wirkung wurde durch den besten Theil ihres Gesichtes, die blendend weißen und reinen Zähne erhöht, die ihr bleiches Gesicht noch farbloser machten, wenn ihre Lippen zufällig sich zu einem Lächeln öffneten. Sie schien etwas älter als dreißig Jahre zu sein, obwohl sie in Wirklichkeit einige Jahre jünger war. Nie hatte ein Wesen den Namen Rose getragen, dessen blasse Züge einen peinlicheren Contrast zu der Röthe und Schönheit dieser Blume bildete.

Sie ergriff Nathaliens ausgestreckte Hand, beugte sich vor, um einen Kuß auf ihre Stirne zu drücken, und nahm ihre Arbeit wieder auf. Nathalie legte ihren Hut und ihren Shawl ab, setzte sich neben ihre Schwester nieder und begann zuerst zu sprechen.

„Nun Rose, wie geht es Dir?“ fragte sie in ihrer heiteren, freundlichen Weise.

„Sehr gut,“ antwortete Rose langsam, und der ernste, melancholische Ton ihrer sanften Stimme contrastirte so auffallend mit dem ihrer Schwester, als ihre ganze persönliche Erscheinung. Sie arbeitete einen Augenblick still weiter, dann blickte sie auf und sagte: „ich sprach gestern Mademoiselle Dantin.“

„Aber Du wirst mich nicht von ihrem Standpunkte aus beurtheilen?“ versetzte Nathalie außerordentlich lebhaft.

„Nein, ich werde Dich von Deinem eigenen Standpunkte beurtheilen.“

Rose legte ihre Arbeit nieder, als sie so sprach. Es war ein wichtiger Augenblick für Nathalie. Sie hatte mehr Achtung vor ihrer Schwester, als sie sie liebte —

sie wußte so wenig von ihr und ihre Gefühle waren so verschieden. Sie entsprach demungeachtet dem Verlangen Rosens und erzählte ihr Alles, was vor und seit ihrem Weggang aus der Schule von Mademoiselle Dantin vorgefallen.

„Da ist wohl nicht zu helfen," sagte ihre Schwester gedankenvoll, als sie geschlossen. „Wie gefällt Dir deine gegenwärtige Lage?"

„Wirklich sehr gut, Rose; es ist doch ein angenehmer Wechsel, in diesem schönen, alten Schlosse mit seinem herrlichen Garten und reizenden Parke zu leben, Herrin meiner Zeit zu sein und nicht von dieser langweiligen Mademoiselle Dantin gequält zu werden."

Rose blickte nach dem beschränkten Horizonte ihres engen Fensters, dann nach dem düstern und traurigen Zimmer, und zuletzt auf ihre schöne Schwester.

„Ja," sagte sie in ihrem leisen Tone; „dieser Ort muß Deiner Phantasie behagen; aber wie gefallen Dir Deine Wirthe?"

„Sie sind freundlich, wenn auch etwas besonder; das Stiftsfräulein ist einfach und liebenswürdig; sie nennt mich Petite, obwohl man zwei ihrer Art aus mir machen könnte; ihre Nichte, die große Dame, war anfangs stolz und behandelte mich herablassend, doch hat sie dieses Wesen abgelegt, seit sie gesehen, daß ich keine ehrgeizigen Absichten auf den Erben des Geschlechtes der Sainville nähre. Dann ist noch eine aufdringliche und verschmitzte Femme-de-chambre da — kurz Alles ist wunderbar verschieden von dem anstoßenden Hause."

„Und Herr von Sainville?"

„Ich habe wenig von ihm gesehen."

„Aber was denkst Du von ihm?"

„Ich denke gar nichts von ihm."

Sie sprach kalt. Rose betrachtete sie mit einigem Erstaunen.

„Was hältst Du von seinem Neffen?" fuhr sie fort.

„Daß er schön, kalt und dreist ist," antwortete Nathalie lächelnd.

„Du hältst ihn für schön?"

„Ja, allerdings! Und Du siehst beunruhigt aus, Rose."

„Liebst Du ihn?" fragte Rose ziemlich lebhaft.

„Ihn lieben?" wiederholte Nathalie fast verletzt.

„Ich meine, glaubst Du, daß Du ihn einst lieben werdest?"

„Wirklich, ich kann es nicht sagen."

„Du machst mich ängstlich," sagte Rose, ihre Arbeit niederlegend; „Du bist so unbedacht, und dieser junge Mann scheint mir so grundsatzlos. Waren seine Absichten ehrenhaft?"

„Er wagte es nicht, andere zu haben; er wagte es nicht, Rose," rief Nathalie, etwas entrüstet; ihre Augen leuchteten und ihre Wangen glühten einen Moment lang.

„Du vertheidigst ihn."

„Ich vertheidige mich selbst, Rose!"

Rose heftete ihren milden, ernsten Blick auf das heitere, schöne Gesicht, auf dem immer noch die Röthe des verletzten Stolzes strahlte.

„Ich will Dir keinen Rath geben," sagte sie, „denn Du folgst keinem Rathe; aber ich habe diesen Charles Marceau gesehen. Obwohl er schön ist, gefällt er mir nicht. Es gefällt mir weder sein Auge, noch sein Blick. O, Nathalie, dem Weibe, die er liebt, wird dieser Mann, der so jung an Jahren, schon so alt aussieht, nichts als Sorgen und Kummer, und dem Weibe, das ihn liebt, nur zehnfaches Elend bringen. Auch ist diese Familie so stolz! O Schwester, liebe ihn nicht; liebe ihn nicht, und wäre er auch ein Engel des Lichtes."

„Und er gleicht mehr einem Engel der Finsterniß. Rose, sieh' nicht so finster drein. Ich bin hier, er ist in Paris, und da ich zufällig ebenso stolz bin, als alle die

Marceaus und die de Sainvilles, so verspreche ich Dir, daß, wäre er auch ein Engel des Lichtes, dieser gefährliche Charles Marceau es mir nicht werden soll."

Rose schien von ihrer Bangigkeit befreit. Es entstand eine Pause.

„Gefällt Dir Herr von Sainville?" fuhr sie plötzlich fort.

„Was macht es, Rose, ob er mir gefällt oder nicht? Es wird ihn nicht viel kümmern."

„Gefällt er Dir?"

Nathalie erröthete, zögerte. „Nein," sagte sie endlich entschlossen.

„Und weßhalb nicht?" fragte ihre Schwester ernst.

„Weil er mir nicht gefällt."

„Aber ich wünschte zu wissen, warum."

„Nun denn, weil er unangenehm und stolz ist."

„Meinst Du von übler Laune?"

„Nein, er beherrscht seine Laune, wie er Alles beherrscht — mit jener eisernen Hand in einem sammtnen Handschuh."

„Was mißfällt Dir denn an ihm?"

„Mißfallen ist ein zu starker Ausdruck. Ich kümmere mich nicht um ihn. Er mag unfreundlich und stolz sein, es gilt mir gleich."

„Unfreundlich und stolz; dies paßt nicht wohl zu der edlen Geschichte seiner Jugend."

„Und," fragte Nathalie, etwas ironisch lächelnd, „was findest Du denn so Edles an einem Charakter, der den größten Theil seines Lebens dem ehrgeizigen Bestreben gewidmet, den verlorenen Reichthum und die sociale Stellung seiner Vorfahren wieder zu gewinnen, und während er die Schulden seines Vaters bezahlte, die Gelegenheit nicht versäumte, sich ein schönes Vermögen zu erwerben?"

„Hast Du Deine alte Bewunderung für das Heroische verloren, oder ist dies reine Verkehrtheit?" fragte

Rose etwas ungehalten. Herr von Sainville ist nur zu gut, immer an Dich zu denken."

„Nein, das ist er durchaus nicht, Rose; nimm mein Wort darauf."

„Ich sehe," antwortete Rose ruhig, „er hat Deinen Stolz, oder vielmehr Deine Eitelkeit gekränkt. Thörichtes Mädchen! weißt Du, daß er sich die Mühe nahm, bei Mademoiselle Dantin vorzusprechen und ihr Alles zu erklären. Sie sagte es mir selbst und bekannte, daß sie zu heftig gewesen. Doch sagte sie auch, Du wärest das stolzeste und rachsüchtigste Wesen, das sie je gekannt."

„Welche liebenswürdige Charakteristik sie ohne Zweifel auch Herrn von Sainville von mir gab," bemerkte Nathalie erröthend und ungehalten. „Ich bin ihm wirklich sehr verbunden, daß er sich an meine größte Feindin wandte, um meine Fehler aus ihr herauszulocken."

„Deine Fehler herauszulocken," sagte Rose theilnehmend, „Kind, welches Interesse kann ein Mann von seinen Jahren und seiner Erfahrung an den Fehlern und guten Eigenschaften eines Mädchens von achtzehn Jahren nehmen?"

„Gut," antwortete Nathalie sichtlich gereizt, „das Mädchen von achtzehn Jahren kümmert sich wenig um seine Jahre und seine Erfahrung: das ist mein Trost."

„Diesen Morgen schon in aller Frühe," fuhr Rose fort, „sagte mir Desiré, daß mich ein Herr unten erwarte. Ich kam hinab: es war Herr von Sainville, der da saß, wo Du jetzt sitzest."

Nathalie blieb stumm. Ihre Schwester fuhr fort:

„Er kam zu mir, als Deiner einzigen Verwandten, um zu entschuldigen, zu erklären. Ich sagte ihm, ich befürchte, Dein Aufenthalt auf dem Schlosse möchte einige Aufmerksamkeit erregen, worauf er nicht ohne einiges Zögern erwiederte, Du solltest als Gesellschafterin seiner Tante auf dem Schlosse bleiben. Ich machte immer noch

Einwürfe. Als er jedoch fragte, ob Dein thörichtes Verschwinden aus der Stadt nicht zu noch unangenehmeren Vermuthungen Veranlassung geben würde, konnte ich nicht anders, als ihm Recht geben; und Du weißt unglücklicher Weise nur zu wohl, daß ich Dir keine Heimath anzubieten habe. Du mußt wenigstens einige Monate dort bleiben."

Nathalie schien sehr nachdenklich geworden. „Rose," sagte sie endlich, „ich widerrufe; er ist wenigstens freundlich gegen mich. Du nanntest mich verkehrt. O, wenn Du nur wüßtest, wie ich mich oft sehne, ihm meine Ehrfurcht und Achtung zu beweisen. Doch genug davon: wie geht es Deiner Tante?"

„Sie ist hoffnungslos blind und sie weiß es. Sie kommt herab."

Nathalie sagte nicht, wie wenig sie mit Madame Lavigne zusammenzutreffen wünsche. Sie erhob sich, wandte sich nach dem Fenster und sah, die Stirne an die Glasscheibe lehnend, hinaus. Der Glanz des blauen Morgenhimmels schien dem Hofe ein noch finstereres und düstereres Ansehen denn gewöhnlich zu geben; doch drang ein Sonnenstrahl durch das dünne Blätterwerk des Birnbaumes, während sein lichter Schatten über der kleinen Fontaine hin und her schwankte. Nathalie dachte an den warmen, alterthümlichen Garten von Sainville und dieser Gedanke machte Hof und Fontaine trauriger und kälter, als zuvor. Sie blickte ihre Schwester an. Rose beugte sich wieder schweigend und bewegungslos auf ihre Arbeit herab. „Und dies," sagte Nathalie, „ist ihre Heimath, ihr Leben; und lebte sie noch ein Jahrhundert, ich glaube, man würde sie an derselben Stelle finden, die geduldige Sklavin eines alten Tyrannen."

Die Thüre öffnete sich und Madame Lavigne trat ein, unterstützt von Desiré, welche neben ihrer Herrin freundlich und wohlwollend aussah.

Es war nicht das Alter, obwohl sie alt war, was

Rosens Tante ein so strenges und zurückstoßendes Aussehen gab. Die niedere Stirne bedurfte nicht der Furchen der Jahre, um ernst und abschreckend zu erscheinen; und Runzeln konnten kaum den bittern Ausdruck des Mundes mit seiner verächtlichen Krümmung vermehren; trotz der Stumpfheit der blinden Augen hatte das ganze Gesicht etwas Scharfes und Kluges; aber es war die Klugheit der Verschmitztheit, nicht die der Intelligenz. Als Rose sie eintreten sah, stand sie auf, zog einen breiten Armstuhl vor und half ihr, sich niederzulassen.

„Berühre mich nicht," rief Madame Lavigne auffahrend; „Du weißt, ich mag das nicht leiden."

Rose zog sich schweigend zurück.

„Du kannst mir einen Pfühl geben, da Du mal da bist," sagte ihre Tante in demselben übelgelaunten Tone, „aber so seid ihr — dienstfertig und doch nichts thuend."

Rose nahm einen Pfühl von einem Stuhle, schüttelte ihn, und legte ihn hinter ihre Tante, welche ihr ungeduldig abwinkte.

„Genug," sagte sie kurz, „ich hasse diese Schmeicheleien; ich weiß, was sie bedeuten. Desiré," fügte sie in sanftem, freundlicherem Tone hinzu, als Rose wieder zu ihrem Stuhle ging und ihre Arbeit aufnahm. „Ist mein Rippchen fertig?"

„Noch nicht," war die mehr laconische, als respektvolle Antwort.

„Ich werde mich freuen, wenn sie fertig ist; ich will Dich nicht drängen, aber es wird mich freuen."

„Kommt schon," entgegnete Desiré mit einem verächtlichen Nicken des Kopfes; aber sie ging nicht, wenigstens schien sie keine große Eile zu haben. Sie machte sich im Zimmer zu schaffen, wischte einige Staubkörner von den Möbeln, öffnete ein Fenster, schloß es wieder und bequemte sich endlich, das Zimmer zu verlassen. Nathalie wandte sich um, und wollte ihren Sitz wieder einnehmen, plötzlich belebten sich die Züge der blinden Frau und Aerger und

Unruhe mischten sich wunderbar in dem Ausdruck ihres Gesichtes:

„Wer ist das? Du hast Jemand bei Dir, Rose, wer ist das?"

Nathalie lachte heiter.

„O, nur die kleine Nathalie, die immer lacht und lachen macht," sagte Madame Lavigne, indem sie freundlich zu lächeln versuchte, „wo ist sie?"

„Hier," antwortete Nathalie sich erhebend, und ihr näher tretend.

„Ah, hier ist sie," fuhr die blinde Frau fort, ihre Hand nach dem jungen Mädchen ausstreckend; „hier ist sie, mit der lieblichen Stimme, die so wohlthuend wirkt. O, theures Kind, wenn Du meine Nichte wärest, Du würdest mich ohne alle interessirten Gründe unterhalten; aber so habe ich nur einen Trost," fügte sie nach einer Pause hinzu, „ich besitze eine Leibrente, die mit meinem Tod aufhört; die Leute mögen denken, was sie wollen."

Nathalie blickte ihre Schwester an, aber wenn Rose ebenso taub, als ihre Tante blind gewesen, sie hätte nicht weniger bewegt sein können.

„Ich glaube," dachte Nathalie, „die arme Rose ist daran gewöhnt."

„Nun," sagte die blinde Frau in einem etwas ungeduldigen Tone, der jedoch immerhin etwas Gewinnendes hatte, „wie wird meine heitere kleine Nathalie ihre arme alte Freundin heute unterhalten; wird sie eines jener heiteren provençalischen Lieder singen, oder Mademoiselle Dantin nachahmen? O, ich vergaß, daß sie jetzt in dem Schlosse ist — Gesellschafterin, Gouvernante, was weiß ich? Dann wird sie uns wohl den alten Herrn von Sainville kopiren; komm, laß uns hören."

Sie nahm eine horchende Haltung an; Nathalie aber antwortete kurz:

„Herr von Sainville ist durchaus nicht alt; und da

er jetzt mein bester Freund ist, so werde ich ihn nicht nachahmen."

Sie wollte weggehen, die alte Frau hielt sie jedoch fest. —

„So, er ist Dein bester Freund," sagte sie mit einem eigenthümlichen Lächeln. „Ach! Ja, Kinder von achtzehn Jahren sollten sich ältere Männer zu ihren besten Freunden wählen."

Nathalie erröthete, würdigte sie jedoch keiner Antwort. —

„Und ist dieser beste Freund sehr freundlich?" fuhr Madame Lavigne fort.

„Sehr freundlich."

„Ja; beste Freunde von fünfunddreißig bis vierzig Jahren — das ist doch sein Alter, nicht wahr — sind immer freundlich, namentlich —"

„Madame Lavigne," unterbrach Nathalie, „ich muß bitten, daß Sie nicht so sprechen; ich will nichts davon hören."

Die blinde Frau lachte — ein kurzes bitteres Lächeln.

„Kleiner Sprühteufel, so bist Du mit der armen Mademoiselle Dantin umgegangen; so wirst Du mit dem besten Freund über kurz oder lang umgehen. Der Himmel stehe dem armen Mann bei! O! Du brauchst nicht so ungeduldig mit dem Fuße zu trippeln, ich weiß wohl, ich ärgere Dich; aber Kind, Du bist nichts, wenn Du nicht geplagt wirst; ich weiß noch von der Zeit her, da ich gut sah, daß Du nie so schön warst, als wenn man Dich ärgerte. O! ich errathe, Du lächelst jetzt; thu' das nicht, thöricht Kind; die Schönheit der Frauen des Südens dauert nicht lange; sie sind im fünfunddreißigsten Jahre alt. Wenn Du, wie Rose," fügte sie nach einer Pause hinzu, „blaß, häßlich —"

„Rose ist nicht häßlich," unterbrach Nathalie ungehalten, „sie ist blaß; aber hätte sie nur Bewegung und frische Luft, sie würde bald rothe Wangen bekommen. Sie hat, was eine Tante von ihr nie hatte — schöne,

weiche Züge. Von mir mögen Sie sagen, was sie wollen; aber ich will nichts mehr gegen Rose hören, die genug von Ihrer Tyrannei zu leiden hat."

Sie sprach in sehr aufgeregtem Tone, und ihre Augen glühten mitten unter Thränen. Die übellaunige gehässige Aeußerung von Madame Lavigne gegen die arme Rose erfüllte sie, so gewöhnlich sie auch war, bei jeder Wiederholung mit derselben Entrüstung; denn einem edeln Herzen dünkt Ungerechtigkeit, so alt sie ist, immer neu.

Die heftigen Vorwürfe des jungen Mädchens, die in einem durch den südlichen Accent noch auffallender raschen Tone fielen, erweckten nur ein sarkastisches Lächeln auf dem Gesichte der alten Frau.

„So, ich bin eine Tyrannin," sagte sie, als schmeichelte ihr der Vorwurf. „Ich bin es, ich weiß: von einem Kind soll ich mir vorschreiben lassen. Rose kann gehen, wenn sie will, und sie bleibt —"

„Weil sie zu gut ist," unterbrach Nathalie einfach.

„O, wirklich, ist sie das? Nun, das Gespräch von dem besten Freunde hat Dir den guten Humor geraubt. Singe mir eines der baskischen Lieder, bis das Rippchen kommt, das Desiré nicht mehr zu bringen scheint."

Mitleid mit Madame Lavignes Schwäche und der Wunsch, die schwere Last, welche Rose zu tragen hatte, zu erleichtern, ließen Nathalie gewöhnlich Nachsicht mit der versteckten Ironie haben, welche in der Freundlichkeit der blinden Frau lag; heute aber erfüllte sie das Verlangen von Madame Lavigne nicht; sie trat von ihr weg, wandte das erröthete Gesicht nach dem Fenster und verharrte in dieser schweigenden Stellung.

„So, wir sind beleidigt," sagte Madame Lavigne, nachdem sie einen Augenblick gewartet; „wir lieben solche Anspielungen auf den besten Freund nicht — Nun! ja —"

Das Eintreten Desiré's, welche die lange erwarteten Rippchen brachte, schnitt die letzte Rede ab. Rose nahm der Dienerin das Speisenbrett ab, setzte es auf ein kleines

Tischchen, zerschnitt die Rippchen und nahm ihren Sitz wieder ein, nachdem sie den Tisch an die Seite der Tante gerückt.

Madame Lavigne aß einige Stückchen und runzelte die Stirne.

„Sie sind nicht gar genug," sagte sie verdrüßlich.

Als diese Bemerkung keine entsprechende Aeußerung zur Folge hatte, fügte sie in etwas schärferem Tone hinzu:

„Hörtest Du, Rose? mein Rippchen ist nicht gar genug."

„Wollen Sie ein anderes, Tante?"

„Ein anderes? Die Speisen kosten Geld! Ein anderes! Ist das Mädchen toll?"

„Ja, was ist dann zu thun? Tante?"

„Wirklich, jetzt ist die Zeit zu fragen! Was ist zu thun? Du solltest sagen, was hätte geschehen können?"

Rose antwortete nicht.

Madame Lavigne aß noch einige Stücke und stellte dann ihren Teller verächtlich nieder.

„Du hast das schlimmste Herz der Welt," rief sie in mürrischem Tone; „ich sagte Dir, daß mein Rippchen nicht gar genug ist, was soviel besagt, daß ich mich den ganzen Tag leer fühlen werde und Du drückst nicht mal Deine Theilnahme aus. Adoptirte und erzog ich Dich auf meine Kosten, daß Du so gleichgültig werdest, Du undankbares Ding? Um Dich zu strafen, werde ich nicht ein Stückchen mehr anrühren; ich werde heute keinen Bissen mehr essen. Da, nimm die Platte fort und läute!"

Rose gehorchte. Die sauersichtige Désiré erschien.

„Nun," sagte sie spitzig, „weßhalb läutet man mir? Ich sage es Ihnen," fügte sie, sich an ihre Herrin wendend, hinzu, „ich gehe nicht auf und ab nur zu Ihrem Vergnügen. Was wollen Sie?"

„Nun, sei nur nicht so mürrisch," sagte Madame Lavigne begütigend; „aber Du siehst, Désiré, das Rippchen war gut, — sehr gut, nur nicht ganz gar."

„Nicht gar genug?“ wiederholte die Dienerin ungehalten, „Sie wagen mir zu sagen, ich verstände nicht ein Rippchen zu braten! Dann verlassen Sie sich darauf, daß es das letzte ist, das ich Ihnen braten werde.“

„Liebe Désiré.“

„Und wir wollen sehen, wie es geht, wenn ich nicht mehr da bin. Wie viel Lichter in der Woche mehr verbrannt werden; wie viel Holz man mehr braucht, um den Keller zu füllen; und Oel für die Lampe und Geld für alles Uebrige. Gehen Sie mir, Jemand anderes mag Ihre Rippchen braten und Ihnen essen helfen.“

„Désiré!“ rief Madame Lavigne, aufs Höchste bestürzt durch diese jämmerliche Beschreibung des häuslichen Ruines, „Du darfst nicht gehen. Ich kann es nicht zugeben, daß Du gehst. Du bist die ehrenwertheste Person, die lebt; ich würde Dir jeden Speiseschrank im Hause anvertrauen.“

„Jeden Speiseschrank!“ rief Désiré ironisch, „wenn etwas in all' Ihren Speiseschränken wäre, was eine Maus mästen könnte!“

„Gib mir das Rippchen,“ sagte Madame Lavigne einlenkend; „ich will es essen.“

„Es essen. Nein, lassen Sie, es könnte Sie vergiften. Meine Rippchen sollen Sie nicht mehr lange unzufrieden machen.“

Madame Lavigne rang die Hände.

„Rose, Nathalie, mein liebes Kind!“ rief sie; „gebt mir doch das Rippchen; ich will es; ich habe noch nicht gegessen. Da,“ fügte sie hinzu, als Rose ihr gehorchte, und aß dabei hastig, was auf der Platte lag, „da, Du kannst Dich doch gewiß nicht über mich beklagen, Désiré.“

Aber Désiré ließ sich nicht erweichen. Die Leute mochten ihre Rippchen essen oder nicht, — das kümmerte sie wenig. Dank sei dem Himmel, sie war unabhängig und brauchte Niemandes Dienerin zu sein. Sie konnte, wenn sie wollte, den ganzen Tag die Arme kreuzen; und

hatte überdieß noch ein eigenes Haus. Vergeblich entschuldigte, schmeichelte, besänftigte Madame Lavigne; Désiré ließ sich nicht bewegen und nachdem sie noch einmal ihre Klagen wiederholt und mit der Emphase der Entrüstung bei dem Rippchen verweilt, das nicht gar genug sein solle, verließ sie das Zimmer, indem sie über die Verschwendung und das Unglück spottete, das die nächste Magd der blinden Frau herbeiführen werde.

Der Jammer von Madame Lavigne war wirklich groß und tief. Sie haßte die alte Désiré; aber sie konnte nicht ohne sie leben.

„Du siehst, was Dein grausamer Mangel an Theilnahme verschuldet hat, Rose," rief sie, indem sie wie gewöhnlich Alles ihrer geduldigen Nichte in die Schuhe schob, „Du bist an alle dem schuldig. Die alte Désiré ist so sauer, wie Essig, aber ich konnte ihr ungezähltes Gold anvertrauen. Geh' augenblicklich zu ihr, sie hat eine thörichte Liebe für Dich; und Du magst ihr sagen, daß ich ihr dieser Tage ein Geschenk machen werde."

Rose verließ ihren Sitz: Nathalie, welche jetzt ohnedem gehen wollte, folgte ihrer Schwester; sie war zu sehr entrüstet, um gegen Madame Lavigne auch nur die gewöhnlichen Höflichkeitsformeln über die Lippen zu bringen.

„Warte hier auf mich," sagte Rose, indem sie in dem Gange stehen blieb und trat in die dunkle Küche, wo Désiré über ihr Unrecht brütete.

Rose wandte sich an die Dienerin. Nathalie konnte nicht hören, was ihre Schwester sagte; denn sie sprach in leisem Tone und stand von ihr abgewandt, aber sie hörte Désiré's Antwort.

„Bleiben, Mamzelle Rose? nein! Sie wird bald eine andere Magd bekommen und eine, die sie beraubt, wie ich hoffe."

Rose machte noch etwas geltend, was jedoch Nathaliens Ohr nicht erreichte.

„Und weßhalb sollte ich bleiben," fragte Désiré bitter, „um dieser selbstsüchtigen alten Creatur zu gefallen?"

„Sie hatte Manches in ihrem Leben auszustehen," sagte Rose begütigend, „ihr Gatte schlug und mißhandelte sie."

„Wie sie's verdiente," murmelte Désiré.

„Der Sohn, den sie liebte, beraubte und verließ sie, und nun ist sie eine blinde, schwache und alte Frau."

„Und ist das ein Grund, weßhalb sie Jedermann, der um sie ist, quälen und eine Märtyrin aus Ihnen machen darf? Ich nehme es mit ihr auf und lasse mir nichts gefallen; aber Sie so geduldig, so nachgiebig! Es hat oft mein Blut kochen machen, wenn ich sah, wie sie mit Ihnen umging, und glauben Sie mir, ich habe Sie manchmals gerächt, aber das ist jetzt vorbei."

„So willst Du also gehen," sagte Rose.

„Weßhalb sollte ich bleiben? Sie haßt mich in ihrem Herzen und Sie sind so ruhig, daß Sie mich nicht sehr entbehren werden."

„Und so soll das Gesicht," fuhr Rose fort, „das so manches Jahr schon uns vertraut angesehen, durch ein fremdes ersetzt werden."

Désiré sah sie ernst an.

„So werden Sie mich vermissen, wenn ich gehe?" fragte sie, „werden die mürrische alte Frau vermissen, die nie ein freundliches Wort für Sie oder sonst Jemanden hatte?"

„Ich werde Dich vermissen," war die leise Antwort.

„Dann liegt Ihnen also etwas an mir; obgleich Sie so ruhig scheinen, kümmern Sie sich doch um mich. Ach, Mamzelle Rose, wie kann das sein?"

„Weil ich, Gott helfe mir, Wenige oder Niemanden gehabt, den ich lieben konnte," rief Rose in dem Tone tiefer und unwillkürlicher Trauer. „Willst Du bleiben?" fügte sie nach einer Pause hinzu.

Désiré betrachtete sie; dann wandte sie sich plötzlich weg.

„Ich werde sehen," sagte sie in rauhem Tone, indem sie dem Gespräche sichtlich ein Ende zu machen wünschte.

Rose verließ sie, ohne weiter von dem Gegenstande zu reden; sie kannte Désiré, ihre Laune, und ihre Art und Weise; sie wußte, daß Alles gewonnen sei.

„O Rose, Rose," rief Nathalie, als ihre Schwester wieder bei ihr stand, „heißt das leben?"

„Es ist der Wille Gottes," antwortete Rose in leisem Tone.

Sie sagte dies einfach, ohne falsche Demuth oder leere Abweisung des Opfers, sondern wie Jemand, dem dieser heilige Wille die tägliche Heiligung des Lebens geworden. Und als sie sprach, spielte ein eigenthümlich sanftes Lächeln auf ihren blassen Gesichtszügen, während etwas von dem Lichte, das den Blick des Märtyrers beleuchtet, aus ihren Augen strahlte; der theuer erkaufte Sieg eines Geistes, den die Natur stolz erzeugt und nur der Wille und der Glaube allein sanft und weich gemacht.

Nathalie sagte nichts, sondern nahm die hagere Hand ihrer Schwester und drückte sie mit warmer Verehrung an ihre Lippen, während sie ging.

Neuntes Kapitel.

Nathalie liebte ihre Schwester von ganzem Herzen; aber, da sie solche Scenen stets zu befürchten hatte, betrat sie das Haus von Madame Lavigne sehr ungerne und verließ es sehr gerne. Sie athmete freier, als das dunkle Thor sich hinter ihr schloß und sie das alte Schloß erreichte, das auf der Höhe des Hügels in dem klaren

Sonnenlichte lag mit seinen stolzen Thürmen, die zum blauen Himmel aufstiegen. Als sie in die breite Allee mit ihren stattlichen Ulmen eintrat und unter dem majestätischen Porticus durchging, vergaß sie die Zweifel und Befürchtungen der armen Rose. „Was kümmert mich die Zukunft," dachte sie, „hier ist gut sein."

Sie fand das Stiftsfräulein an dem Ende der Lindenallee sitzend und in eifrigem Gespräche mit Amande begriffen. Sie schien erfreut, obwohl etwas verlegen, als sie Nathalie sah. Die bescheidene femme-de-chambre zog sich zurück.

„Fühlen Sie sich zu sehr ermüdet, um mit mir einen Gang durch den Park zu machen und diesen schönen Morgen zu genießen?" fragte Tante Radegonde.

„Ich fühle mich nie ermüdet," antwortete Nathalie, ihren Arm mit einem Lächeln nehmend.

Aber das Stiftsfräulein war noch nicht fertig: ein ungeheurer Shawl mußte so um sie geschlungen werden, daß er in reizenden Falten wie ein Theatermantel herabfiel und die Allee wie eine Schleppe fegte, ehe man an das Gehen denken konnte.

„Amande ist ein hübsches Mädchen," sagte das Stiftsfräulein, als sie in einen schmalen Pfad eintraten, der auf der einen Seite mit einer Reihe schlanker Bäume besetzt war, während die andere Seite auf einen lieblichen Grasplatz auslief, „aber sie muß in einiger Entfernung gehalten werden. Nehmen Sie sich den Rath einer älteren Frau zu Herzen, Kind; machen Sie sich nie gemein mit Dienstboten."

„Ich muß es also machen, wie Sie," sagte Nathalie lächelnd.

„Allerdings," antwortete das Stiftsfräulein mit einem beifälligen Nicken. „Entre nous, Petite, ich thue mir etwas darauf zu Gute, untergeordnete Personen in einiger Entfernung zu halten, ohne hauteur — das wäre unfreundlich — aber mit jenem Gefühle von Würde, von

welchem der getragen sein muß, der für das Haupt der Familie gelten will."

Nathalie blickte auf die unbedeutende kleine Gestalt an ihrer Seite herab; Tante Radegonde sprach jedoch in vollem Ernste und beklagte sich offenbar über die große Verantwortlichkeit, welche das Schicksal ihr auferlegt habe.

„Wir sind heute ganz allein," begann das Stiftsfräulein mit einem ihrer abgebrochenen Uebergänge wieder. „Rosalie ist auf einige Tage zu de Jussacs auf Besuch gegangen. Armand ist auch fort," fügte sie nach einer Pause hinzu.

„Mit Madame Marceau?" sagte Nathalie lebhaft.

„Nein; nach Marmont. Offen gesagt, Petite, er kümmert sich nicht viel um die de Jussacs; aber sage nichts davon, daß ich Dir das anvertraute; es ist ein großes Geheimniß. Ich fühle mich etwas ermüdet; wollen wir einen Augenblick ausruhen?"

Eine Bank stand neben ihnen unter einem Maulbeerfeigenbaum: sie setzten sich.

„So sind wir also heute ganz allein?" sagte Nathalie einwerfend.

„Allerdings, Armand kommt nicht zum Mittagessen nach Hause."

„Wie oft müssen Sie seine Gesellschaft entbehren; Sie werden das doch schmerzlich fühlen."

Das Stiftsfräulein hustete.

„Natürlich, natürlich," sagte sie langsam.

„Und wie ermüdend müssen diese häufigen Reisen für Herrn von Sainville sein."

„O nein, Petite. Armands Besitzthum ist in Marmont und er führt gern selbst die Oberaufsicht; überdieß hat er auch keine Ruhe."

„Keine Ruhe, Marraine; und seine Art und Weise ist doch sonst so ruhig!"

„Ruhig!" wiederholte das Stiftsfräulein, den Kopf schüttelnd. „Ach, ja!"

Sie schloß ihre Augen und zog ihre Lippen zusammen. Nathalie sagte nichts; sie sah gedankenvoll nach dem kleinen See, der unter der alten Zeder auf dem Grasplatz vor ihr lag.

„Meine Liebe," fragte das Stiftsfräulein plötzlich, „sagten Sie, Armand sei ruhig?"

„Ich sprach nur von dem Eindrucke, den er auf mich machte."

„Ah! aber es ist sehr gefährlich, sich falschen Eindrücken hinzugeben, namentlich in Beziehung auf das Temperament der Leute, mit denen wir leben; und obwohl ich auch sonst sehr zurückhaltend bin, — die Natur war in einer zurückhaltenden Stimmung, als sie mich schuf — und niemals meine Lippen über Familien-Angelegenheiten öffne, so halte ich es doch für billig, Sie über diesen Punkt in's Klare zu setzen. Armand hat durchaus kein ruhiges Temperament, meine Liebe; er ist im Gegentheil —" Sie zögerte.

„Reizbar?" fiel Nathalie ein.

„Nein; denn es ist sehr schwer, ihn aufzubringen."

„Leidenschaftlich vielleicht?"

„Er wird niemals leidenschaftlich; aber er ist nicht ruhig. Einige halten ihn für etwas streng; ich natürlich nicht; da ich seine Tante bin, so kann er sich, wie sich von selbst versteht, nichts der Art gegen mich herausnehmen. Aber an jenem Tage, als Sie mit ihm in der Bibliothek sprachen, hielten Sie ihn damals nicht für streng, Petite?"

Und das kleine Stiftsfräulein sah mit ihrem nach der einen Seite geneigten Kopfe in diesem Augenblicke außerordentlich neugierig aus.

„O, nein!" antwortete Nathalie ruhig.

„So! Ich will nichts damit gesagt haben; wirklich, meine Liebe, wenn ich frage, so geschieht es einzig und allein aus Interesse für Sie. Auch mag es Ihnen als Regel gelten, daß zurückhaltende Leute, wie ich, nie neugierig sind.

Wenn ich von Armand spreche, so geschieht es gleichfalls nur, um Ihnen in dieser Beziehung Licht zu verschaffen: und obwohl Sie sehr verschlossen sind, kann ich doch sehen, daß Sie mich verstehen."

„Ich fürchte, ich bin sehr dumm, Madame; denn ich versichere Sie, ich verstand Sie nicht."

„Ich bin heute ein wenig taub," unterbrach das Stiftsfräulein lebhaft, „aber Sie brauchen es nicht zu wiederholen. Wie ich sagte, Armands kalte Art und Weise hat nichts zu bedeuten; — er kann sehr freundlich und hingebend sein."

„Freundlichkeit und Hingebung sind also seine charakteristischen Eigenschaften," sagte Nathalie beinahe unwillkürlich.

„Ja," antwortete zögernd das Stiftsfräulein. „Sie wissen, er hat ein strenges Pflichtgefühl, einen eisernen Willen und einigen Stolz, — und — doch à propos, dies erinnert mich an das, was ich gestern sagte, Sie sollten eine kleine Artigkeit, die Ihnen Armand anbietet, nicht ausschlagen. Ich hatte meinen Grund dazu, wie ich für Alles, was ich thue, einen Grund habe. Ich konnte an seinem ganzen Benehmen sehen, daß er freundliche Gesinnungen für Sie hegt. Diesen Morgen erfuhr ich, daß mich meine Beobachtungsgabe nicht getäuscht."

Nathalie sah fragend auf.

„Ja, diesen Morgen schickte mir Armand ein sehr artiges Billet, worin er mich um eine Unterredung bat. Ich gewährte sie natürlich. Er kam in mein Boudoir — und fragte mich in der ehrerbietigen Weise, mit der er sich immer an mich wendet, über meine Ansicht von Ihnen: „Ob ich denke, daß Sie sich hier glücklich fühlen? Ob der Ort nicht zu traurig für ein so junges Mädchen — ja beinahe noch Kind — sei?"

„Ein Kind!" rief Nathalie erröthend; „wie, ich bin achtzehn!"

„Sehen aber nur wie sechzehn aus; so kommt es auf eines heraus."

„Aber das jüngere Aussehen nimmt nichts von den Jahren," sagte Nathalie lebhaft.

„O doch!" warf das Stiftsfräulein ebenso lebhaft ein. „Eine Freundin — eine sehr intime Freundin von mir — sieht volle zehn Jahre jünger aus, als sie ist; deßhalb streite ich immer, sie sei zehn Jahre jünger."

„Aber diese Freundin von Ihnen ist auch nicht alt."

„Sie ist nicht sehr jung. Aber, Petite, folgen Sie meinem Rath, gebrauchen Sie nie das Wort alt: es ist nicht fein. „Eine alte Frau?" Kann es etwas Häßlicheres geben? Sagen Sie immer: „ältlich!" — „eine ältliche Dame!" Nun, wie gesagt, Armand fragte mich: „ob der Ort nicht zu melancholisch für ein so junges Mädchen oder vielmehr Kind sei, und namentlich für ein Mädchen, das heiterer und sorgloser sei, als die meisten ihres Alters."

„Dank der Zurückhaltung von Tante Radegonde höre ich eine sehr schmeichelhafte Schilderung von mir," dachte Nathalie erröthend und mit verächtlichem Blicke.

Das Stiftsfräulein fuhr fort. „Ich sagte ihm, daß ich Sie für zufrieden halte, daß es aber das Beste sein werde, Sie selbst zu fragen, da ich nicht zweifle, daß Sie ihm offen antworten werden. „Ganz meine Meinung," antwortete er; „ich sah vom ersten Augenblicke an, daß sie ein sehr ungekünsteltes, kleines Geschöpf ist." Chère Petite, ich war außerordentlich erfreut. Herr von Sainville schätzt Offenheit über Alles und haßt die zweideutigen Leute. Aber obgleich ich seine Zweifel gelöst, war er doch nicht zufrieden; ich konnte besser sehen, was er wünschte, als er selbst; — die Männer verstehen das nicht; und so legte ich es ihm in den Mund, daß Sie als meine Gesellschafterin hier bleiben sollten: er gab seine Einwilligung, vorausgesetzt, daß Sie keine Einwendung machten. So, Petite, es liegt nun ganz an Ihnen, ja

oder nein zu sagen." Sie blickte mit sichtlicher Unruhe zu dem jungen Mädchen auf.

Nathaliens Augen hafteten an der Erde. Sie erhob sie endlich und es lag in diesem Augenblicke etwas in ihrem Blicke und in dem Lächeln, das ihre Lippen öffnete, was Tante Radegonde trotz ihres Scharfblickes nicht ergründen konnte.

„Sie sind gut, sehr gut," sagte sie in leisem Tone.

„So geben Sie also Ihre Zustimmung: das freut mich außerordentlich. Kommen Sie, ich habe genug ausgeruht und wenn Sie nicht mehr müde sind, so wollen wir gehen. Kleine, Sie sehen nachdenklich aus?" fügte sie hinzu, als sie sich wieder auf den Weg gemacht.

„Madame! —"

„Wie oft muß ich Sie bitten, mich Marraine zu nennen?"

„Nun denn, liebe Marraine," sagte Nathalie, ihre Hand auf den Arm des Stiftsfräuleins legend; „erlauben Sie mir die Frage, weiß Madame Marceau davon?"

„Madame Marceau!" wiederholte das Stiftsfräulein mit dem Ausdruck beleidigter Würde sich aufrichtend: „und was hat meine Nichte mit meinen Angelegenheiten zu thun? Wenn ich statt einer Gesellschafterin zwei — ja zwanzig zu mir nehmen wollte, würde sich Rosalie nicht herausnehmen, eine Einsprache zu thun."

Nathalie lächelte und machte eine Entschuldigung, welche das leicht versöhnliche Stiftsfräulein alsbald wieder gewann; sie versicherte ihr, daß Madame Marceau nicht minder erfreut darüber sein werde, als sie selbst und Herr von Sainville.

„So ist Herr von Sainville damit zufrieden?"

„Ja, Petite; er sagte, er hoffe nicht, daß ich meinen Plan bereuen würde. „Ich bin überzeugt, daß dem so ist," antwortete ich: „sie ist ein gutes Kind; ich sah es augenblicklich und mein erster Blick täuscht mich nie."

„Ja," sagte er, „sie hat ein hübsches Gesicht; und wenn die alte Vorsteherin auch mich glauben machen wollte, sie habe einen heftigen und jähzornigen Charakter, so halte ich sie meines Theils nur für etwas trotzig."

„Nur etwas trotzig!" wiederholte Nathalie, indem sie staunend und ungehalten plötzlich stehen blieb.

„Ja: Sie sehen, er hat eine sehr günstige Meinung von Ihnen; ich würde, das dürfen Sie mir glauben, sonst nicht all' das wiederholt haben."

„Wirklich, ich bin Herrn von Sainville sehr verbunden," antwortete Nathalie, sehr rasch sprechend. „Ein Kind, heiterer und sorgloser als die meisten Mädchen ihres Alters, ein ungekünsteltes kleines Ding mit einem hübschen Gesichte und nur etwas trotzig! Wie schmeichelhaft!"

„Ja, Petite, und er würde nicht leicht von Jemanden so sprechen; denn er ist sehr schwer zu befriedigen."

„Wirklich?"

„Ja, da ist diese schöne Mademoiselle de Jussacs, von der er kaum zugibt, daß sie hübsch ist. Wenn Rosalie von ihrem Witz und Talente spricht, so sagt er, er könne nicht finden, daß sie von beidem viel besitze; er gesteht jedoch zu, daß sie die Eigenschaft besitze, die er am höchsten bei der Frau schätzt: die Sanftmuth."

„Wirklich?" sagte Nathalie wieder. Es entstand eine lange Pause.

„Hier ist das Treibhaus," sagte Tante Radegonde, „sind Sie eine Freundin von Blumen, Petite?"

Eine plötzliche Wendung des Weges brachte sie bei diesen Worten vor das Treibhaus. Es war eine leichte, elegante Rotunda, welche von Säulen getragen wurde, und auf einer Flucht von ringsumherlaufenden Treppen in der Mitte eines kleinen grünen Grasplatzes stand. Ein Föhren- und Cypressenhain schützte es vor den Nordwinden; es sah inmitten dieses dunkeln Laubes wie ein weißer griechischer Tempel aus, der einer einsamen Waldnymphe

geweiht war. Eines der hochgewölbten Fenster war offen, um zu den Blumen und andern Pflanzen die Mittagssonne und die weiche Luft des Südens einströmen zu lassen.

„Aber das sieht ja durchaus nicht wie ein Treibhaus aus," rief Nathalie, als sie den tempelartigen Bau wieder erkannte, welchen sie von ihrem Fenster aus gesehen.

„Es war früher ein Ballsaal; und den ersten Ball, welcher hier gegeben worden, eröffnete meine Tante, Mademoiselle Adelaide de Sainville, als ich noch ein Kind war. Chère Petite, es war wirklich wunderschön! Die Bäume ringsumher waren mit Lampen behängt, und die Halle war so brillant beleuchtet, daß man glaubte, es ströme eine Flamme durch den ganzen Raum. Das Orchester, das in einer Blätternische verborgen war, spielte die süßeste Musik, die man sich denken konnte, während schöne Damen und edle Herren sich in feierlichen Menuetts — nicht in diesen tollen Quadrillen hin- und herbewegten. Und ich glaube wirklich nie mehr so schöne Frauen, als damals gesehen zu haben. Da war die schlanke und schöne Mademoiselle d'Albe, mit Augen, glänzender als ihre Juwelen, und einem herrlichen Hals, den sie so stolz zu tragen wußte. Sie ging während einer Pause des Tanzes mit einem ganzen Schweif von Herren durch die Zimmer, denn sie war so witzig, als schön: das arme Mädchen! Man sagt, sie sei mit demselben stolzen Schritte zur Guillotine gegangen. Dann waren die drei Mademoiselles de Mouftier da, alle in Weiß gekleidet, und lieblich wie die Engel; und Madame d'Estang, welche so schön tanzte und den hübschesten Fuß hatte, den ich jemals sah; und Madame de Merville, deren Stimme wie eine Silberglocke klang, und noch manche andere; aber so schön sie auch alle waren, meine Tante Adelaide war die Königin des Balles."

„War sie so wunderschön?"

„Schön! Ach, Petite. Die Frauen sind nicht mehr, was sie einst waren. Es lebte sicher nie ein schöneres Ge-

schöpf, als meine Tante. Es lag Anmuth in jeder ihrer Bewegungen und ein unaussprechlicher Reiz in ihrem Blick und ihrem Lächeln. Sie war im Allgemeinen sehr ernst, aber ihre Augen waren so tief und sanft. Doch, Sie mögen über ihre Schönheit urtheilen, wenn ich Ihnen sage, Petite, daß Herr von Sainville, der sonst so kritisch ist, sie anerkennt. Ich habe oben ein Portrait von ihr, das ich Ihnen zeigen werde. Wollen Sie die Blumen in dem Treibhause mit mir sehen?"

Sie traten ein. Blumen von verschiedenem Geruch und verschiedener Farbe lachten ihnen von allen Seiten entgegen. Einige standen in hübschen Gruppen beisammen; andere, blasse und sternartige Blumen glänzten in einsamer Schönheit durch ihr dunkles Laub; frische Gartenblumen, seltene und zarte Exotica, schlankes Heidekraut, dunkle Orchideen von phantastischer Gestalt und große wachsartige Blumen von manchem fernen und fremden Lande waren in dem engen Raume versammelt. Als Nathalie jetzt langsam mit dem kleinen Stiftsfräulein durch den lange verlassenen Ballsaal schritt, in welchem einst die heiteren Töne des Tanzes erklungen und das Geflüster der lieblichen Stimmen verrauscht, dachte sie an das glänzende Schauspiel, von welchem Tante Radegonde Zeuge gewesen; sie dachte an die längst verwelkten Schönheiten, die so vergänglich und lieblich waren, als die zarten Blumen, die sie sah; an das heitere Lächeln und die leuchtenden Blicke, an ihre kurze Freude und die noch kürzeren Siege eines Abends.

„Wenn es Nacht wäre," sagte sie in gedankenvollem Tone, „würde ich sehr ängstlich hier sein."

„Aengstlich! wie so, Petite?"

„Ich würde den Ort für verzaubert halten. Nehmen Sie den blauen Himmel, das Sonnenlicht und den heiteren Tag weg; denken Sie sich ringsum tiefe Nacht, die alles in ihre Schatten taucht, und öde und leer macht, diese dunkeln Cypressen steigen in den nächtlichen Himmel, der

Mond wirft sein sanftes blasses Licht auf die grünen Rasen und stiehlt sich durch die halb geöffneten Fenster, Alles so weit erhellend, daß das Dunkel, das der Schatten verursacht, unsere Furcht im höchsten Grade rege machen muß. Stellen Sie sich all dies vor und ich versichere Sie, Tante, diese schönen Blumen, die jetzt so heiter und strahlend aussehen, werden wie die blassen Geister dieser lieblichen Damen erscheinen, die Sie so eben beschrieben. Sehen Sie diese Fuchsia, diese schlanke elegante Blume mit den purpurnen Glöckchen. Darin ist Majestät mit herablassender Anmuth verbunden: es ist die schöne Mademoiselle d'Albe, bedeckt mit Juwelen; diese grünen und geraden Lorbeeren sind ihre Freier; die drei zarten Kamellien, die besonders stehen, sind die drei schönen Schwestern; die liebliche kleine gelbe Blume da oben, die im Winde sich noch hin- und herbewegt, ist die Dame mit dem hübschen Fuß; und die bescheidene, zurückhaltend aussehende blaue Glocke ist sicherlich die mit der klaren, wohlklingenden Stimme. Ihr schöne Tante finden Sie in der herrlichen fürstlichen Lilie, der Königin ihrer ganzen Umgebung; wie rein, wie lieblich sie aussieht und jetzt, da der Westwind ihr stolzes Haupt bricht, wie anmuthig scheint sie die Huldigungen des Festes entgegenzunehmen."

Das Stiftsfräulein schien verlegen. Sie blickte bald die Blumen, bald Nathalien an. Das junge Mädchen stand in staunender Haltung vor ihr; ihr Kopf war leicht abgewandt, ihre Wange ruhte in ihrer Hand, wie sie so gerne zu thun pflegte, ihr Blick schweifte über die lieblichen Blumen, die ihre Phantasie für einen Moment in die lange verschwundenen Gäste der einsamen Halle verwandelt hatte. Ein goldner Lichtstrom der Herbstsonne fiel durch das offene Fenster auf sie und als er die Wellen des gagatschwarzen Haares zu einem sonnigen Braun abdämpfte und die leuchtende Röthe ihrer Wangen mit der dunkeln Glut des westlichen Himmels übergoß, meinte Tante Radegonde, auf keine von diesen herrlichen Blumen

des Südens werfe das Licht eine mildere Wärme und tieferen Glanz.

„Petite," sagte sie lächelnd, „Sie sind sehr romantisch. Sie stammen gewiß von einem jener alten Trubadours der Provençe, die, Poeten und Ritter zugleich, ganz Europa durchwanderten, — bald bei Turnieren kämpften, bald bei Blumenfesten sangen, oder den Damen bei dem Präsidiren der Liebeshöfe beistanden.

Nathalie blickte heiter lächelnd auf und die klaren silbernen Töne erweckten ein Echo in den alten Hallen, das ihnen lange fremd gewesen.

„Still!" sagte sie geheimnißvoll, „wir dürfen nicht lachen — der Ort ist verzaubert; und wirklich, es gab nie ein schöneres Geistergemach; aber die Parfüme dieser feinen Damen wirken sehr betäubend; wollen wir nicht gehen und sie ihrer Zaubereinsamkeit überlassen?"

Sie gingen während dieser Worte. Als sie den Weg nach dem Schlosse einschlugen, wandte sich Nathalie zurück, um noch einen Blick in das Treibhaus zu werfen und, wie sie sagte, zu sehen, ob die Blumen ihre ursprüngliche Gestalt annehmen würden, sobald sie ihnen den Rücken drehten. Aber der Zauber, der sie befangen hielt — wenn es ein Zauber war, blieb ungebrochen: der weiße Tempel erhob sich schweigend, wie immer, zwischen den dunkeln nordischen Bäumen und die sanfte Mittagsluft flüsterte leise ihre Neuigkeiten von draußen den gefangenen Schönheiten der alten Halle.

„Es war eine glückliche Idee," sagte Nathalie gedankenvoll, „diesen heiteren Ballsaal in ein Gewächshaus zu verwandeln; — Schönheiten und Blumen, der Uebergang ist wirklich poetisch."

„Aber nicht absichtlich, Petite; Armand ist nicht so romantisch, wie Sie; und nur seine Blumenliebe —"

„Hat Herr von Sainville eine Leidenschaft für Blumen?" fragte Nathalie lebhaft.

„Allerdings, sie sind der einzige Luxus, dem er hul-

digt. Sein Zimmer und die Bibliothek sind immer voll von Blumen und er kommt jeden Morgen hieher, um das Wachsthum seiner Lieblinge zu beobachten."

„Er nannte sie eitle, flüchtige Dinge," rief Nathalie.

„O wirklich?" sagte das Stiftsfräulein mit einem schwachen Lächeln. — Nathalie begann dieses Zeichen zu verstehen. „Nun, Sie sehen, Herr von Sainville ist eigen, und da er eigen ist, so hat er seine Eigenheiten. Er sagt nie, daß er Blumen liebe, er spricht überhaupt nicht von ihnen; und wenn er von ihnen sprach, so darf ich sagen, es geschah mit einer gewissen Verachtung. Ich glaube, daß er sie liebt, weil er Kenner ist. Ich beobachte viel; — er kann sie für eitle, werthlose Dinge halten und sie dennoch lieben; Sie verstehen mich. Doch wir wollen von etwas Anderem reden."

Sie sah geheimnißvoll aus und schien unangenehm berührt, wie immer, wenn sie von ihrem Neffen sprach: die Unterhaltung drehte sich um gewöhnliche Gesprächsgegenstände, bis sie das Schloß erreichten. Tante Radegonde bat das junge Mädchen, sich auf ihr Zimmer zu begeben, ihre Sachen abzulegen und rieth ihr mit bedeutungsvoller Miene, sich Amanda als Führerin anzuvertrauen, wenn sie sie aufsuchen wolle. Die femme-de-chambre sah eben so geheimnißvoll aus, als Nathalie sie zu sich gerufen und sie gefragt, wohin sie sie durch diese dunkeln Gänge und seltsamen Treppen führe? Es war ihr verboten, sich darüber zu äußern: Mademoiselle würden aber bald sehen!" Bei diesen Worten hielt sie vor einer Thüre, welche sie mit dem Winke öffnete, „dies sei das Boudoir von Madame la Chanoinesse."

Nathalie trat ein und erkannte an der achteckigen Gestalt des Zimmers, daß es ein Thurmgemach, ähnlich dem ihrigen sei. Obgleich der Raum ursprünglich schon sehr klein war, wurde er durch die massenhaft aufgehäuften Gegenstände noch enger gemacht; doch sah man keine

Unordnung, im Gegentheile war alles geschmackvoll arrangirt.

„Was für eine Bonbonnière!“ rief Nathalie voll Bewunderung um sich herblickend, „ein wahres Juwel.“

„Kleiner Schmeichler,“ sagte Tante Radegonde, leicht abweisend; aber ihr Gesicht strahlte vor Freude.

„Ich sah nie einen solchen Ort,“ fuhr Nathalie fort, noch immer in der Mitte des Zimmers stehend, und alles mit dem Auge prüfend: „wie schön und sanft fällt das Licht durch diese rosa Gardinen in das Zimmer; und diese zarte Tapete mit Blumen so frisch, daß man sie sammeln möchte. O Tante Radegonde, es gibt hier nur eine Erklärung. Sie sind eine Fee und dieß ist Ihre Wohnung.“

Sie wandte sich bei diesen Worten an das Stiftsfräulein, welche, frierend wie gewöhnlich, bei dem Kamine saß. Mit ihrem goldenen Kreuze, ihrem schönen schwarzen Gewande von weißer Brocade, das sie für diesen Abend angelegt, ihrer Haube und den Krausen von seltenen alten Spitzen, den zarten weißen Händen, die gefaltet auf ihren Knieen lagen, und ihren Cinderella-Füßen, die, um uns ihres eigenen Ausdrucks zu bedienen, so manchen Kopf in jüngeren Jahren verdreht hatten und jetzt coquett auf einem Kissen ruhten, sah sie wirklich feenhaft aus.

„Petite!“ antwortete sie lächelnd, „Sie haben kindische Phantasieen.“

„Sie sind eine Fee,“ begann Nathalie bestimmter wieder, da sie sah, daß diese Phantasie durchaus nicht mißfiel, „und ich will es beweisen. Es war eine Feennadel, welche diese Stickereien der Stühle arbeitete; es ist eine Feenhand, welche diese herrlichen Blumen in ihrem Moosbette pflegt; eine Fee brachte diese wundervollen zart bemalten Muscheln aus der Tiefe der See und zauberte diesen Vogel in sein goldenes Käfig. Der letzte krönende Beweis von alle dem ist, daß, da der Raum für diese Herrlichkeiten nicht größer als eine Nußschale, nur eine Fee darin wohnen kann.“

„Aber Sie sehen, daß er zwei fassen kann."

„Und ich möchte sogar sagen, er könnte drei beherbergen; vier wären jedoch zu viel. Amanda mußte mich deßhalb wohl über diese Wendeltreppen und geheimnißvollen Gänge führen. Sie breiten einen Zauber über diesen Ort, wie Peri Baou über ihren Pallast in der alten arabischen Erzählung. Wird er bisweilen für mich offen sein?"

„Immer," war die gnädige Antwort. „Ich war in letzter Zeit nicht oft hier; doch will ich in dem Gemache nun häufiger mich aufhalten. Sie sollen einen Schlüssel haben, um zu jeder Zeit eintreten zu können."

„Das ist entzückend!" sagte Nathalie heiter; „und ich verspreche Ihnen, wie ich es heute, vielleicht in einem gewissen Ahnungsgefühle that, immer meine besten Kleider anzulegen, um Ihnen alle die gebührende Ehre zu erzeigen."

„Und Sie sehen wirklich sehr hübsch aus, Petite," antwortete das Stiftsfräulein mit dem Ausdrucke des Beifalles, indem sie das junge Mädchen aufmerksam in's Auge faßte, welches jetzt in einem niederen Sessel ihr gegenüber saß; „betrachten Sie sich nur. Ihr weißes Kleid hebt sich von den rothen Vorhängen dahinter reizend ab."

Der Aufforderung des Stiftsfräuleins gehorchend, blickte Nathalie auf; in den Tiefen des breiten Spiegels vor ihr sah sie eine anmuthige Gestalt in einem leichten weißen Kleide, auf den Ellbogen gestützt und mit einer Miene und Haltung, die ihr sehr gut standen, halb nach vorne gebeugt. Sie sah die klare Stirne und die sanften schwarzen Augen und die Lippen, durch ein Lächeln geöffnet, als sie langsam ihren Blick abwandte. Sie wußte, daß die Erscheinung, die ihrem Auge begegnet, schön und glänzend war, aber schön in ihrer eigenen Schönheit; daß nicht die verführerische Toilettenkunst diesen anmuthigen Zügen Harmonie, der leichtgebogenen Gestalt Symmetrie verliehen, und daß das reine Blut der Wangen nicht von

dem rosigen Lichte der Vorhänge erborgt war. Sie wandte sich an das Stiftsfräulein, als dränge sich ihr plötzlich ein Gedanke auf.

„Sie sagten, Sie wollten mir das Portrait Ihrer Tante zeigen."

„Blicken Sie hinter sich, zur Rechten, Kind."

Nathalie wandte sich lebhaft um. Auf jeder Seite des Fensters befand sich ein weibliches Portrait; das, welches das Stiftsfräulein bezeichnet hatte, stellte eine Dame von eigenthümlicher Lieblichkeit in reicher Kleidung vor. Mit dem schwarzen Haare, den schwarzen Augen, den gewölbten Brauen, einem klaren Profil, Wangen wie Pfirsiche, und den schwellenden lächelnden Lippen — schien sie wirklich das heitere, schöne Wesen zu sein, das Nathaliens Phantasie sich geschaffen; aber obgleich sie das Portrait lang und aufmerksam betrachtete, sagte sie doch nichts.

„Halten Sie es nicht für schön?" fragte das Stiftsfräulein.

„Doch," antwortete langsam das junge Mädchen, das andere Portrait betrachtend, während sie sprach.

Dies Gemälde stand dem anderen an Kunstwerth bedeutend nach, stellte jedoch ein junges Mädchen in der vollen Anmuth und Frische jugendlicher Schönheit dar. Locken von dichtem sich rollendem Haare, jenes blond-cendré, das in Frankreich so sehr geschätzt war, beschatteten die ausnehmend lieblichen Züge, daß Nathalie glaubte, sie müßten einem idealen Wesen angehören. Die tief blauen Augen, die durchsichtige Haut und die halbgeöffneten Lippen, welche die Perlenzähne sehen ließen, machten das ganze Gesicht unaussprechlich reizend.

Diesmal fand die Bewunderung Nathaliens ihren vollen Ausdruck.

„Welch liebliches Gesicht!" rief sie.

„Ja, wie ich Ihnen sagte."

„O! ich meine nicht Ihre Tante Adelaide, sondern dies Portrait."

„O! dies.“ Das Stiftsfräulein sprach langsam. Sie sah zu dem Bilde auf und beschattete ihre Augen mit der Hand, um besser zu sehen.

„Ist es ein Portrait? und von großer Aehnlichkeit?“ fuhr Nathalie fort.

Da sie keine Antwort erhielt, wandte sie sich um. Das kleine Stiftsfräulein sah noch in derselben Haltung nach dem Bilde, ihre Hand zitterte sichtlich und ihre Augen schienen trübe. Nathalie stand schweigend und verwundert da; sie sah verstohlen nach dem lieblichen Gesichte, das aus dem Bilde herabzulächeln schien und hätte gerne wissen mögen, welch' traurige Geschichte an diese heiteren Züge gekettet sei.

„Das Feuer ist herabgebrannt,“ sagte plötzlich das Stiftsfräulein, als Nathalie ihren Sitz wieder einnahm; sie bückte sich, um es wieder anzuschüren und obwohl das Feuer bald von Neuem aufflackerte, wußte sie sich doch lange damit zu schaffen zu machen. Nathalie nahm ein Buch von dem Tisch auf — es war die Revue — und bei dem Mystère aufgeschlagen. Sie legte es verdrüßlich wieder nieder.

„Ich verabscheue diese Erzählung!“ sagte sie. Das Stiftsfräulein saß ernst, gedankenvoll und ungewöhnlich schweigsam in ihrem Stuhle. Sie antwortete nicht und schien sie nicht gehört zu haben. „Glauben Sie, daß der Verfasser die Absicht hat, das verrückte Mädchen den schlechten Mann heirathen zu lassen?“ fuhr Nathalie fort, um dieses peinliche Schweigen endlich zu brechen.

„Petite,“ sagte das Stiftsfräulein mit plötzlichem Ernste, „denken Sie immer an das Heirathen?“

„Bisweilen, nicht oft,“ antwortete Nathalie etwas überrascht.

Das Stiftsfräulein schüttelte feierlich den Kopf.

„Ich wünschte, die Antwort wäre gewesen „„nie.““

„Ist es denn ein so gefährlicher Gedanke?“ fragte Nathalie lachend.

„Wenn ich Bemerkungen mache," sagte Tante Radegonde, sich mit dem Ausdruck der Beleidigung aufrichtend, „so wünsche ich, daß sie mit gebührendem Ernste aufgenommen werden: doch genug davon."

Das kleine Stiftsfräulein gehörte nicht zu denen, deren Vorwürfe Nathalien zum Trotze reizen konnten: weit entfernt. Sie erhob sich lebhaft, eilte zu Tante Radegondens Stuhle und sah gerührt und betrübt aus, wie sie es auch wirklich war.

„Ich glaubte nicht, etwas Unpassendes zu thun — wirklich nicht," sagte sie sehr ernst; „und Sie sind so gut," fügte sie in halb schalkhaftem, halb schmeichelndem Tone hinzu: „daß ich nicht glaube, Sie könnten lange zürnen."

„O Petite," antwortete das versöhnliche Stiftsfräulein, indem sie Nathalie auf das Kissen zu ihren Füßen niedersitzen hieß und ihr ernst ins Auge sah, während sie ihre Hand auf die Schulter des jungen Mädchens legte: „was mag mich wohl zu jedem jungen, schönen und glücklichen Mädchen, wie Sie, hinziehen? Und wenn Sie nicht gelacht, so würde ich Ihnen einen guten Rath gegeben haben."

„Für welchen ich jetzt ganz Ohr sein werde," sagte Nathalie beruhigend.

„Sie werden nicht die Erste sein, die das gethan," antwortete das Stiftsfräulein, mit einer gewissen Bedeutsamkeit; „sowenig als das erste heitere Kind, das so zu meinen Füßen saß und mir in das Antlitz sah," fügte sie in traurigem und leiserem Tone hinzu. Ihre Lippen zitterten und ihr Auge wurde wieder trübe.

„Und der Rath?" sagte Nathalie lebhaft.

Tante Radegonde richtete sich mit noch gewichtigerer Miene auf.

„Es gilt dem Wichtigsten, dem Folgenreichsten im Leben des Weibes — der Heirath! Aber vielleicht, Petite,

entschließen Sie sich noch, unverheirathet zu bleiben, wie ich?"

„Ist es nicht gut, für jeden Fall des Lebens vorbereitet zu sein?" fragte Nathalie ernst.

„Allerdings, Petite; nun, um mit einiger Methode zu verfahren, wollen wir diesen Rath unter drei Gesichtspunkte bringen, — nämlich bezüglich des Mannes, den Sie zu haben wünschen, der Sie zu haben wünscht, und den Sie haben sollten."

Ein muthwilliges Lächeln spielte um Nathaliens Lippen.

„Könnten wir diese drei Charaktere in einen verschmelzen?" fragte sie sehr ernst.

„Unmöglich!" rief das Stiftsfräulein, die durch diese heterodoxe Unterschiebung unangenehm berührt war; „es sind ja drei ganz verschiedene Persönlichkeiten. Der Mann, den Sie zu haben wünschen, sieht dies — sie sehen es immer — und er wird ein Tyrann: sie werden in solchen Fällen stets Tyrannen. Der Mann, der Sie zu haben wünscht, ist begehrlich, eifersüchtig und würde Ihr Leben verbittern. Aber der Mann, den Sie haben sollten, hat Achtung und Liebe für Sie, wie Sie wiederum Achtung und Liebe für ihn haben. Sie besitzen genau denselben Geschmack, dieselben Gefühle; stimmen stets überein, streiten sich nie mit einander — die Natur hat sie beide für einander geschaffen"

„Marraine," sagte Nathalie sehr lebhaft, „ich mag ihn doch nicht haben; er ist gut, ehrenwerth, ein ausgezeichneter Vetter, Bruder oder Onkel, alles, wozu ihn die Natur sichtlich bestimmt hat, aber ich will ihn doch nicht haben."

„Wen wollen Sie aber dann haben?" fragte das Stiftsfräulein sehr ernst.

„Nun, wenn ich wählen müßte, einen von den beiden Andern."

„Aber welchen von den Beiden?"

„Den, welchem ich gefalle," antwortete Nathalie, nach einer kurzen Pause des Nachdenkens, „es schmeichelt meiner Phantasie, stets beräuchert und angebetet zu werden — wie eine Art Hausgöttin."

„Nun," sagte Tante Radegonde mit einem Seufzer, „ich freue mich darüber, daß Sie wenigstens nicht den andern gewählt, denn er ist der schlimmste von den Dreien."

„Aber weßhalb ist er der Schlimmste?" fragte Nathalie, welche der Ernst unterhielt, mit dem sie von diesen eingebildeten Charakteren sprach.

„Weil Sie ihn lieben und er es weiß. Petite, Sie kennen diesen Mann nicht: er ist stolz, anspruchsvoll und würde selbst an einem Engel des Lichtes noch Fehler finden. Geben Sie einer Frau die Schönheit einer Göttin, die Weisheit eines Weisen, das Temperament eines Heiligen — er wird immer noch Fehler an ihr finden. Wenn sie einfach ist, sollte sie schön sein; wenn sie schön ist, so meint er, es sei nur eine flüchtige Schminke; wenn sie geistreich ist, nennt er sie eigensinnig; wenn sanft, blöde; wenn sie klug ist, findet er ihr Herz kalt; und albern, wenn sie etwas heiter ist."

„Welch ein mürrischer, unangenehmer Mann!" rief Nathalie ungehalten; „und doch, so stolz er auch ist," fügte sie nach einer Pause hinzu, „auch er könnte gebeugt werden."

„Sie kennen ihn nicht," sagte das Stiftsfräulein, ihren Kopf schüttelnd: „Sie kennen ihn nicht, Sie wissen nicht, wie eifersüchtig, wie anspruchsvoll die Liebe, der er gewürdigt wird, ihn gemacht hat. Lassen Sie uns einen fingirten Fall nehmen — ganz fingirt. Sie verstehen."

„Ja, fingirt; aber von ihm."

„Von ihm und einem jungen Mädchen — einem jungen Mädchen."

„Ja, einem jungen Mädchen. Soll sie schön sein?"

„Sehr schön."

„So schön — ich meine so hübsch als Ihre Tante Adelaide."

„Mehr, Petite, mehr, sie soll das schönste Geschöpf sein, das je ein Auge sah, so sanft und einnehmend, als lieblich."

„Wie, das ist sie alles und er liebt sie nicht?" rief Nathalie ungeduldig.

„Allerdings, Petite. Sie nicht lieben, wäre gegen die menschliche Natur. Ernst und zurückstoßend, wie er ist, wird er nie in demselben Tone mit ihr sprechen, in welchem er mit Andern spricht: er wird sie nicht mit demselben Blicke ansehen, wie Andere: aber es gibt Menschen, die so unerbittlich in der Liebe sind, als Andere im Hasse und er, Petite, ist einer von ihnen."

Sie sprach in leisem, nachdrücklichem Tone, Nathalie aber sah lächelnd zu ihr auf.

„Wenn sie ihn liebt und er sie liebt," sagte sie sanft, „wo kann da das Unglück herkommen?"

„O Petite," antwortete Tante Radegonde bekümmert, „Sie sind ein Kind und wie Kinder glauben Sie, es reiche hin, jung, hübsch und verliebt zu sein."

„Und warum wäre das nicht genug?"

„Weil viele Liebe ihn anspruchsvoll gemacht hat; er wird sie wie ein unerbittlicher Richter beurtheilen, der nichts vergibt."

„Doch wenn Zuneigung da ist, wird das Vergeben leicht."

„Nicht für ihn — nicht für ihn."

„So ist er also rachesüchtig."

„Nein; denn er rächt das Schlimme nicht; aber er vergibt es auch nicht."

„Aber was thut sie, das ihn verdrüßt? Sie wird doch etwas thun; was ist das?"

„Wir wollen etwas annehmen," sagte das Stiftsfräulein nach einer Pause; „denn Sie lassen leicht außer Augen, daß Alles nur fingirt ist."

„Natürlich — ganz fingirt."

„Nun denn, so wollen wir annehmen, er werde abgerufen; sie bleibt sorgenvoll und sich härmend zu Hause."

„Ich verstehe, ich verstehe," unterbrach sie Nathalie in ihrer ungeduldigen Weise, „er ist treulos, während sie, o, sie, ihn sehnlichst und unverdrossen erwartet. Er ist ein sehr schlechter Mann. Ich mag ihn durchaus nicht leiden," fügte sie mit großer Wärme hinzu.

Das Stiftsfräulein schien etwas verlegen.

„Nein, Petite, dem ist nicht ganz so. Sie wissen, sie liebt ihn; aber sie ist so sanft, so gut, daß sie sich selbst aufopfern würde; kurz, es ist eine alte Geschichte, sie muß versprechen, einen andern zu heirathen."

„Dann liebt sie ihn nicht!" rief Nathalie.

„Doch, sie liebt ihn; aber sie ist die nachgiebige Sanftmuth selbst. Er kehrt zurück, um sie zu retten; denn er kann sie retten: und obwohl der Mann, den sie ihr geben wollen, auch jung, schön, reich und verliebt ist, so möchte sie doch lieber ihren früheren Geliebten. Nun, was glaubst Du, daß er thun wird?"

„Er überläßt sie dem Schicksale, das sie gewählt," rief Nathalie, „und er thut wohl daran."

Eine Röthe überflog die Stirne des Stiftsfräuleins; die Hand, welche bisher auf den Schultern des jungen Mädchens geruht, wurde rasch zurückgezogen.

„Sie rechtfertigen ihn," sagte sie mit ziemlich ernstem Blicke; „Sie verdammen sie zum Unglücke."

„Unglück! Nein. Sie war zu schwach, ihn zu lieben und wird nun auch für das Unglück eine sehr schwache Empfindung haben; sie wird heirathen, eine Zeitlang unglücklich sein, dann sich trösten und vergessen."

„O, Sie richten das so ein, wirklich?" antwortete Tante Radegonde, mit einem traurigen und etwas bitteren Lächeln: „aber weßhalb sollte es mich in Staunen versetzen? Ich habe es immer bemerkt: die Jugend ist streng

und sehr hart. Nun denn, da Sie alles so gut verstehen, so sagen Sie mir, was wird aus ihm?"

„Er leidet, aber beklagt seine Vergangenheit nicht."

„Leiden! Wie kann er leiden? Hat er ihr nicht freiwillig entsagt?"

„Er entsagte ihr, weil er sich nicht nach der Frau an sich — sondern nach der Liebe der Frau sehnte. Wie konnte er sich um sie kümmern, nachdem sein Glaube — wie ihre Treue gebrochen war? Glauben Sie nicht, daß er gefühllos sei," fügte sie, immer wärmer werdend, hinzu. „O, er liebt noch, aber mit der brütenden, rachesüchtigen Liebe eines verletzten Herzens. Er beklagt bitter die Vergangenheit, aber er bereut nichts; er würde sie noch von sich stoßen, wenn auch sein Herz bräche oder schlimmer, ewig blutete."

Sie sprach so ernst, daß ihre Augen trüber wurden und ihre Lippen zitterten. Es entstand eine Pause.

„Petite," sagte das Stiftsfräulein in ihrem gewöhnlichen Tone, und ihre Hand wieder auf des jungen Mädchens Schulter legend, während sie sie gedankenvoll betrachtete: „Sie betrübten mich vorhin so sehr, daß ich Ihnen nicht mehr vergeben, Sie nicht mehr lieben zu können glaubte. Aber nun sehe ich, daß Sie aus Unkenntniß sprachen: wie sollten Sie auch die Wahrheit wissen? Sie lebten nicht so lange, als ich und sahen nicht das Traurige, was ich sah. Sie schrieben ihr die Herzlosigkeit des Mannes — ihm die ausdauernde, wenn auch eine Beleidigung lange nachtragende Liebe der Frau zu. Sein Herz brechen! Eines Mannes Herz brechen? Sie, unschuldiges Kind, wissen doch, daß sie es ist, die aus Kummer stirbt, — und er — ja er, der ruhig fortlebt. Doch, meine Kleine, Sie haben vielleicht noch Ihre eigenen Sorgen, Ihre eigenen Erfahrungen; seien Sie nicht zu streng."

„Das ist ja aber alles nur Phantasie, oder nicht?" fragte Nathalie zögernd.

„Wie, Sie dachten nicht, daß es Wahrheit sei, wirklich nicht?“ fragte lebhaft das Stiftsfräulein.

„Wie konnte ich?“

„Allerdings, nein, Sie konnten das nicht.“

„Nun, da es nur Phantasie ist,“ sagte Nathalie, „was beweist es? Er!“ sie lächelte, als sie dieses Wort emphatisch betonte, „er ist der Eckstein Ihres Gebäudes; nehmen Sie ihn weg, so fällt das Ganze ein. Nun, da er keine wirkliche Persönlichkeit ist — “

„Petite,“ unterbrach das Stiftsfräulein, „er ist keine eingebildete Persönlichkeit.“

„Er ist das nicht!“

„Nein. Erinnern Sie sich noch, daß ich Ihnen einst von einer gewissen Person sprach?“

„Die Sie „diese Person“ nannten,“ fiel Nathalie lebhaft ein.

„Er und jene Person sind sich sehr ähnlich; und die Frau, die jener Person das Herz bricht, ist noch nicht geboren und wird nie existiren.“

„Glauben Sie?“ sagte Nathalie sinnend.

„Ich weiß es. Nein, mehr; ich hatte immer das Vorgefühl, kein Weib könnte oder würde ihn lieben, sie würde mehr Furcht, als Liebe ihm gegenüber fühlen. Ich bin nicht abergläubisch, Petite, obgleich ich es leicht sein könnte, da ich manche außerordentliche Träume und Vorgefühle hatte, die mich niemals täuschten. Aber ich glaubte immer an diese Ahnung; ja, obgleich er weder Narr, noch Feigling war, noch sonst etwas, was die Frauen aus Instinkt hassen, so fühlte ich doch immer, daß er nie Liebe einflößen könne.“

„Aber weßhalb?“

„Weil er zu stolz, zu unbeugsam war, uns die Huldigung darzubringen, auf welche die Natur uns gerechte Ansprüche gegeben,“ antwortete das Stiftsfräulein, ihre kleine Gestalt mit der ganzen Majestät weiblicher Würde aufrichtend.

Um Nathaliens Lippen spielte ein stolzes Lächeln.

„Wie! so stolz sollte er sein?“ sagte sie verächtlich. „Ich möchte ihn gedemüthigt sehen — ja, tief gedemüthigt.“

„Das werden Sie doch nicht wollen, Petite,“ versetzte das Stiftsfräulein rasch.

„Weßhalb nicht?“ fragte Nathalie rasch.

„Erstens, weil er sich nicht wird demüthigen lassen; zweitens, weil er uns nicht besuchen wird. Sie dürfen nicht glauben, Petite,“ fügte sie, lächelnd über die momentane Enttäuschung, hinzu, welche sich auf Nathaliens Zügen aussprach, „daß ich so indiskret sein würde, in so besondern Worten eine Persönlichkeit zu beschreiben, die Sie wieder erkennen könnten. Nein, ich bin sehr verschwiegen; und nehmen Sie mein Wort, Sie werden „diese Person“ in keinem von unsern Gästen wiederfinden.“

Nathalie sah auf und lächelte ganz eigenthümlich.

„Ich werde auch nicht Vergleichungen anstellen,“ antwortete sie ruhig.

„Nein, thun Sie das nicht; sondern folgen Sie meinem Beispiel und lassen Sie sich Zurückhaltung als Lebensregel dienen. Und, Petite,“ fügte sie ernst hinzu, „wollen Sie sich den Rath nicht in Ihrem Herzen bewahren, den ich Ihnen über den wichtigsten, folgenreichsten Punkt im Leben der Frau — über die Heirath gab? Erinnern Sie sich! drei Gesichtspunkte: der Mann, den Sie zu haben wünschen (wie ich Ihnen gezeigt, der Allerletzte, den Sie haben sollten): der Mann, welcher Sie zu haben wünscht; und der Mann, — merken Sie sich das, Petite — der Mann, den Sie haben *sollten*.“

„Den ich aber durchaus nicht haben will,“ fiel Nathalie lebhaft ein. „Nein, wirklich, ich kann nicht,“ fügte sie sehr ernst hinzu, als sie den bekümmerten Blick des Stiftsfräuleins sah; „ich gebe Ihnen mein Wort, ich kann nicht. Er ist ein guter, ehrenwerther Mann — viel zu gut für mich, ich weiß, ich sollte ihn lieben, mais c'est

plus fort que moi," fügte sie, mit einer sehr entschieden abweisenden Bewegung der Hand hinzu.

Das Stiftsfräulein machte etwas verdrüßlich Einwendungen; „er sei," erklärte sie, „der einzige Gute von den Dreien." Aber Nathalie war empört und wollte durchaus nichts von ihm hören.

Der Streit dauerte lang und war noch nicht ganz vorüber, als sie zu ihrem frühen und stillen Mittagsmahle gerufen wurde. Der Gegenstand war fallen gelassen und wurde nicht wieder aufgenommen.

Zehntes Kapitel.

Der Abend war hereingebrochen: das Stiftsfräulein schlief in ihrem Armstuhl neben dem Kamine ein, während Nathalie in dem Zimmer einherging und die verschiedenen Schätze an versteinerten Vogelnestern, Miniaturkästchen, feenhaft aussehenden Körbchen und Stücken alten chinesischen Porzellans bewunderte, welche in dem kleinen Boudoir aufgehäuft waren. Nachdem sie ungefähr eine halbe Stunde geschlafen, wachte Tante Radegonde auf; zu ihrem Verdruß war das Feuer ausgegangen; das Zimmer schien leer.

„Petite, wo sind Sie?" rief sie in etwas ärgerlichem Tone.

Die rosenfarbigen Vorhänge öffneten sich und Nathalie stand lächelnd vor ihr.

„Ich kam her, als Sie einschliefen."

„Als ich einschlief!" rief das Stiftsfräulein in gereiztem Tone. „Ich schlief nicht, Petite; aber ich sinke

oft nach dem Mittagessen in tiefes Sinnen und namentlich diesen Abend war dies der Fall. Was thaten Sie an dem kalten Fenster?" fügte sie hinzu, als Nathalie ihren Sitz wieder einnahm.

„Ich beobachtete den Wind."

„Beobachteten den Wind, Petite? wie Sie sprechen? der Wind ist unsichtbar."

„Nicht so unsichtbar, daß er sich nicht, wie geheimnißvolle Leute, durch seine Thaten verriethe. Deßhalb beobachtete ich ihn, wie er um die Ecke des Thurmes sauste."

„Und was sagte der Wind?"

„Gewiß sehr wunderbare Dinge, die ich aber, da ich keine Fee bin wie Sie, nicht verstehen konnte; aber ich kann Ihnen sagen, was er that; er rüttelte an den Kaminen, warf ein bis zwei Blumentöpfe von einem oberen Stockwerke herab, bat mit weicher, mitleiderregender Stimme durch dieses Fenster eingelassen zu werden und da dies nicht geschah, verschwand er wehklagend in der Allee und zerbrach tückisch einige von den Zweigen dieser großen Bäume."

„Ah, mon Dieu!" sagte das Stiftsfräulein mit dem Ausdruck des Mißbehagens, „was für eine stürmische Nacht. Der Wind ist mir zuwider; er klingt so traurig."

„Und doch will es hier noch gar nichts sagen," bemerkte Nathalie lächelnd. „Ich erinnere mich eines alten Schlosses in der Provence, das diesem hier nicht unähnlich war, nur stand es am Meere und war nicht bewohnt, außer von einer alten Haushälterin, die mich nach Belieben umherstreifen ließ, denn ich war damals noch ein Kind und ihr Liebling. Dort befand sich eine lange Gallerie, ehemals eine Gemäldegallerie, damals aber beinahe ganz leer und sehr traurig; hier schien der Wind seine eigenthümlichen Feste zu halten und niemals hörte ich seit jener Zeit etwas so Unirdisches wieder. Ich weiß nicht, wie es kam, aber der Ton schien immer hinter mir herzukommen. Ich ging bisweilen sehr langsam und lauschte, denn Seine Wind-

schaft traten oft so zierlich auf, wie ein Dämchen. Dann beschleunigte er plötzlich seine Schritte und ich that desgleichen; wir erreichten die Thüre gleichzeitig; ich eilte hinaus, ohne noch einmal hinter mich zu sehen, und flog athemlos zwischen Freude und Furcht die Treppen hinab."

„So fürchteten Sie sich also?"

„Tödtliche Furcht hatte mich ergriffen; darin aber lag der Reiz. Diese Gallerie war für mich wie eine am Kamine erzählte Geistergeschichte oder eine Racli-Romanze, die bei einem einsamen Lichte im Bette gelesen wird. Der alte Garten mit seinem Reichthum an Pappeln war beinahe eben so anziehend: es war entzückend, in ihrem tiefen Schatten zu stehen, auf das Rauschen der Wipfel zu lauschen und wenn der Wind stärker wurde und die Allee hinabbrauste, zu fühlen, wie er mein Haar zurückwehte und mich kaum zu Athem kommen ließ. O! unsere Provence ist reizend; und wie oft habe ich mich in dem langweiligen Schulzimmer der Mademoiselle Dantin hinweggesehnt nach jener einsamen Allee mit dem dichten Laubboden, um nur eine kurze Viertelstunde lang wieder dem Wind und den Pappeln zu lauschen."

„Petite," sagte das Stiftsfräulein, sich vorbeugend, „Sie sollten nicht so sprechen, Sie regen sich auf."

„Es ist der Wind," antwortete Nathalie heiter.

„Ach!" bemerkte Tante Radegonde sinnend, „Sie sind wie mein Kätzchen, Minette; das arme Ding wird auch immer bei windigem Wetter munter."

„Bin ich heute Abend munter?" fragte Nathalie mit erröthenden Wangen und leuchtenden Augen.

„Allerdings: und Sie wieder in ruhige Stimmung zu versetzen, will ich Ihnen dieses Strickzeug geben, um es zu Ende zu bringen."

Nathalie nahm das Strickzeug, welches die gewünschte Wirkung auf ihre aufgeregten Geister zu haben schien, denn es währte nicht lange, so war sie in eine tiefe Träumerei versunken, und das ruhige Geplauder der Tante Radegonde

erreichte zwar ihr Ohr, drang aber nicht weiter. Ungefähr eine Stunde war auf diese Weise verflossen, als ein Diener von Herrn von Sainville kam und fragte, ob seine Tante ihn empfangen wolle. Nathalie war so sehr in ihre Strickerei mit Aug und Sinn versunken, daß sie nicht aufsah; die Tante schien etwas beunruhigt.

„Gewiß," antwortete sie lebhaft, „wir werden uns freuen, Herrn von Sainville zu sprechen. Sie sehen, Petite," fügte sie hinzu, indem sie sich an Nathalien wandte, als der Diener das Zimmer verlassen, „Sie sehen, wie ehrerbietig Armand ist; ich versichere Sie, er würde mein Zimmer niemals ohne meine besondere Erlaubniß betreten."

Kurz darauf vernahm man Schritte auf der Treppe, die Thüre öffnete sich und Herr von Sainville trat ein. Der Tisch wurde zur Seite gerückt, um einen Stuhl für ihn zwischen seine Tante und Nathalien stellen zu können; trotz allem, was Rose gesagt, blieb das junge Mädchen kalt und gemessen. Es schien jedoch diese Thatsache keinen sehr peinlichen Eindruck auf ihren Muth zu machen; seine Worte waren beinahe ausschließlich an die Tante gerichtet; und das Gespräch betraf zu Nathaliens großem Verdrusse das Resultat der Ernte und den Stand der Felder; von diesem Punkte ging man zuletzt zu dem poetischen des Gartenwesens über.

„Mademoiselle Montolieu," sagte Herr von Sainville endlich, sich plötzlich an Nathalien wendend, „ich ließ einige Blumen in die Mitte des Grasplatzes pflanzen, wie Sie für gut fanden; aber sie sehen zu heiter neben den dunkeln Eiben aus; es scheinen wirklich ganz unsympathetische Naturen; haben Sie sie gesehen? Was halten Sie von ihnen?"

„Ich habe sie gesehen, mein Herr, und sie gefallen mir durchaus nicht," antwortete Nathalie.

„Sind Sie der Ansicht, daß ich sie wieder wegbringen lassen soll?"

„Nein, mein Herr, ich glaube, sie sollten stehen blei-

ben, um jedem die gute Lehre zu geben, wie gefährlich es sei, Unwissende um Rath zu befragen und ihn zu befolgen."

Sie sprach so bescheiden, wie eine Nonne; sie blickte nie zu Herrn von Sainville auf, um zu sehen, wie er ihre Worte aufnähme; da sie jedoch Tante Radegonde gegenüber saß, konnte sie dem erstaunten Blicke derselben nicht ausweichen. Es entstand eine Pause. Das Stiftsfräulein schien unangenehm berührt.

„Wie stark der Wind weht," bemerkte sie endlich, um das Gespräch wieder anzuknüpfen. „Hörst Du den Wind gerne, Armand?"

„Den Wind, Tante?" erwiederte er sinnend. „O ja, ich glaube, ich gab mich als Knabe solchen Träumereien hin."

„Ah! nun, Petite liebt ihn sehr; sie lauschte eine ganze Stunde diesen Abend auf ihn."

„Sie hören ihn gerne?" fragte Herr von Sainville Nathalien forschend.

„Wenn ich nichts Besseres zu thun habe, so mag ich ihn wohl leiden," bemerkte sie einwerfend.

„Sie liebt ihn schwärmerisch," fuhr das Stiftsfräulein fort, ohne Nathaliens verdrüßlichen Blick zu bemerken; denn es lag etwas eigenthümlich Unangenehmes für sie darin, auf diese Weise zum Gesprächsgegenstand für Herrn von Sainville gemacht zu werden. „Ja, allerdings," fuhr Tante Radegonde fort, welche sich eines so bequemen Gesprächsgegenstandes zu sehr freute, um ihn so rasch wieder aufzuheben. „Ja, allerdings. Es stand ein altes Schloß am Meere, irgendwo in der Provence, mit einer öden Gallerie und einem alten Garten, wo sie gewöhnlich spazieren ging und stundenlang dem Winde lauschte."

„Mademoiselle Montolieu ist romantisch," sagte Herr von Sainville mit einem eigenthümlichen Lächeln.

„Romantisch, ja das ist sie. Du hättest sie heute in dem Treibhause hören sollen, sie schuf alle Blumen in

Damen um, — gab ihnen Namen und schilderte ihre Charaktere."

„Das ist ja ganz romantisch," fuhr ihr Neffe fort. „Glücklicher Weise," fügte er hinzu, da er vielleicht bemerkte, wie Nathaliens Verdrüßlichkeit zunahm, „hat sie das Alter noch nicht erreicht, wo die Romantik verboten ist." —

„O!" sagte Nathalie lebhaft, „ich will von dieser Entschuldigung keinen Gebrauch machen. Ich sollte wohl natürlich vernünftiger sein, da ich achtzehn Jahre bin," fügte sie etwas zögernd hinzu, und war unfähig, dem Versuche widerstehen zu können, Herrn von Sainville diese wichtige Thatsache mitzutheilen. Sie sprach überdies in einem Tone ruhiger Würde, die ihm das einflößen sollte, was er, trotz aller seiner Höflichkeit, ihrer festen Ueberzeugung nach, nicht für sie fühlte — den gebührenden Grad von Achtung.

„Wirklich!" sagte er sehr ernst. „Achtzehn! O! natürlich das ändert die Sache sehr. Achtzehn! In diesem Alter reifer Vernunft und reicher Erfahrung ist die Romantik des Lebens vorüber."

Nathalie erröthete tief, wagte jedoch nicht, ihr Auge von der Arbeit zu erheben: allem Anschein nach war sie wirklich damit einzig und allein beschäftigt.

„Mein liebes Kind," rief das Stiftsfräulein in dem Tone des Entsetzens, „woran denken Sie denn? Sie lassen ja alle Maschen fallen."

„Ach nein!" antwortete Nathalie lebhaft, „es ist alles richtig, wie ich es machte."

„Wie, alles richtig! Petite, ich sah es ja, wie Sie die Maschen fallen ließen. Zeigen Sie doch. Da, sehen Sie," fügte sie hinzu, als Nathalie ihre Arbeit widerstrebend zurückgab. „Ah, mon Dieu!" fuhr sie mit sichtlicher Bestürzung fort, „es ist alles falsch. Petite! Petite! wo müssen Ihre Gedanken in der letzten halben Stunde umhergeschweift sein?"

„Nirgends, gewiß nirgends," sagte Nathalie sehr lebhaft, „aber das Versehen wird bald wieder gut gemacht sein," fügte sie hinzu, und die Arbeit aus den Händen des Stiftsfräuleins nehmend, zog sie die Nadeln heraus und löste entschlossen das Ganze auf.

Tante Radegonde betrachtete sie mit Erstaunen.

Die stolze Stirne des jungen Mädchens überzog eine leichte Wolke; ihre Wangen waren geröthet, ihre Lippen zusammengepreßt: sie bot ein nicht unanziehendes Bild des Aergers dar, als sie so am Kamine mit halb abgewandtem Gesichte stand, während ihre Hände eifrig beschäftigt waren, ihre frühere Arbeit aufzulösen, um jede Spur ihres Versehens auszulöschen.

„Nehmen Sie sich in Acht, Petite, nehmen Sie sich in Acht!" sagte das Stiftsfräulein beruhigend: „machen Sie die Sache nicht zu rasch und lassen Sie sich nicht so leicht außer Fassung bringen. Sie werden sicherlich noch größeres Unglück im Leben kennen lernen, als ein verworrenes Strickzeug. Ach, was Sie doch ein seltsames Mädchen sind," fügte sie hinzu, als Nathaliens halb abgewandtes Gesicht ein schelmisches Lächeln überflog, „da lacht sie schon wieder; und kaum war es noch, als wollte sie weinen. Der Wind muß sie wohl so veränderlich machen; sie gestand mir, daß er sie so lustig stimme, als mein Kätzchen." Diese Worte waren vertraulich an Herr von Sainville gerichtet.

„Madame," rief sie lebhaft, „Sie sagten —"

„Ich, nein."

„Aber welche Eigenthümlichkeit," bemerkte Herr von Sainville, sich an Nathalien wendend, „hat wirklich der Wind einen so seltsamen Einfluß auf Sie, Mademoiselle?"

Nathalie, welche ihren Sitz wieder eingenommen hatte, legte die Arbeit in den Schooß, sah den Sprecher an und sagte mit großem Ernste:

„Welchen seltsamen Einfluß, mein Herr?"

„Wirkt er auf Ihre Lebensgeister, oder vielmehr —

ich spreche leider aus praktischer Kenntniß des Temperaments Minettens — auf Ihre Stimmung? Bitte, entschuldigen Sie diese Frage; aber sie ist ein interessantes psychologisches Problem."

War dies ernstlich gemeint, oder war es nur ein Scherz? Nathalie wußte es nicht: jedenfalls richtete sie sich mit dem Ausdruck beleidigter Würde auf, aber es gelang ihr nicht; ein Lächeln blitzte aus ihren schwarzen Augen und ein unaussprechliches Lächeln spielte um ihre Mundwinkel — vergeblich suchte sie Beides zu unterdrücken.

„Nein," antwortete sie mit gezwungenem Ernste: „der Wind hatte diesen Einfluß auf mich, als ich ein Kind war, jetzt ist er natürlich ohne Wirkung auf mich."

„Ah! natürlich," sagte Herr von Sainville lächelnd; „Gefühl und Temperament sind in dem reifen Alter von achtzehn Jahren so ruhig und gesetzt geworden."

„Mein liebes Kind," rief das Stiftsfräulein in bewegtem Tone, „legen Sie das Strickzeug nieder, sonst erleben wir noch ein Unglück."

Nathalie ließ das Strickzeug fallen, als brenne es in ihren Händen; kaum war es aber wieder in Tante Radegondes Verwahrung, als das junge Mädchen rief:

„Was soll ich thun? Ich kann nicht so müßig dasitzen."

„Sie sind fleißig," sagte Herr von Sainville.

„Fleißig! o durchaus nicht," rief Nathalie mit einem Blicke und einem Tone, die die vollständigste Verachtung des Complimentes in sich schloßen; „ich kann das Müßiggehen nicht leiden, bloß weil ich mich dabei ennuyire."

„Sie haben in dieser Hinsicht ganz recht," sagte Herr von Sainville, bei dem Nathalie den Wunsch, sie zu necken, zu entdecken glaubte — ein Verdacht, der ihrer kindlichen Eitelkeit nicht ganz unlieb war; „glauben Sie nur, Ennuy war die Schlange, welche Eva sogar im Paradiese verführte."

„O! Eva und die Schlange!“ rief das Stiftsfräulein, welche nur die letzten Worte beachtet hatte; „ach! wie schade, daß Eva nicht zurückhaltender war.“

„Wie Sie wohl gewesen?“ bemerkte ihr Neffe lächelnd.

„Das will ich nicht sagen,“ antwortete Tante Radegonde vorsichtig; „es ist unklug, zu prahlen. Aber ich glaube doch wohl, daß ich zurückhaltender gewesen wäre. Was halten Sie von sich, Petite?“

Nathalie schüttelte zweifelnd den Kopf.

„O gewiß würden Sie es gewesen sein,“ beharrte Tante Radegonde; „bist Du nicht auch der Ansicht, Armand?“

„Natürlich,“ antwortete Herr von Sainville hinwerfend, der die Revue aufgenommen und darin blätterte.

„Sie haben eine zu gute Meinung von mir, Madame,“ sagte Nathalie dem Stiftsfräulein etwas kalt; „ich würde ganz wie Eva gehandelt haben.“

„Petite, das können Sie nicht sagen.“

„O doch, denn ich habe schon so gehandelt,“ war die mehr rasche, als vorsichtige Antwort, was Nathalie wohl auch fühlte, denn sie sah etwas verlegen aus, als die unbesonnenen Worte ihren Lippen entschlüpft waren.

„O!“ sagte das Stiftsfräulein sehr erstaunt.

Herr von Sainville legte das Buch nieder, drehte sich langsam auf seinem Stuhle um und betrachtete Nathalien mit seinem ruhigen, durchdringenden Blicke.

„Sie haben die verbotene Frucht gekostet?“ sagte er endlich.

Nathalie zögerte einen Augenblick, sagte jedoch dann „Ja“.

„Und bitte — ich frage zu meiner Belehrung — wie schmeckte sie?“

„Wie die Erfahrung meiner Ansicht nach immer schmeckt, bitter.“

„Und wie fühlten Sie sich nachher?“

„Heiß und fieberisch."

„Petite!" fiel das Stiftsfräulein ein, welche sich von der Freiheit der Selbstanklage Nathaliens unangenehm berührt fühlte; „wie können Sie kindischen Ungehorsam um einer verbotenen Delicatesse willen mit dem großen Vergehen Evas vergleichen. Es gelüstete sie, wie Sie wissen, nach der verbotenen Erkenntniß?"

Nathalie wollte jedoch von dieser Entschuldigung keinen Gebrauch machen, vielleicht weil sie sie verschmähte; vielleicht aber auch, weil das leichte Lächeln, das um Herrn von Sainvilles Lippen spielte, ihr sagte, daß sie nicht entlastend sei.

„Und doch, dies war auch mein Zweck," sagte sie lebhaft; „denn gute Früchte hatte ich in Menge und deßhalb schätzte ich sie nicht; aber Erkenntniß, Erkenntniß des Guten und Bösen, — verbotene Erkenntniß war, um ihrer Seltenheit willen, anlockend."

„Nun," sagte Herr von Sainville, „Sie sind zum mindesten offen in dieser Hinsicht, und wirklich," fügte er nach einer Pause hinzu, „Sie sprechen, als wenn der Geschmack des Apfels noch auf Ihren Lippen läge."

„Sie spricht sehr unbesonnen," sagte die Tante steif.

„Bitte," fuhr Herr von Sainville fort, ohne sie zu beachten, „in welcher Gestalt erschien Ihnen die Schlange?"

Nathalie begegnete seinem scharfen Blicke mit der größten Ruhe.

„Es war keine Schlange dabei," antwortete sie lächelnd, als ihn diese Entgegnung zu überraschen schien.

„O! also ein Act Ihres freien Willens," bemerkte er etwas trocken; „um so besser."

„Keine Schlange! dann war es auch nicht wie bei Eva," fiel das Stiftsfräulein ein.

Nathalie antwortete nicht.

„Mademoiselle Montolieu," sagte Herr von Sainville, „Sie sind wirklich grausam. Nachdem Sie die Neu-

gierde meiner Tante bis auf diesen Grad gereizt, halten Sie plötzlich inne."

„Meine Neugierde, Armand; meine Neugierde, Herr von Sainville!" rief das Stiftsfräulein, mit sichtlichem Unwillen ihr Strickzeug niederlegend; „nun, wenn ich auf etwas stolz bin, so ist es darauf, daß ich nicht neugierig bin."

„Hoffentlich sind Sie es auch in diesem Falle nicht, Madame," sagte Nathalie ernst, „denn die ganze Geschichte ist so kindisch, daß ich Sie versichere, sie läßt sich gar nicht erzählen."

„Nun, was ist es denn, Petite?" fragte plötzlich das Stiftsfräulein, welche ganz vergaß, daß sie nicht neugierig war, „war es eine Frucht, die Sie kosteten?"

„Ja, eine Frucht."

„Und was für eine Frucht?"

„Den Nachtschatten."

„Wie, das ist ja eine giftige Beere; wußten Sie das?"

„Ja, ich wußte es."

„Und aßen es doch," sagte das Stiftsfräulein mit sichtlichem Erstaunen.

„Tante," fiel ihr Neffe ein und sah von der Revue auf, welche er wieder in die Hand genommen, „siehst Du nicht, Mademoiselle aß diese Beere, weil sie giftig war, was eine große Aehnlichkeit mit Eva beweist."

Nathalie sagte nichts. Das Stiftsfräulein fuhr fort:

„Was konnte Sie dazu veranlassen, Petite?"

„Die reine Einfalt; eine Grille — eine Neigung."

„Neigung für giftige Beeren?" fuhr Tante Radegonde fort, „wie seltsam!"

„O!" antwortete Nathalie zögernd, die jetzt des Gegenstandes überdrüssig zu werden schien, „nicht gerade weil sie giftig waren; aber ein alter Matrose, der im Oriente gewesen, beschrieb mir einst eine Frucht, welche dort wachse und wie er sagte, die herrlichsten Verzückungen verursache.

Ich schloß in meiner Thorheit, es sei dies der Nachtschatten, welcher in unserem Garten wuchs — eine verlockende, süß aussehende, heimtückische Frucht: am nächsten Tage ging ich hinab —"

„Und pflückten Sie natürlich," sagte Herr von Sainville. —

„O nein," antwortete Nathalie kalt; „ich nahm mir Zeit zum Ueberlegen. Ich wußte, die Frucht war giftig, doch glaubte ich, bei mäßigem Genusse würde sie wohl nicht schädlich sein; kurz," fügte sie mit einem reuevollen Seufzer hinzu, „ich aß."

„Und was war der Erfolg?" fragte Herr von Sainville. —

„Eine Woche lang Durst, Schwindel und Fieber," antwortete Nathalie, mit einem halb reuevollen, halb komischen Blicke! „wenn ich wenigstens in die erwartete Verzückung gefallen wäre, so würde ich mich nicht beklagen; aber ich hatte nichts als Schmerzen — keine Freude."

„Ich hoffe, Sie waren sehr betrübt," sagte das Stiftsfräulein ernst.

„O nein, nur in meiner Erwartung getäuscht."

„Aber Sie wußten doch, Petite, daß es sehr unrecht war, was Sie thaten."

„Unrecht! wie so? Wenn ich die Beeren nicht gegessen, würde ich mich bis auf den heutigen Tag nach ihnen sehnen, während mich jetzt alle Beeren der Welt nicht in Versuchung zu führen vermögen."

„Ein kluger Schluß," bemerkte Herr von Sainville, „der, wenn er auf wichtigere Dinge angewendet würde, sicher neue Prinzipien der Ethik begründen müßte."

„Nun, Petite," bemerkte das Stiftsfräulein vermahnend, „Sie werden nicht wieder so handeln; nicht wahr?"

„Tante," unterbrach ihr Neffe mit einem eigenthümlichen Lächeln, „Sie machen vergeblich Vorstellungen: Mademoiselle Montolieu hat den Apfel nur versucht, sie wird doch zu ihm zurückkehren."

Nathalie erröthete tief, aber es lag nicht in ihrer Natur, sich einschüchtern zu lassen. Sie hatte bald ihre Fassung wieder gewonnen, und antwortete aufsehend: „Nein wenigstens nicht zu diesem Apfel."

„O! dann werden Sie es mit einem andern versuchen."

„Vielleicht, ich kann es noch nicht mit Gewißheit sagen." Nathalie sprach mit scheinbarer Gleichgültigkeit, aber trotz ihrer gewöhnlichen Beredtheit fühlte sie sich doch sehr verwirrt und verlegen.

„Mademoiselle," fuhr ihr unerbittlicher Wirth fort, „Sie haben den interessantesten Theil Ihrer Geschichte vergessen. Wie alt waren Sie, als Sie die Beeren aßen?"

Nathalie bückte sich, um zu sehen, ob das Feuer, das niedergebrannt, wieder angefacht werden könne und antwortete nicht. Ihr Gesicht war dunkelroth, als sie wieder aufsah; sie begegnete bei dieser Bewegung dem Blicke des Herrn von Sainville, der mit dem Ausdruck gespannter Erwartung auf ihr ruhte.

„Es war vor einigen Jahren," sagte sie endlich.

„Gewiß waren Sie damals noch ein reines Kind," bemerkte das Stiftsfräulein geschäftig.

Herr von Sainville lächelte.

„Ich vermuthe," bemerkte er ruhig, „daß ein bloßes Kind nicht an solche Dinge gedacht hätte. Mademoiselle Montolieu hatte sicher damals das Alter, in welchem man Erfahrungen macht, erreicht: ich meine dreizehn oder vierzehn. O, ich weiß es," fügte er hinzu, als Nathalie ihn verwundert ansah.

„Ja es war ungefähr damals," sagte sie hinwerfend; aber so gleichgültig sie auch auszusehen suchte, so wünschte sie doch von ganzem Herzen, daß Eva's Apfel und Nathalie Montolieu's Beeren an diesem Abend nicht erwähnt worden wären.

Nathalie litt an einer Schwäche, die bei Mädchen von lebhaftem Geiste und großer Unvorsichtigkeit oder

geringer Erfahrung gewöhnlich ist: sie wußte nicht, daß es tausend Dinge gibt, die ein Frauenzimmer, namentlich ein junges, nicht sagen darf, wenn sie nicht für eitel, anmaßend und selbst unzüchtig gelten will. Aber die Mischung von Leichtigkeit, Selbstbeherrschung und Anstand, welche die Welt von der Jugend verlangt, ist ihr nicht natürlich eigen; sie macht auch keinen angenehmen Eindruck, weil sie von einer gemachten Frühreife zeugt. Der Reiz des Weibes steht dem unerfahrenen Mädchen nicht, sie hat ihre eigene Anmuth, die sich nach dem Temperamente abstuft — denn im Ganzen ist das Temperament ihre Quelle — und die, welche in der Unmittelbarkeit ihres Herzens jedem flüchtigen Gedanken Worte gibt, ist nicht weniger rein in ihrem Wesen, als die, welche in ihrer Schüchternheit vor jedem Blicke erröthet. Nathalie war sicherlich nicht eitler, als die meisten schönen Mädchen ihres Alters; sie war in ihrer südlichen Lebhaftigkeit und Offenheit des Wortes und der Manieren nicht weniger unschuldig, als die ruhigen und zurückhaltenden Mädchen der Normandie. Sie hätte jedoch Beidem wohl einen Zügel anlegen können, ohne sich dadurch zu schaden, und würde es gewiß auch gethan haben, wenn sie nicht von Mademoiselle Dantin so hart darum getadelt worden wäre. Die Vorsteherin verlangte, daß sie weniger sprechen und lachen solle, und deutete merklich darauf hin, daß es höchst unanständig sei, mit so unnöthiger Heftigkeit die Treppen auf und ab zu laufen, wie Nathalie, welche kaum ruhig durch das Zimmer gehen oder sich nicht bewegen konnte, ohne sich in einem Sprunge zu erlustigen. Diese übellaunigen Vorstellungen, die immer mit einem Vorwurf über ihre südliche Abkunft verbunden waren, welcher Mademoiselle Dantin gerne ihre verschiedenen Fehler aufbürdete, reizten Nathalie nur und bestärkten sie in ihrem festen Entschlusse, sich nicht zu bessern: provinzieller Patriotismus und der Geist des Widerspruchs geboten Widerspruch, ein Befehl, dem treulich

nachgekommen wurde. Aber dieser rebellische Geist schützte sie doch nicht vor einer gewissen Furcht der allgemeinen Meinung — dem Tyrannen der Jugend. Um Mademoiselle Dantin kümmerte sie sich nicht: sie wußte, daß sie ungerecht war, doch wollte sie nicht bei andern für keck und unweiblich gelten: und dies war es auch, was sie an diesem Abend beunruhigte.

„Was hat sie gesagt? lautete ihr Monolog. War viel Unpassendes in ihren Worten? Hat sie nicht in einer Art von Gereiztheit und absichtlicher Verwegenheit sich von einem Geständniß zum andern hinreißen lassen, bis sie so viel ausgeplaudert, als Herr von Sainville gar nicht mal hören wollte. Was gingen ihn die Beeren an, die sie aß, die Versuche, die sie machte, und die Schlüsse, die sie zog? Auch er zog wahrscheinlich seine eigenen Schlüsse. All' das tolle Geplauder mußte ihm eine gute Meinung von ihr beibringen: sie biß sich in die Lippen und wünschte er wäre ihr Zeuge gewesen. Er sah ernst aus; sicherlich um ihretwillen, er hielt sie wohl für ein sehr voreiliges und anmaßendes Mädchen und bedauerte, daß sie je sein Gast geworden. Nun, was dieß betraf, so brauchte er sich dadurch nicht beunruhigen zu lassen, — sie würde bald gehen; denn sie hatte nicht die Absicht, an einem Orte zu bleiben, wo sie ihre Gedanken nicht frei äußern durfte."

Mit diesem stolzen Entschlusse endigten die Reflexionen Nathaliens, die — wie die meisten stolzen und hochmüthigen Personen, immer einen Vorrath von kleinen Streitigkeiten in Bereitschaft hatte. Sie bemerkte jetzt, daß das Zimmer in tiefe Stille versunken war; denn seit ihrer letzten Bemerkung hatte Niemand gesprochen. Sie setzte sich zurück auf den Stuhl und stützte eine Wange auf ihren Arm, während ihre Stirne sich umwölkte, ihre Augen an dem Boden hafteten, auf dem ihr Fuß mit Ungeduld und Zorn trommelte. Obwohl Herr von Sainville die Revue niedergelegt, schien er doch nicht im Sinne zu haben, das Schweigen zu brechen. Das Stiftsfräulein strickte

mit ihrem gewöhnlichen Eifer; dann und wann sah sie jedoch auf, da ihr das Schweigen unpassend erschien. Sie lachte, um das Gespräch wieder in den Gang zu bringen; da jedoch dieser Versuch mißlang, so sank sie wieder in ihr Schweigen zurück: ihr Blick suchte jedoch ihren Neffen und von ihm zu Nathalien schweifend, blieb er endlich auf dem jungen Mädchen ruhen.

„Mon Dieu! wie seltsam!" rief sie in ihrer raschen Weise, indem sie ihr Strickzeug niederlegte, während sie sprach: „ich wundere mich, daß ich es noch nicht früher bemerkt."

Nathalie und Herr von Sainville sahen auf.

„Es ist wirklich außerordentlich," fuhr sie fort, „namentlich wenn man bedenkt, daß keine Verwandtschaft zwischen Beiden existirt. Glaubst Du, Armand, daß die Montolieus je mit den Sainvilles verwandt waren?"

„Nein," antwortete Herr von Sainville mit vollkommenem Ernste, „ich glaube nicht."

Nathalie erröthete und schien entrüstet; Tante Radegonde demüthigte sie, ohne es zu wollen. Sie wußte nur zu wohl, daß Montolieu nicht ein Name war, der mit einem der ersten Namen der Provinz in verwandtschaftlichem Bezügnisse stehen konnte; und wie demokratisch sie auch dem Gefühle nach war, was sie auch theoretisch für Ansichten haben mochte, so hielt sie doch streng auf alle sozialen und aristokratischen Unterschiede.

„Bemerken Sie es, Petite?" begann das Stiftsfräulein wieder: „sahest Du es, Armand? Deßhalb schien mir ihr Gesicht auch so bekannt."

„Was sehen, Tante?"

„Nun, die auffallende Aehnlichkeit zwischen Mademoiselle Montolieu und dem Portrait von Tante Adelaide?"

Nathalie bewegte sich leicht, doch änderte sie ihre Stellung nicht so weit, um hinter sich zu sehen. Die Aehnlichkeit war ihrem Blicke nicht entgangen. Sie wußte, daß, was die bloße Schönheit betraf, das provençalische

Mädchen und die einst so große Dame sich als Schwestern an Lieblichkeit und Anmuth hätten neben einander stellen können. Ein halb spöttisches, halb triumphirendes Lächeln zitterte auf ihren Lippen und einen Augenblick heiterten sich die wechselvollen Züge auf. O! Jugend und Schönheit, während ihre entzückende Macht gefühlt wird — und wann wird dies enden? — mögen die Glücklichen, die Dich besitzen, über die vergeblichen Schranken lächeln, die des Menschen eifersüchtiger Stolz aufgerichtet. Nathalie, die nunmehr wieder mit sich selbst versöhnt war und ihre gute Laune bekommen hatte, sah nun halb neugierig, halb scheu auf, um zu hören, was Herr von Sainville sagen würde. Er prüfte ihre Züge aufmerksam, sah nach dem Portrait, betrachtete dann wieder sie und lächelte.

„Ja," sagte er, „es ist eine Aehnlichkeit da."

Es lag in den Worten nicht mehr, als was sie sagten; aber sein Blick war ausnehmend mild und freundlich: so schien es wenigstens Nathalien; sie glaubte, er ruhe auf ihr und wolle sagen: „Mein liebes Kind, kümmere Dich nicht wegen der kleinen Unbedachtsamkeiten, die Du gesagt: ich werde nichts Schlimmes von Dir denken wegen der thörichten Aeußerungen eines einzigen Abends. Du bist ohne Zweifel achtzehn Jahre alt und magst Dich für sehr klug halten; aber ich versichere Dich, Du bist noch ein Kind und nicht klüger, denn damals, als Du die Beeren aßest."

Meinte er das wirklich? oder hatte sie es sich nur eingebildet. Nathalie wußte es nicht und war verlegen. Sie tröstete sich mit der Versicherung, daß es für sie von keiner Wichtigkeit sei und sie sich deßhalb nicht darum zu grämen habe. So oft sie sich dies auch wiederholte, ließ sie sich doch die Gelegenheit nicht entgehen, welche sich ihr am andern Tage bot, die Wahrheit zu ergründen.

Sie hatte einen langen Spaziergang mit dem Stiftsfräulein im Garten gemacht, und ehe sie in das Haus

zurückgingen, setzten sie sich in einer Nische des Buchsbaumgebüsches. Es war ein schöner Abend, mild und duftig, als Nathalie bei dem Stiftsfräulein auf der alten steinernen Bank saß, die von der Sonnenhitze noch warm war, welche sich langsam aus dem Garten wegzog. Sie gab sich mit einem unbestimmten Gefühle des Wohlbehagens dem träumerischen Reize der Stunde hin. Zu ihrer Linken, eingehüllt in das dunkle Sommergrün, erhob sich das alte graue Schloß, das in dem sanften Lichte, welches die Farben und Umrisse aller Gegenstände milderte, auf die es fiel, nicht düster, sondern heiter und hell aussah: zu ihrer Rechten dehnte sich die zweite Terrasse aus, dunkel, einsam und still bis auf die kleine Fontaine mit ihrem leisen Geplätscher, das, so monoton es war, doch das Ohr angenehm berührte. Während Nathalie diesem Tone lauschte, lehnte sie sich in ihrem Sitze zurück und beobachtete das rothe Sonnenlicht, das allmälig von dem glatten Rasen vor ihr wegzog. Dann schweifte ihr Blick einem der vielen sich windenden Pfade entlang, bis er auf einer anmuthigen Statue der Diana ruhen blieb, die sich weiß und unbewegt aus dem kühlen grünen Lichte einer fernen Nische erhob. Die flüchtige und stattliche Jägerin war in dem Momente dargestellt, wie sie einen auf der Jagd eingeholten Hirsch bei seinen Geweihen ergreift. Während Nathalie gedankenvoll auf diese Copie einer wohlbekannten Antike blickte, erhob sich der Abendwind und brachte ihr von dem benachbarten Walde den starken und durchdringenden Geruch der Pinien. In diesem Augenblick erwachte plötzlich die Erinnerung an eine lange vergessene Episode aus ihrem Jugendleben und ein unwillkürliches Lächeln flog über ihre Lippen,

„Petite," rief das Stiftsfräulein, „Sie denken an etwas Heiteres und Unterhaltendes, seien Sie nicht so selbstsüchtig, es für sich allein zu behalten."

„Marraine," antwortete Nathalie, wieder lachend, indem sie sich in der vertraulichen Anrede an das Stifts-

fräulein wandte, die sie dazu ermächtigt hatte, von welchem Rechte jedoch das stolze Mädchen am vorhergehenden Abend in Gegenwart des Herrn von Sainville keinen Gebrauch hatte machen wollen; „Marraine, Sie werden lachen, mich romantisch nennen und schelten."

„Keineswegs: — haben Sie eine zweite Auflage der Beeren?"

„Beinahe; doch sagen Sie mir erst, welche von den heidnischen Gottheiten Sie vorziehen?"

„Wirklich," antwortete Tante Radegonde, „ich erinnere mich nicht, daß ich je darüber nachgedacht."

„Wie! Sie denken nicht an die Nymphen in ihren klaren Strömen und kühlen Grotten? Schläft nicht eine derselben bei Ihnen in ihrem Epheubette? Sie denken nicht an Flora, die so frisch und rein ist wie die ersten Blumen des Frühlings, an die freundliche Pomona mit ihrem immer vollen Korbe reifer, sonniger Früchte; an die grünhaarigen Nereiden, die auf dem durchsichtigen Ozean dahingleiten; oder an die magischen Syrenen, welche Felsen und Tiefen des Meeres bezaubern, um unvorsichtige Seefahrer zu verlocken? Und vor allem, haben Sie nie an Diana gedacht, die stolze jungfräuliche Jägerin der tiefen Wälder Griechenlands? O! ich dachte als Kind an alle und namentlich an sie; oft, — ach, manchen Tag; und das bringt mich zu dem, was Sie wissen wollen. Ich mußte vorhin lachen, weil ich mich bei dem Anblick der Statue dort unten und bei dem Winde, der den süßen Duft der Pinien zu uns herübertrug, mich eines Sommermorgens erinnerte, den ich vor langer Zeit in einem einsamen Walde zubrachte. Ich war absichtlich dorthin gegangen, und hatte die Schule versäumt. Es war nicht gerade ein sehr großer und romantischer Wald, ich verwandelte ihn aber mit leichter Phantasie in einen dunkeln und einsamen thrazischen Hain, der jener Göttin geweiht ist. Ich hatte keinen Bogen und keine Pfeile, aber ich jagte einige braune Eichhörnchen, die lustig von Zweig zu

Zweig hüpften und mich sehr ermüdeten. Ein kleiner Bach, ein reiner silberner Wasserfaden, floß durch den Wald; ich legte mich an dem Ufer nieder und bildete mir ein, es sei eine jener tiefen Quellen von eisiger Kälte, bei welchen Diana und ihre Nymphen von der Jagd ausruhten; endlich von der Müdigkeit übermannt, fiel ich in einen festen Schlaf und so wurde ich gefunden, nach Hause gebracht, ausgescholten und für diese escapade mit dem Verluste meiner Feiertage gebührend bestraft. Dies Ereigniß verbannte freilich Diana und ihr Leben einsamer Freiheit aus meinen Gedanken — bis gerade jetzt, da sich dies ganze Schauspiel vor meinem Blicke zeigte, und ich die Statue und mich selbst als Kind in dem Walde sah, wo ich halb in Lust, halb in Furcht jedem Winde lauschte, der mir aus geheimnißvoller Ferne den scharfen, aber wohlriechenden Duft der Tannen brachte."

Zu nachsichtig, um zu schelten und doch nicht fähig, mit den romantischen Phantasieen des provenantischen Mädchens zu sympathisiren, lachte das Stiftsfräulein und schüttelte freundlich den Kopf.

„Nun," sagte sie endlich, „Sie waren damals ja noch ein Kind und so ist nichts Böses bei alle dem; überdies sind wir heute allein, Petite."

Nathalie blickte auf, und eine leichte Röthe überflog ihr Antlitz.

„Macht das einen Unterschied?" fragte sie ziemlich lebhaft.

Aber das Stiftsfräulein harrte schon den ganzen Tag auf eine Predigt über des jungen Mädchens légèrté und Mangel an kluger Vorsicht und war entschlossen, sie jetzt Nathalie zu Gemüthe zu führen. Es war eine ziemlich langweilige Predigt, aber so mild und offenbar so gut gemeint, daß Nathalie nur lächelte und sich nicht im geringsten dadurch beleidigt fühlte.

„Sie sehen, Petite," bemerkte das Stiftsfräulein bedeutungsvoll, „es gibt gewisse Geheimnisse —"

„Ich habe keine Geheimnisse!“ unterbrach Nathalie.

„O! Petite.“

„Nein, ich versichere Sie und es ist ein Glück für mich; ich leide, wie Sie so eben sagten, an einer Zungenschwäche; ich kann sie nicht im Zügel halten, wenn, — wie ich leider immer erst zu spät fühle — ich es thun sollte. Ich liebe die Stille nicht, sie ist ungesellig, unfreundlich — und wenn sprechen eine Sünde ist —“

„Es ist eine Schwäche, eine weibliche Schwäche, sagen die Männer — doch glauben Sie das nicht; es ist eine niedrige Verläumdung.“

„Dann fürchte ich sehr schwach zu sein, denn ich rede sehr gerne.“

„Wie seltsam! Mir mißfällt das Reden.“

„Ach! mir nicht,“ antwortete Nathalie, unfähig, ein schelmisches Lächeln zu unterdrücken. „Nicht sprechen! Manchmal würde ich lieber mit den Bäumen und Büschen reden, als stille bleiben. Da ich nun diese meine Unbesonnenheit kenne, so habe ich es mir zur Regel gemacht, keine Geheimnisse zu haben; es gibt wirklich kein Ding auf Erden, was ich zu verheimlichen hätte. Kann ich somit nicht ohne irgend eine andere Furcht sprechen, als die, meine Mitunterredner zu langweilen?“

„Ach Petite, wenn wir gestern allein gewesen wären; — Sie brauchen nicht zu erröthen.“

„Aber, Madame,“ warf Nathalie etwas stolz ein; „ich glaube nichts so Unpassendes gesagt zu haben, wenn es auch vielleicht unvorsichtig und thöricht genug war.“

„Wohl wahr, Petite; aber die Männer haben eigenthümliche Ideen. Kurz, ich fürchtete, Sie würden sich in der Meinung von Herrn von Sainville schaden, der nicht jene tiefe Einsicht in die weibliche Natur haben kann, welche ich besitze. Um nun zu erfahren, was er denke und jeden unangenehmen Eindruck zu verwischen, sprach ich diesen Morgen mit ihm.“

Sie hielt inne und sah Nathalien an.

Das junge Mädchen erröthete und erblaßte. Der Kopf sank leicht auf ihren Busen herab, ihre Augen hafteten an der Erde und die dunkle Franse ihrer Augenwimper ruhte beinahe auf ihren Wangen; sie hatte einen Zweig des Buchses von der Hecke gepflückt und zerzupfte ihn langsam, Blatt für Blatt: sie sah wie ein Kind aus, das einen Fehler begangen, und das ein Wort zur Reue oder zur Auflehnung bringen konnte.

„Natürlich," fuhr das Stiftsfräulein fort, „ich sprach mit aller Delicatesse — so zart, daß er Anfangs gar nicht merken konnte, was er meinte. „O!" sagte er endlich, „Sie sprachen von Mademoiselle — wie ist ihr anderer Name außer Montolieu — Nathalie — ah, Mademoiselle Nathalie. — Nun, Tante, was ist mit ihr?" Ich wollte Dir nur erklären, daß bei ihrer Jugend, Lebhaftigkeit und Hübschheit — „Hübsch!" unterbrach er mich, „wie wissen Sie, daß sie hübsch ist? Ich betrachtete sie gestern Abend und nicht fünf Minuten lang war ihr Gesicht dasselbe; ich glaube, daß ihr Temperament etwas Aehnliches mit ihrem Gesichte hat?" Sie sehen, Petite, wie er Sie beim Stricken beobachtet hat. Nun, ich gab der Sache die beste Wendung und sagte, ich wisse aus eigener Erfahrung, wie es selbst eine Heilige heftig affiziren könne, wenn sie Maschen verliere und so weiter. Er hörte mich zu Ende, lächelte und sagte: „Seien Sie unbesorgt, Tante, es ist nichts Böses in dem harmlosen Kind." Aber wenn nun auch alles wieder gut ist, Petite, so bitte ich doch, seien Sie ein andermal klüger."

Nathalie antwortete nicht, ihr Blick haftete jedoch nicht länger an der Erde; sie schien nicht sehr erfreut und mehr zur Auflehnung, als zur Reue gestimmt.

„Und was kümmere ich mich um Herrn von Sainville oder seine Meinung von mir?" sagte das stumme, aber ausdrucksvolle Bäumen der Lippen.

Tante Radegonde sah, daß sie mehr geschadet, als genützt.

„Petite," sagte sie ernst, „ich fange an zu glauben, daß Sie nicht so leicht zu behandeln sind. Ich wollte nicht Ihnen noch etwas sagen: aber ich mußte wohl, um Sie mit Armand zu versöhnen, der es gut meint. Was glauben Sie wohl, daß er hinzufügte, als er mich fragte, wie ich wüßte, daß Sie schön seien?"

„Wirklich, das kann ich nicht sagen, ohne Zweifel etwas Schmeichelhaftes; wenn man bei Jemanden für harmlos gilt, so schließt das alles Gute in sich ein, nicht wahr?"

„O nein! Er sagte nur: sie ist mehr als hübsch, Tante; sie ist reizend."

Heilte dieses Compliment Nathaliens verwundeten Stolz? Auf ihren Zügen war wenigstens nichts von dem zu lesen, was sie empfand.

„Wie!" rief das Stiftsfräulein etwas überrascht, „ich dachte, Sie würden sich sehr geschmeichelt fühlen, Petite. Wissen Sie denn, daß Armand sehr schwer zu befriedigen ist und daß er seit seiner Rückkehr von keinem weiblichen Wesen so gesprochen?"

Nathalie antwortete noch immer nicht. Als sie endlich sprach, sagte sie nur, der Abend werde sehr kühl und sie fühle Frost.

Tante Radegonde erklärte oft, sie habe große Erfahrung und Scharfblick und vor Allem, sie durchschaue Mädchen durch und durch; diesmal aber ließen sie die erworbene Kenntniß und der angeborene Geist im Stiche; Beides, ob Nathalie über ihre Mittheilungen erfreut sei oder nicht, ob verletzt oder geschmeichelt, war mehr als sie errathen konnte.

Eilftes Kapitel.

Eine Woche war verflossen. Madame Marceau — oder um ihr den Namen zu geben, den sie trotz ihres Bruders stillschweigender Mißbilligung beständig trug — Madame Marceau de Sainville hatte ihren Besuch auf dem Schlosse Jussac verlängert und schien zu Nathaliens großer Befriedigung nicht so bald zurückkehren zu wollen.

Der Herbst, welcher jetzt begann, war der schönste, den man seit vielen Jahren in der Normandie erlebt und diese Woche war andauernd schönes Wetter. Die Sonne ging mit unumwölktem Glanze auf und unter; die Morgen waren klar und sonnig, die Tage warm und hell, die Abende prachtvoll und herrlich. Da Herr von Sainville jetzt den Tag über nie zu Hause war, wanderte Nathalie in dem Garten und Parke mit unbeschränkter Freiheit und einem Gefühle des Genusses umher, das selbst durch die Aussicht, ihrem ernsten Wirth zu begegnen, nicht gestört und getrübt wurde. In wenigen Tagen war kein versteckter Plätzchen im ganzen Umfang der Besitzungen mehr, das sie nicht so gut kannte, als ob sie in Sainville geboren und erzogen worden wäre. Im Rausche dieser entzückenden Freiheit las und arbeitete sie nichts mehr; die Herbsttage waren kurz und gezählt — sie beschloß, sie bis auf die Hefe zu genießen; sie besuchte deßhalb Morgens das Treibhaus, die kühle Nische der schlafenden Nymphe um Mittag und weilte Abends an dem kiesigen Ufer des kleinen Flusses, wenn die tieferen Schatten auf den dunkeln, aber doch noch durchsichtigen Strom fielen und der rothe Sonnenschein langsam auf den Hügeln in der Ferne erstarb.

Trotz dieser langen Spaziergänge brachte Nathalie

den größeren Theil der Zeit bei dem Stiftsfräulein zu. Sie saßen zusammen in der Lindenallee und hielten endlose Gespräche, welche Nathalie jedoch nicht langweilig zu finden schien; ja sie zeigte sich als eine so ausgezeichnete und aufmerksame Zuhörerin, daß sie dem Stiftsfräulein immer lieber wurde und ihr Herz vollständig gewann. Sie trafen Herrn von Sainville bei Tisch und gewöhnlich brachte er Abends zwei bis drei Stunden im Boudoir seiner Tante zu. Gegen Nathalie war er immer außerordentlich höflich; aber sei es nun zu seiner eigenen Unterhaltung, oder aus dem rühmenswertheren Grunde, das Temperament und die Geduld des jungen Mädchens zu prüfen, er versäumte selten, sie zu necken oder sie auf die eine und andere Weise herauszufordern, ehe sie schieden. Sie zog sich gewöhnlich tief beleidigt auf ihr Zimmer zurück, erwachte milder gestimmt und wenn sie am Morgen zum Frühstück kam, war sie nicht mit sich einig, wie sie Herrn von Sainville begegnen solle. Ohne ihr Zeit zum Nachdenken zu gönnen, wußte er die Sache auszugleichen, indem er entweder sich das Ansehen gab, als seie nichts vorgefallen, was ihre gegenseitige Harmonie hätte stören können, oder indem er eine rechtzeitige Bemerkung machte, welche ihre gute Laune augenblicklich wieder herstellte. Nathalie lernte auf diese Weise practisch, daß, wenn ihr Wirth weiblichen Zorn zu erregen wußte, er auch in der weit schwierigeren Kunst, ihn wieder zu besänftigen, nicht unerfahren sei. Aber wenn es ihm auch gelang, sie wieder zu versöhnen, so konnte er doch den ungünstigen Eindruck nicht verwischen, den er auf diese Weise hervorgebracht, — ein Eindruck, welcher täglich stärker gegen ihn hervortrat. So sehr Rose auch ihres Wirthes Benehmen rühmte, Nathalie konnte ihr in dieser Hinsicht nicht beipflichten.

An dem Tage, an welchem Madame Marceau zurückkehren sollte, saßen die beiden Schwestern mit einander in dem dunkeln Zimmer von Madame Lavigne und sprachen ziemlich warm über diesen Gegenstand.

„Ist er unbescheiden?“ fragte Rose.

„Nein, das allerdings nicht.“

„Läßt er Dich seine soziale Ueberlegenheit fühlen?“

„Nein, er mag auf seinen Namen, Stand und Reichthum stolz genug sein; aber man muß anerkennen, daß er dies niemals fühlen läßt.“

„Was thut er denn?“

„Er behandelt mich wie ein Kind, Rose, was ihm meiner Ansicht nach eine unverantwortliche Freiheit gibt.“

Ihre Schwester konnte ein Lächeln nicht unterdrücken.

„Bist Du denn nicht ein Kind?“ sagte sie.

„Ein Kind, Rose; das ist zu schlecht. Ich sehe, Du bist gerade, wie er! Doch nein, Du sprichst gefühlvoll mit mir und dazu läßt er sich nie herab. Er spricht kaum, sondern läßt mich Dinge sagen, über die ich mich nachher die Zunge abbeißen möchte. Als ich kürzlich Abends auf mein Zimmer ging, dachte ich darüber nach, was für ein seltsamer Mann er sei und welche seltsamen Dinge er gesprochen. Als ich aber die Sache näher untersuchte, fand ich, daß seine originellste Bemerkung die war, ennui sei die Schlange gewesen, welche Eva verführt habe. Durch die herausfordernde Art seiner Blicke, sein halbes Lächeln, seine hingeworfenen Fragen hatte er mich dagegen verleitet, eine Thorheit nach der andern zu äußern. Ich nahm mir vor, auf meiner Hut zu sein; aber es war vergeblich, denn schon am nächsten Abend ließ ich mich wieder, ich weiß nicht, zu wie vielen thörichten und unvorsichtigen Aeußerungen verleiten.“

„Konntest Du denn nicht schweigen?“

„Nein, wenn ich mal angefangen, nicht; es war wie ein zerrissener Rosenkranz — während man sie an einem Ende festzuhalten sucht, gleiten die Perlen an dem andern hinab. Was mich am meisten dabei quält, ist, daß er mich überhaupt beachtet. Ich bin kein Kind; ich könnte ihn ganz gut verstehen, wenn er sich nur herablassen wollte, mich wie eine verständige Person zu behandeln, — ich

werde böse, wenn Du so lachst, Rose — aber nein, so bewundernswürdig er sonst sprechen kann, wie ich gestern bemerkte, als Besuch kam, so verlohnt es sich seiner Ansicht nach wohl nicht, mit einem thörichten Mädchen von achtzehn Jahren ein vernünftig Wort zu reden."

„Nathalie," sagte ihre Schwester sehr ernst, „das ist mir noch unerklärlich: Du beklagst Dich über Herrn von Sainville und doch gestandest Du vor einem Augenblicke noch, daß Dich die Aussicht entzücke, den Winter auf dem Schlosse verbringen zu können."

„Nun, Rose, das ist ganz natürlich," antwortete Nathalie, erröthend; „ich kümmere mich nicht um Herrn von Sainville; das ist's."

Rose sah ihre Schwester ernsthaft an.

„Wie unbesonnen Du bist," sagte sie; „wenn Dein Stolz in diesem Hause schon gelitten, wird er nicht noch mehr leiden. Ich wünschte, Du hättest den Winter hier bei mir zugebracht."

„Das verhüte der Himmel!" rief Nathalie lebhaft; doch erröthete sie tief über den Eifer, mit dem sie gesprochen.

„Ja," sagte Rose, mit nachdenklichem Blicke und düsterem Lächeln um sich sehend; „ja, Du bist jung, heiter, und hier sieht es allerdings sehr traurig aus. Doch, Nathalie, es gibt noch größeres Unglück als eine traurige Wohnung, eine traurige Schwester und eine wunderliche Tante, und wenn es auch nichts nutzt, wünschte ich doch, Du wärest weit entfernt von einer Welt und einem Hause, die für Deinen Stolz und Dein Glück viel zu hoch über Dir stehen. Wie wirst Du Dich fühlen, wenn Du Deine gegenwärtige Heimath mit einer Schule, wie die der Mademoiselle Dantin, vertauschen sollst?"

„Sehr schlecht, ohne Zweifel. Doch, Rose, weßhalb marterst Du mich mit solchen Dingen, wenn ein Winter, ein ganzes Jahrhundert vor mir liegt? Ehe der Frühling kommt, wird wol etwas geschehen sein."

„Was?" fragte Rose.

„O, frage nicht was! etwas Gutes natürlich. Wie, Rose, ich bin achtzehn Jahre, — eine heitere Erbin, die gerade in den Besitz eingetreten —"

„Wovon?"

„Der Hoffnung, liebe Rose — Hoffnung, die schönste Frau, die das Auge je gesehen; und reich — ach, mit Schlössern ohne Zahl. Sage mir nicht, ich seie arm und freundelos. Es liegen Schätze vor mir, die ich in meinem ganzen Leben nicht aufbrauchen kann und wohin mein Auge blickt, sehe ich Freunde. Wie kannst Du mich doch an diesem lieblichen Morgen niederbeugen wollen? Sieh' in den warmen Sonnenschein, der selbst diese dunkle Höhle helle macht; sieh' den leuchtenden blauen Himmel drüber; selbst der alte graue Kirchenthurm sieht heute heiter und freundlich aus."

Rose sagte nichts.

„Ich nannte mich vorhin eine Erbin," fuhr sie fort; „ich irrte mich, Rose; — Erbin? pah! Ich bin Königin; diese Welt ist mein Reich, meine Regierung hat so eben begonnen und alle Freuden meines Reiches werden kommen, mir zu huldigen. Gott segne sie alle mit ihren freundlichen Blicken und wohlklingenden Stimmen; was für ein langer, endloser Zug, Rose."

„Die Romane haben ihr den Kopf verwirrt," sagte Rose, die Arbeit niederlegend.

Nathalie lachte und schüttelte anmuthig den Kopf.

„Als ob ich jetzt Romane läse!" sagte sie heiter. „Wie, ich sollte Phantasien lesen, während die Wahrheit vor mir steht! Ich müßte wirklich ein Kind sein! Nein, nein, Rose; ich habe selbst einen wundervollen Roman: — jeden Tag schlage ich eine neue Seite auf und nie sehe ich unten an einem der Blätter das fatale Wort — Finis."

„Du bist glücklich, aber wie lange?"

„Für immer. Verschont von Sorgen des Lebens,

Seltsam, ich fühle in mir eine Unfähigkeit, zu leiden. Mag weinen und betrübt sein, wer da will. Ich sage, diese Welt ist eine heitere Gegend und die Reise durch dieselbe ein so anmuthiger Weg, als es je einen gegeben."

„Und die Nesseln und die Brombeerstauden?"

„Nesseln und Brombeerstauden muß man berühren, wenn sie stechen sollen, ich werde sie aber ruhig stehen lassen, so lange es noch heitere Feldblumen zu sammeln gibt. Rose, Sorge kommt nur, wenn wir sie suchen. Mancher wird vielleicht zur Abwechselung von diesem bittern Kelche Rosen wollen, ich bin der Süße noch nicht überdrüssig. O! wer es nur recht zu nutzen weiß, für den ist das Leben ein heiteres Ding."

„Und was dann, wenn die Jugend verflogen?" fragte Rose traurig. Aber ihre Schwester lächelte ein heiteres, sonniges Lächeln, das man nicht mißdeuten konnte.

„Es hilft nichts, Rose," sagte sie heiter, „es hilft nichts; es ist als spräche man von dem, was der nächste Frühling Unangenehmes mit sich bringe. Die Jugend wird allerdings vergehen, um so mehr ist es Schade darum; aber ich habe noch Jahre vor mir und ich will sie hegen, wie ein Geiziger sein Gold. Mir ist's, als ob ich ewig jung bleiben könnte; oder sollte ich wirklich alt werden. Du würdest sagen, es ist gewöhnlich der Fall; dann will ich ein Original werden und meine eignen Wege gehen. O! die herrlichen Zeiten einfältigen Glaubens, als noch Pilger auszogen, die Quelle ewiger Jugend zu suchen. Aber sie hätten ruhig zu Hause bleiben können, Rose: denn sich ein junges Herz zu bewahren, das ist das einzige Geheimniß und die Quelle strömt frei für Alle."

„Ich glaube wirklich," antwortete Rose lächelnd, obwohl sie sich alle Mühe gab, ernst zu bleiben, „Du wirst ewig von dieser Quelle trinken."

„Allerdings, und ganz auf dieselbe Art werde ich reich werden, indem ich alles, was ich sehe, meinem Genusse dienstbar mache. Die Leute besitzen, um zu

genießen. Ich genieße, ohne mir die Mühe zu geben, zu besitzen. Du wirst lachen, Rose, aber ich versichere Dich, ich bin weder stolz, noch ehrgeizig; die Krummen und Brocken, die von dem Glückstische meiner Nachbarn fallen, werden mir genügen."

„Du bist ein seltsames Kind," sagte Rose, die Arbeit wiederum niederlegend, um ihre schöne Schwester noch ernstlicher zu betrachten, deren lächelnde Augen und belebte Farbe sie noch schöner als gewöhnlich machten; „klug und weise," fuhr sie fort, „trotz all' seiner Thorheit und thörichten Träume."

„Lasse mir meine Träume," bemerkte Nathalie, lebhaft in die Höhe blickend, „sie waren zu mancher Zeit schon mein Trost. O! die Stunden, welche ich in Mademoiselle Dantins Garten verlebte, unter der alten Buche, in der Schule, in meinem Zimmer, nicht Romane lesend, wie Du Dir wohl einbildest, sondern träumend, — ach, nach Herzenslust träumend! Von den wachen Visionen, welche mich damals umgaukelten, kann ich mich einiger noch erinnern, als wären sie wirkliche Thatsachen. Die Orte meiner Phantasie, die traurigen Einöden, die wilden Abenteuer, die Gefahren, meine Flucht, und meine Freude über die Befreiung, Alles dieß entzückt mich noch; und kehrt in meiner Erinnerung wieder, zugleich mit der traurigen Schulstube, wo sie entstanden: das leise Gemurmel der Zöglinge, die ihre Aufgaben lernten und das lebhafte Rascheln des Winterregens an meinen Fenstern."

„Und was hat das Alles genützt?" fragte Rose sehr kalt.

„Mich für einige Stunden glücklich zu machen," antwortete Nathalie gelassen, „und das war mehr, als irgend etwas um mich her vermocht hätte."

Rose bewegte sich ungeduldig auf ihrem Stuhle hin und her und warf ihrer Schwester einen traurigen Blick zu. Als sie sprach, klang ihre Stimme beinahe ironisch.

„Wahrscheinlich," sagte sie, „nennst Du dies Einbildung?"

„Du magst es so nennen, wenn Dir beliebt, Rose; mir war es Glück."

Sie sprach sanft, aber Rose schien noch nicht milder davon zu denken.

„Ach, ein Glück, so wirklich, als das Alnaschars."

Nathalie lächelte bedeutungsvoll.

„Ich liebe diese Erzählung, Rose, und ich glaube, sie gefällt Jedermann. Wir sind Alle auf unsere Weise Alnaschars und darin liegt der Reiz dieses alten arabischen Mährchens."

„Aber willst Du mir sagen, was von Deinem eingebildeten Glücke Dir geblieben?" fuhr Rose fort.

„Kein Körbchen von zerbrochenem Glase, aber heitere Erinnerungen," antwortete Nathalie, die eine wunderliche Freude daran zu finden schien, ihre Schwester zu necken.

„O! wenn Du nur wüßtest, wie angenehm und leicht es ist, Rose; der Schulgarten war nicht sehr schön, aber ich konnte mir ihn nach Belieben umzaubern. Eine alte moosbewachsene Mauer hatte mich so nachdenklich gestimmt, als die meisten Ruinen; eine Gruppe Espen galt mir für einen ganzen Wald, ein Bächlein für einen mächtigen Strom. Wir brauchen von der Natur nichts als die ersten ursprünglichen Töne; in mir selbst liegt die wahre Melodie mit ihren endlosen Variationen. Ich erinnere mich eines alten Schlosses in der Provence, das mir wie ein langes Gedicht erschien. Ich stand an dem einsamen Strande und blickte auf die See hinaus. Es war öde und traurig drinnen. Aber was kümmerte das mich. Ich bekleidete die Wände mit weichem Damast und den seltensten Tapeten. Götterstatuen sahen schweigend aus jeder Nische herab und eingebildete Gemälde eröffneten herrliche Aussichten: klarer Himmel, azurblauer See und dichter Wald, — Alles war da. Ich erfüllte die Halle mit der heitersten Gesellschaft, einer prächtigen Gesellschaft aus

allen Ländern und allen Zeiten, die ich nach Belieben herbeirufen und entlassen konnte. Rose, furche Deine Stirne nicht, blicke nicht so streng — wirklich, unsre Welt ist zu eng. Was nützte es denn, daß wir geboren sind und leben, wenn wir auf eine so enge Sphäre beschränkt bleiben sollten? Warum sollten wir die nicht sehen und kennen, die wir lieben und verehren könnten. Ach! die uns hätten alles sein können, gehörten oft einem andern Zeitalter an — sie waren hinweggegangen, ehe wir geboren wurden. Hast Du Dich nie betrogen und Deines Rechtes beraubt gefühlt, daß Dir jenes Wesen stets ein fremdes bleiben mußte? O! Liebe sollte nicht die Schöpfung eines Tages sein, die Thore des Todes sollten nicht jene geheimnißvolle Macht besitzen — sie sollten nicht jene schreckliche Schranke zwischen den Lebendigen und den Todten sein! Warum ist das so, Rose? Sind wir so elende Geschöpfe, so arm an Herz, daß darin nur Raum für unsere Umgebung sich findet — für diesen kleinen, engen Kreis?"

Ihr kaum noch so heiteres Antlitz war jetzt ernst, ihr Blick feierlich und sinnend geworden, während sich ihr Gesicht fragend nach Rose wandte; aber ihre Schwester antwortete kalt:

„Deine Worte sind mir zu hochfliegend; Du wirst Dich wohl, nach alle dem, in einen verstorbenen Helden verlieben und mit der Vorsehung rechten, weil Du ihn nicht bekommen kannst. Ich wünschte, Du beschränktest Deine Worte und Gefühle auf die Wirklichkeit."

„Wirklichkeit, Wirklichkeit!" rief Nathalie ungeduldig; „Wirklichkeit ist nur die Hefe des Bechers, Rose; Phantasie ist der klare, rothe Wein."

„Der perlende Schaum wäre ein passenderer Vergleich gewesen," sagte Rose ironisch.

Nathalie trommelte ungeduldig mit dem Fuße.

„Du magst sagen, was Du willst, Rose," rief sie warm, „aber nimm die Einbildung aus dem Leben und nichts bleibt. O! die Wirklichkeit ist eine zu kalte und

unfreundliche Dame für mich. Ich sah einst eine alte Ruine im Sonnenschein: das Moos, der Epheu, die heiteren gelben Mauerblumen drangen aus jeder Ritze hervor; ein Vogel baute sein Nest in eine Höhle und grüne Eidechsen, die wie Smaragde glänzten, gingen ein und aus und sonnten sich in dem Lichte. Rose, es war die heiterste Ruine, die ich je sah; einer jener Orte, die uns das Herz leicht machen und zu singen drängen. Ich kam wenige Tage nachher wieder daran vorüber; der Himmel war dunkel und traurig — es hatte geregnet. Der Wind bewegte die Mauerblumen hin und her, das Moos hing naß an den alten Steinen herab, der Epheu lag darüber wie ein schwarzes Leichentuch — Vögel, Eidechsen, Sonnenschein, — alles war verschwunden, nur die Wirklichkeit allein war geblieben. Rose, wenn ich nun den Sonnenschein des Lebens über diese alte, steinerne Ruine der Wirklichkeit für immer werfen kann, — worin liegt da das Schlimme?"

„Warte nur, bis Deine erste Sorge kommt," sagte Rose kurz.

„Rose, Du bist sehr unfreundlich; Du thust Alles, was Du kannst, um mich niederzudrücken. Ich möchte Dir einen anderen Weg zum Glücke zeigen, als den, welcher die elende dunkle Straße führt, die Du Wirklichkeit nennst. Dieses Zimmer ist, denke ich, Wirklichkeit; Mademoiselle Dantins Schulzimmer war Wirklichkeit; aber ich sage Dir, daß meine Welt weit wirklicher war, weil sie weit schöner ist. Wir brauchen die Schönheit nicht zu sehen, um sie zu genießen; sie liegt in uns. Ein Sonnenstrahl, ein Ton, ein Wort, ein Hauch erwecken in mir Alles, was das Herz wünscht. Ich sah das ganze sonnige Italien in dem tiefblauen Himmel des Mittags; das wehklagende Murmeln des Windes in den Aesten einer einsamen Tanne gab mir den Anblick der traurigen Wälder des Nordens, mit ihren gigantischen Bäumen, die sich dunkel und gespenstisch durch die dichten Flocken-

wirbel des Schnees erheben, wie ich einst in einer alten Reisebeschreibung las; eine ganze ländliche Gegend mit Thal, niedern Hügeln, stillen Wohnungen und heimwärts ziehenden Rindern erstand am Abend vor meinen Augen, während mich der Duft von frischgemähtem Heu umwehte. Jüngst am Morgen riefen mir die sanften Wellen des kleinen Flusses, der durch den Garten strömt, das trübe und hohle Gemurmel des Meeres mit seinen endlosen Wellen zurück, die sich an dem Ufer brachen."

„Gehst Du oft so in dem Schlosse umher?" fragte Rose.

„Nein, Rose; denn ich empfinde nicht oft so, wie ich heute empfinde."

„Ja, ich sehe wohl, es hat Dich Etwas angenehm berührt und Du siehst Alles im rosigsten Lichte: wie?"

„Ich gebe Dir mein Wort, ich wüßte nicht, Rose. Aber Du hast Recht; es muß mir Etwas gefallen haben; denn wie Du sagst, Alles erscheint mir im rosigsten Lichte. Es war sicher noch nie ein so herrlicher Herbstmorgen: die Luft ist so mild und durchsichtig; der Wind ist belebend wie Frühlingsluft; dieser tiefblaue Himmel könnte beinahe die Provence überwölben. O, Rose, ich fühle mich heute wirklich religiös gestimmt; gepriesen sei der, der uns dieses Leben und diese Freude gegeben!"

Das Fenster stand offen; Nathalie lehnte halb hinaus, ihr Ellbogen ruhte auf der Fensterbank, während ihre Wange in der hohlen Hand lag. Der sanfte Morgenwind spielte um sie her und fächelte ihre Wangen, deren tiefe Röthe eine innere Bewegung verriethen; ihre Augen glühten, aber trotz ihres Feuers lag etwas Sanftes und Mildes darin; ihre Lippen waren leicht geöffnet und ihr Athem hob heftig ihren Busen. Rose glaubte zu bemerken, als sie ihre Hand erhob, um die Haare zu ordnen, sie zittere leicht. Sie schien aufgeregt, aber es war die Aufregung, welche bald in Mattigkeit übergeht. Ihre

Schwester betrachtete sie wieder und wunderte sich über des Mädchens Schönheit, so bekannt sie ihr auch war.

„Mon Dieu! was ist nur heute mit Dir?“ fragte sie gedehnt.

Nathalie lächelte.

„Hat Dich Etwas so sehr erfreut?“

„Nichts, das ich wüßte. Ist es denn so sehr zu verwundern, wenn ich heiter bin? Aber da kommt Jemand, der meine gute Laune bald umschlagen machen wird.“

Die Thüre öffnete sich, während sie sprach, und Madame Lavigne erschien, unterstützt von Désirée, die augenblicklich das Zimmer wieder verließ.

„Wer sprach da?“ fragte die blinde Frau scharf, als Rose sie bis zum Stuhle geführt hatte.

„Rathen Sie,“ antwortete Nathalie.

„O Du? Deine Stimme klingt heute sehr heiter. Was hat Dich so freudig gemacht?“

„Nichts, und das ist gerade das Schöne dabei. Heiter zu sein, wenn man Grund dazu hat, ist nichts Besonderes; aber welche Lust ist so süß, als die namenlose — wenn es nicht die namenlose Hoffnung ist?“

Die blinde Frau lächelte in ihrer eigenthümlichen Weise.

„So fühlst Du Dich vergnügt?“ sagte sie.

„So vergnügt, daß Sie mir nicht mal meine gute Laune rauben können.“

„Wir wollen sehen. Wie geht es dem besten Freund?“

„Sehr gut.“

„Immer noch freundlich?“

„Sehr freundlich.“

„Habt ihr euch schon gezankt?“

„Gezankt! Nein.“

„Dann ist er sehr thöricht.“

Nathalie schien verdrießlich, aber sie verschmähte es, zu antworten.

„Da!“ rief Madame Lavigne triumphirend, „so bist Du schon ärgerlich.“

„Nein, das bin ich nicht.“

„Ja, Du bist es; und, armes Kind, Du hast ein Recht dazu. Wie: jetzt bist Du schon volle vierzehn Tage in seinem Hause und er hat Dir noch keine Gelegenheit gegeben, Deine Laune zu zeigen? Mademoiselle Dantin kannte Deinen Werth besser. Und ich kenne Dich noch besser: wir zanken uns immer, wenn wir uns sehen, und Du bist gar nicht Du selbst, wenn Du nicht geneckt wirst.“

„Und woher wissen Sie, daß ich nicht geneckt worden?“ fragte Nathalie lebhaft.

„Ich wußte wohl, daß ich Dich zum Geständniß bringe,“ sagte Madame Lavigne boshaft.

„Ich habe Nichts gestanden,“ rief Nathalie erröthend.

„Ja, Du hast,“ antwortete die blinde Frau bitter lächelnd; „Deine Eitelkeit konnte der Lockspeise nicht widerstehen, die ich auswarf. O! ich kenne die Mädchen und ihre Art; nun, sei nur nicht zu eitel darauf, mein Kind, daß er Dir einige Aufmerksamkeit schenkt; Du amusirst ihn eben, aber wenn der Reiz der Neuheit verschwunden, wird Dein bester Freund kaum mehr zu wissen scheinen, daß Du im Hause bist.“

„Das können Sie nicht sagen,“ antwortete Nathalie etwas übermüthig.

„Ja, ich kann es; weiß ich denn nicht, wie es bei solchen Dingen geht? Nun, Kind, sei nicht thöricht und vergiß nicht, daß Du nur die Gesellschaftsdame seiner Tante bist.“

Als die Tante diesen Hohn laut werden ließ, sah Rose ihre Schwester an. Sie konnte einen Ausdruck von Schmerz und verletztem Stolze über Nathaliens Züge fliegen sehen, der jedoch nicht lange dauerte; und als sie sprach, war ihr Ton gelassen und kalt.

„Madame,“ sagte sie, „Sie verkennen Herrn von Sainville ganz und gar; er ist nicht launenhaft oder

selbstsüchtig, wie Sie zu glauben scheinen, und wie ein solches Benehmen wohl annehmen ließe; er behandelt mich nicht als Gesellschafterin seiner Tante, sondern als seinen Gast."

„Launenhaft oder selbstsüchtig!" sagte Madame Lavigne. „Ah! ich verstehe — eine Anspielung auf Rose. So, Dein bester Freund ist das nicht? Wie ist er denn, dieser beste Freund, mein Kind? Würdest Du mir ihn wohl beschreiben?"

„O ja," antwortete Nathalie etwas gedehnt. „Er ist gut, gerecht und freundlich, wenn auch etwas kalt. Nun kennen Sie ihn so gut als ich."

„Ich liebe die vollkommenen Charaktere nicht," sagte Madame Lavigne schnippisch.

Sie sah unfreundlich und verdrießlich aus und antwortete nur mit einem kalten Nicken auf den freundlichen Abschied Nathaliens, welche sich zum Fortgehen anschickte.

Das junge Mädchen wandte sich nach der Thüre, als diese sich öffnete und nichts Geringeres als Mademoiselle Dantin mit dem Chevalier eintrat. Nathalie erschrak, erröthete und konnte trotz aller ihrer Bemühungen kaum ihre ernste Haltung behaupten. Die Vorsteherin schloß die Thüre und betrachtete ihre frühere Lehrerin mit stolzer Miene; der Chevalier schien verlegen und erfreut; Rose blieb ruhig; Madame Lavigne wandte den Kopf nach der Seite der Thüre und horchte, ob kein Wort gesprochen werde, und schien zu wissen, daß etwas Angenehmes ihrer harre.

„Wie!" rief sie, die Hände reibend, „die gute, freundliche Mademoiselle Dantin besucht uns; und der liebe Chevalier auch? Meine liebe, kleine Nathalie, ich hoffe, Du gehst doch noch nicht. Wo bist Du, Püppchen? Da ist ja Mademoiselle Dantin, die Du so sehr liebst!"

Mademoiselle Dantin hustete kurz und verächtlich und sah dann wie mit Dolchstichen zuerst auf ihre blinde

Freundin und dann auf den Chevalier, der sich ehrerbietig dem jungen Mädchen genähert hatte. Ein Lächeln zitterte auf Nathaliens Lippen; sie suchte es zu unterdrücken, aber es gelang ihr nicht. Das Lächeln brach durch. Um der peinlichen Lage die bestmögliche Wendung zu geben, wandte sie sich an die Vorsteherin und sagte offen:

„Gibt es irgend einen Grund, weßhalb wir nicht Freunde sein könnten?"

Mademoiselle Dantin schoß einen zornigen Blick auf den Chevalier, schloß dann ihre Augen und neigte sanft den Kopf nach der linken Seite.

„Freunde? Ich stehe mit dem ganzen Menschengeschlechte auf dem freundlichsten Fuße."

„Ich will es gerne glauben," sagte Nathalie etwas ungeduldig, „obwohl wir nicht gerade als Freunde schieden. Ich glaube jedoch, daß Sie sich in mir irrten. Wenn Sie streng waren, so war ich zum Mindesten ungeduldig; dies ist jedoch noch kein Grund zu gegenseitiger, ganz nutzloser Feindschaft."

„Feindschaft, Mademoiselle Montolieu!" rief die Vorsteherin, einen Blick des Erstaunens um sich her werfend; „ich protestire gegen dieses Wort; es ist in unserm Lande ganz unnatürlich, obwohl ich nicht zweifle, daß es in dem unglücklichen Süden leider! häufig genug zur Geltung kommt."

Die Augen Nathaliens leuchteten vor Zorn auf.

„Sie haben sich nicht geändert," sagte sie; „aber Sie haben Recht, ganz Recht; — ja, im Süden hören wir von Feindschaft — aber es ist ein Hauch, ein Wort; hier bleibt es unausgesprochen im Herzen begraben."

Madame Lavigne lachte und rieb ihre Hände voll Schadenfreude.

„Hübscher Tag!" sagte sie; „auch in diesem Zimmer sehr heiß. Wollen Mademoiselle Dantin und Mademoiselle Montolieu bei mir bleiben und mit einer armen Invaliden zu Mittag essen?"

„Bleiben!“ rief Nathalie ungehalten; „bleiben in diesem Zimmer; nein, — nicht eine Sekunde länger.“

Der Chevalier begann vergeblich ein Gespräch über liebenswürdige Damen und die Anmuth des Geschlechtes. Die Vorsteherin warf ihm einen verächtlichen Blick zu; Nathalie hatte sich jedoch umgewandt und die Thüre öffnete sich so rasch, als sie sich schloß. Sie hatte die Hausthüre erreicht und versuchte vergeblich, sie aufzuriegeln, als eine Hand ihr Einhalt that. Sie wandte sich um; es war Rose, welche streng und ernst aussah.

„Komm hier herein,“ sagte sie, auf ein kleines und dunkles Zimmer deutend, dessen Thüre halb offen stand. Nathalie gehorchte augenblicklich diesem Wunsche ihrer Schwester.

„Nun, Rose,“ sagte sie zögernd, „ich weiß, daß Du unzufrieden bist; aber konnte ich helfen? Es war schmachvoll von ihr, so über den Süden zu urtheilen.“

„Es war aber kein Grund, weßhalb Du Deiner Heftigkeit so den Zügel schießen zu lassen brauchtest.“

„Rose, ich kann es nun einmal nicht ertragen. Glaubst Du,“ fügte sie hinzu, und der Vaterlandsstolz färbte ihre Wangen noch tiefer, „glaubst Du, ich habe vergessen, daß diese streitsüchtigen Normannen von den wilden Barbaren des Nordens abstammen, während wir die Kinder Griechenlands und Roms sind?“

„Versuche es mal und sprich vernünftig, Kind,“ sagte Rose, ihre Achseln zuckend; „erinnere Dich, daß Deine Schwester auch eine eingeborene und kalte Normannin ist.“

„Du, Rose!“ rief Nathalie, während ihre Augen blitzten; „o, Du gehörst keinem Stamme und keinem Clima an: Du bist eine Heilige — ein Engel auf Erden!“

„Obgleich ein Engel,“ sagte Rose entschieden, „muß ich Dich doch schelten.“

„Schelte nur, Rose, ich will Dich geduldig anhören.

Sei gerecht und erkenne an, daß ich noch nie mit Dir gezankt oder mich gegen das aufgelehnt, was Du sagtest."

„Nein, mein armes Kind," antwortete Rose, die etwas bewegt schien, „und doch bin ich streng gewesen; Du hast Recht: Du bist geduldig."

„Weil ich Dich liebe, Dich verehre, Rose," rief Nathalie mit Begeisterung, indem sie ihrer Schwester Hand drückte, während sie sprach: „wenn ich liebe, kann ich geduldig sein, ertragen; aber von solchen Geschöpfen, wie Mademoiselle Dantin und Deine mürrische Tante — nie."

„Ja, und doch konnte Dich diesen Morgen nichts befriedigen, als meine Tante zu reizen."

„Ich weigerte mich blos, ihrer Bosheit zu fröhnen, indem ich von Herrn von Sainville schlecht spräche."

„Ist das wirklich Deine Meinung, was Du von ihm sagtest?" fragte Rose ernst.

Die beiden Schwestern standen noch in dem kleinen Zimmer, Nathalie mit dem Rücken gegen das kleine Fenster, durch welches ein blasses Licht auf die ruhigen Züge Rosens fiel, welche die tiefe Röthe auf den Wangen ihrer Schwester bemerkte.

„Wenn ich sage, daß ich mit der lobenswerthen Absicht, Deine Tante zu ärgern, so sprach, wird es Dich unangenehm berühren, nicht wahr, Rose?" antwortete sie endlich.

Rose sah sehr ernst aus.

„Ich verstehe diesen Scherz nicht, Nathalie, ich verstehe ihn wirklich nicht," sagte sie sehr ernst. „O, wenn Du mir nur versprechen wolltest, klug zu werden."

„Verlange etwas, was ich versprechen kann, Rose; das ist unmöglich, denn es liegt nicht in meiner Natur, zu fürchten; und Klugheit ist eine Furcht mit einem weisen Mäntelchen."

„Dann verspreche mir, an etwas sehr Weises zu denken, was Du oben sagtest."

„Etwas Weises? Sagtest Du wirklich, etwas Wei-

ses, Rose? O, um des Wunders willen, daß ich etwas Weises gesagt, will ich Alles versprechen. Was war es?"

„Daß Sorgen nur kommen, wenn wir sie selbst suchen," antwortete ihre Schwester ernst.

„Sagte ich das?" fragte Nathalie sinnend, „und war das wirklich etwas Kluges?"

„Etwas Wahres wenigstens."

„Nun denn, Rose, so will ich mich an diese Weisheit halten und pflichtschuldigst alle Sorgen meiden. Das ist doch wohl Deine Meinung. — Die beste Art, sie auszuführen, alles Glück anzunehmen, was diese Welt mir bieten kann."

Rose schüttelte den Kopf und seufzte.

„Rose," sagte ihre Schwester, „Du bist fromm, aber ich habe wirklich mehr Glauben als Du; ich glaube an das Glück, so wenig ich es auch bis jetzt kennen gelernt; ich glaube daran von ganzer Seele — ja, von ganzem Herzen," fügte sie hinzu, ihre beiden Hände an ihren Busen drückend.

„Auch ich glaube an das Glück," antwortete Rose leise; „aber ach! Schwester, nicht an das eitle, traurige Glück dieser Welt."

Auch sie hatte die Hände gefaltet, aber wie zum Gebete. Als ihr Blick dem ihrer Schwester begegnete, strömte ein heiliger Glaube aus ihm hervor: der Glaube an all die Freude, welche die Seele einst drüben erwartet; während man in dem klaren Auge des jüngeren Mädchens die entzückenden Hoffnungen und göttlichen Versprechungen lesen konnte, welche die irdische Zukunft der glänzenden und leidenschaftlichen Seele der Jugend verspricht.

Als Rose in dies strahlende Gesicht blickte, fühlte sie wohl, wie unnütz es war, die Besorgnisse und Zweifel ihrer reiferen Jahre in das Ohr eines in dem Reichthum der goldenen Jugend so glücklichen Wesens zu gießen. Sie seufzte, sprach jedoch nicht mehr und legte blos ihre magere Hand auf die Schulter des jungen Mädchens, in-

dem sie ihre blassen Lippen auf ihre heitere Stirne zum Zeichen des Abschieds drückte.

Sie schieden. Als Nathalie um die Ecke des Hofes bog und ihrer ernsten Schwester noch einmal zulächelte, schloß diese, nachdem sie noch einen Augenblick auf der Schwelle geweilt, stumm die Thüre ihrer traurigen Wohnung.

Zwölftes Kapitel.

Als Nathalie in den Salon trat, wo sie nur das Stiftsfräulein zu finden erwartet hatte, war sie etwas verlegen, da sie Madame Marceau und eine Dame traf, in welcher sie Frau von Jussac erkannte. Nach einigem Zögern trat sie vor, denn obwohl ihr die Anwesenheit derselben nichts weniger als angenehm war, so erlaubte ihr doch der Stolz nicht, sich zurückzuziehen oder verlegen auszusehen.

Madame Marceau hielt ihr die Hand zu lächelndem Willkommen entgegen und betheuerte, Mademoiselle Montolieu sehe reizend aus. Diese Worte waren an die Dame neben ihr gerichtet, die durch ihre Zustimmung zu erkennen gab, daß sie wisse, wer Mademoiselle Montolieu sei; sie hatten sich in Mademoiselle Dantins Schule gesehen, wo Madame de Jussac, ohne große Rücksicht auf Rang und Reichthum, ihre Töchter während eines längeren Aufenthaltes in Paris gelassen hatte.

Frau von Jussac war eine blonde und aristokratische Dame von mittleren Jahren. Sie war schön gewesen und war es noch — aber sie besaß eine blasse und stille

Art von Schönheit, welche mit dem dunkeln und unruhigen Gesichte ihrer Freundin auffallend contrastirte. Sie sprach selten und doch hielt sie Niemand für schweigsam. Wenn Madame Marceau sie anredete, antwortete sie mit einer leichten Neigung des Kopfes, einem ruhigen Lächeln des Mundes, der ihre Elfenbeinzähne sehen ließ, oder einem langsamen Blicke ihrer sanften blauen Augen, und all dies war ebenso bezeichnend, als die wohlgesetzte und gewichtige Rede der andern Dame. Sie schien unnatürliche Bewegung, wie überflüssige Worte gleich sehr zu hassen; hatte sie sich einmal auf einem Sessel oder Sofa bequem niedergelassen, so dachte sie nicht sobald wieder an das Aufstehen, sondern blieb stundenlang in derselben Stellung oder Lage, was ihr den Ausdruck einer gewissen indolenten Grazie gab. Ihre Hauptbeschäftigung schien zu sein, sich während der Hitze des Tages zu fächeln. Der erste Tag ihres Aufenthaltes in Sainville — denn sie wollte eine Woche bleiben — schien Nathalie sehr langweilig. Tante Radegonde hatte sich mit bösem Kopfweh auf ihr Zimmer zurückgezogen, und das junge Mädchen hielt sich so entfernt von den beiden Damen als möglich. Nach dem Mittagessen, das ungewöhnlich früh eingenommen wurde und bei welchem Herr von Sainville, der vom Gute weggegangen war, nicht erschien, zog sich Nathalie in eine der Fenstervertiefungen des Salons zurück und saß dort allein, durch den rothen Vorhang vor jeder Beobachtung geschützt. Die Damen sprachen in gedämpftem Tone; aber wenn auch ihr Gespräch lauter geworden wäre, Nathalie würde nicht darauf geachtet haben. Sie arbeitete an ihrer Stickerei und legte diese nur dann und wann nieder, um nach dem dunkeln und stürmischen Himmel zu sehen. Als die Sonne im Westen unterging, ergoß sich plötzlich ein glänzendes Licht über die ganze Gegend und strömte seine Flammenglut über die dürren Blätter der Allee und den Weg und die Landschaft jenseits. In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre und Amanda

trat ein. Anfangs achtete Nathalie nicht auf das, was sie sagte; plötzlich aber wurde sie aufmerksam, denn Madame Marceau begann zu sprechen.

„Wer hätte geglaubt, daß unser ruhiger, kleiner Fluß so etwas thun könnte?“ sagte sie in dem Tone ängstlicher Theilnahme. „Eine Ueberschwemmung! Es thut mir wirklich leid um die armen Leute. Werden sie ihre ganze Ernte einbüßen? Doch was hat Herr de Sainville damit zu schaffen, Amanda?“

„Er ist in dem Boote, Madame.“

„In dem Boote!“ rief Madame Marceau mit plötzlicher Angst. „Guter Himmel! was hat er in dem Boote zu thun! Die Leute könnten gewiß ihre Ernte retten, ohne daß Herr von Sainville sein Leben dabei auf das Spiel setzt.“

„Ich glaube, Madame versichern zu können, daß nicht die geringste Gefahr dabei ist. Aber der Ort ist so verlassen, daß nur ein einziger Mensch zu Hause war: die übrigen Leute waren draußen auf dem Felde und Herr von Sainville sah, daß keine Zeit zu verlieren war, deßhalb bot er seine Hülfe an.“

„Ich bin erstaunt,“ sagte Madame Marceau ungeduldig; „mein Bruder hätte den Leuten den Verlust ja ersetzen können. Ein paar Kornhaufen können doch mit der Gefahr, die er lauft, nicht in Vergleich kommen. Ist es weit oben am Flusse? Können wir etwas vom Ende des Gartens aus sehen, ich möchte wohl wissen? Ma bonne, wollen wir gehen und nachsehen?“

Frau von Jussac gab ihre Zustimmung. Es entstand ein Rauschen seidener Kleider; dann wurde die Thüre sanft zugemacht und Alles war still. Nathalie trat aus ihrem Verstecke hervor; Amanda, welche hinter den beiden Damen zurückgeblieben, stieß einen lauten Schrei aus.

„Ich bitte Mademoiselle um Vergebung,“ sagte sie, sich von ihrem Schrecken erholend, „aber ich wußte nicht,

daß Mademoiselle da waren; und als Sie so bleich und bange hervortraten —"

„Was gibt es? Sind Sie gewiß, daß keine Gefahr dabei ist? Was thut Herr von Sainville in dem Boote? Wie geschah das Alles?"

Das junge Mädchen sprach in kurzem, beinahe gebieterischem Tone. Amanda betrachtete sie mit einiger Verwunderung, antwortete jedoch gefaßt, der Fluß seie plötzlich in einiger Entfernung aufwärts über die Ufer getreten und habe die Kornhaufen, welche den armen Hüttenbewohnern gehören, die am Flusse wohnen, weggeschwemmt. Herr von Sainville ritt gerade vorüber, als dies geschah, und da er die Nothwendigkeit augenblicklicher Hülfe erkannte, war er vom Pferde gestiegen und hatte seine Hülfe angeboten.

„Und wie wissen Sie das?" fragte Nathalie.

„Ich traf eine Frau, welche nach Sainville eilte, um Hülfe zu holen und ein zweites Boot hinaufzuschicken."

„Eine hübsche Botin! Ihre Zeit damit zu verlieren, Ihnen dies Alles zu erzählen, statt in Einem fort zu laufen," rief das junge Mädchen ungeduldig.

Sie nahm ihren Shawl, der auf einem Stuhle lag, und ging rasch in den Garten hinab.

Sie fand Madame Marceau und ihre Freundin, welche an dem Ende der dritten Terrasse auf der Wasserseite standen. Sie trat näher. Eine Wendung des Flusses gestattete dem Auge, ziemlich weit den Strom hinaufzusehen. Das entgegengesetzte Ufer war bedeutend niederer als das, auf welchem das Schloß stand; ersteres hatte gelitten. Die Felder, welche Nathalie am Morgen noch frisch und grün gesehen, waren jetzt weit und breit mit schmutzigem und schwerem Wasser bedeckt, über welchem bleierne und düster aussehende Wolken hingen; in der Ferne sah sie einige dunkle Stellen, welche sich über den Strom erhoben, — es waren Kornhaufen. Ihr Herz that ihr wehe, wenn sie daran dachte, wie sie vor wenigen

Tagen einen ganzen Nachmittag in dem hohen Grase an dem Fuße eines Baumes gesessen hatte und den Mähdern in dem gelben Korne zugesehen und ihrem heiteren Gesange gelauscht. Ein schwarzer Punkt erschien in der Ferne: es war das Boot, welches zu dem überschwemmten Ufer hinüberfuhr; in dem größeren der beiden Ruderer glaubte Nathalie Herrn von Sainville erkennen zu können; sie war gewiß, daß er es sei, als er einen Augenblick aufstand und die Umrisse seiner Gestalt sich schwarz und deutlich von dem grauen Horizonte abhoben. Das Boot näherte sich dem nächsten Hausen; da entstand eine Pause, welche Nathalien nimmer enden zu wollen schien; endlich bewegte sich das Boot wieder, aber nur langsam, denn es war schwer beladen; in der Mitte des Stromes stand es sogar ganz still; und das Wasser sah so trüb und drohend aus, als es vorüberrauschte und seine geschwollene Flut von einem dünnen, weißen Schaum bedeckt war, daß Nathalie blaß wurde und ihr Herz zu schlagen aufhörte; aber die Ruderer standen nur still, um auszuruhen — bald bewegte sich das Boot wieder; in wenigen Minuten hatte es glücklich das Ufer erreicht.

Nathalie seufzte tief auf und sah Madame Marceau an, die Alles durch ihr Opernglas beobachtete. Sie ließ es sinken und sagte sehr ruhig:

„Etwas Aehnliches geschah auch im vorigen Jahre, glaube ich. Diese Leute hätten wohl vorsichtiger sein können. Armand ist so klug und muthig, daß ich nicht für ihn fürchte; ich erfuhr überdies, daß das Wasser nie über eine gewisse Höhe steigt."

„Wirklich?" sagte Frau von Jussac mit einem leichten Gähnen und schien sich wieder nach dem bequemen Sofa im Salon zurückzusehnen.

Nathalie sah mit Erstaunen ihre Ruhe und Gleichgültigkeit, die wohl ein Zeugniß ihrer Wohlerzogenheit sein mochte. Alles, was wie eine That, die zu voll-

bringen, ein Abenteuer, das durchzumachen wie eine Gefahr aussah, der zu trotzen war, auch wenn sie nur eine passive Theilnehmerin sein konnte, Alles drängte ihr Blut in rascheren Schlägen nach dem Herzen und machte ihr ganzes Wesen in tiefer Aufregung erzittern. Das Schreien und Lamentiren von Weibern und Kindern, welches der Wind deutlich an ihr Ohr trug, der Anblick des schwachen Bootes, das über den hochangeschwollenen, reißenden Strom glitt, des schwarzen Himmels drüber, der von drohenden Wolken schwanger ging, des Kornes, das jetzt von den Haufen weggerissen, von dem raschen Strome fortgeschwemmt wurde, der Gedanke an den Schaden so vieler Familien, an die Gefahr, der man sich ausgesetzt, um das kleine Eigenthum zu retten, an den Muth, der bei dieser Gelegenheit entwickelt wurde, wo man das Leben so gering achtete, weil ja ein Zweck damit erreicht werden sollte, — all' dies ergriff sie so lebhaft, daß sie nicht widerstehen konnte, in die Hände zu klatschen, als ein Boot von Sainville mit kühnen und eifrigen Ruderern wie ein Pfeil vorüberschoß und nach dem Schauplatze der Zerstörung steuerte.

„Wie kalt es ist!" sagte Frau von Jussac mit einem leichten Schauer.

„Ich glaube, wir werden bald Gewitter haben," bemerkte Madame Marceau.

Und mit gegenseitiger, stillschweigender Zustimmung gingen die beiden Damen nach Hause. Nathalie bemerkte nicht, daß sie weggegangen. Sie stand an dem Ufer des Wassers, halb vorgebeugt, mit der Hand die Augen überschattend und mit dem Blicke dem Boote folgend, das bald zu dem andern stieß.

Man machte sich nun rasch ans Werk. Die beiden Boote wetteiferten an Schnelligkeit und Eifer; sie durchkreuzten nach allen Seiten das Wasser, bald schwer beladen, bald leicht und leer. Endlich trat ein Stillstand ein; Alles, was von dem Korne gerettet werden konnte,

schien in Sicherheit gebracht zu sein; das Wasser strömte trübe und langsam über die überfluteten Felder und nur dann und wann wurde eine schwimmende Garbe von einem Wirbel des Stromes in die Höhe getrieben. Eines der Boote blieb zurück, um Alles zu retten, was etwa noch auf der Oberfläche schwamm; das andere kam langsam den Strom herab nach der Stelle, wo Nathalie stand, die sein Nahen beobachtete. Es trieb an das Ufer und hielt bei einem passenden Landungsplatze; Herr von Sainville sprang heraus, dankte dem Manne, der an seine Mütze griff und zu dem Orte zurückruderte, woher er gekommen war.

Da ihr Wirth sie sichtlich nicht bemerkte, wäre es für Nathalie wohl schicklicher gewesen, zurückzukehren, als zu bleiben. Aber sie war neugierig und naiv in ihrer Neugierde, eine ächte Südländerin, deßhalb wartete sie, bis Herr von Sainville zu ihr heraufkam. Er konnte einen leichten Ausruf der Verwunderung nicht unterdrücken, als er sie am Ufer des Wassers in dem leichten, im Winde flatternden Kleide und mit ängstlich fragendem Gesichte dastehen sah. Sie hielt irriger Weise seinen kurzen Ausruf für den Ausdruck des Schmerzes und rasch auf ihn zutretend, sagte sie lebhaft:

„Sind Sie verletzt, mein Herr?"

„Verletzt? Nein," antwortete er mit wachsendem Erstaunen, während sein fragender Blick sagte: „Was thun Sie hier?"

Sie bemerkte diesen Blick nicht und fuhr fort:

„Ist alles Korn gerettet?"

„Beinahe alles."

„Und kam kein Unfall vor?"

„Durchaus keiner."

„Aber, Sie fühlen sich wohl sehr erschöpft?"

„Nein, ich danke," antwortete er ruhig. „Ich war früher ein Liebhaber vom Rudern und habe die Uebung noch nicht verloren."

„Diesmal war es aber sehr gefährlich, nicht wahr?“ fuhr Nathalie fort.

„Nicht im Geringsten,“ antwortete er mit einem Lächeln. „Aber erlauben Sie mir die Bemerkung, daß Sie sehr Unrecht haben, hier bei dem finsteren Abend länger zu verweilen.“

Nathalie blickte umher; sie sah, daß die beiden Damen, welche sie ganz vergessen, weggegangen waren. Hinter ihnen und um sie her breitete sich der düstere und drohende Himmel und schien noch düsterer mit seiner Wolkenmasse in dem Spiegel des dunkeln und schmutzigen Wassers des angeschwollenen Stromes. Sie wandte sich lebhaft nach Herrn von Sainville um und sagte einfach:

„Ich hörte sie nicht gehen.“

„So waren meine Schwester und Frau von Jussac hier. Warum blieben Sie zurück? Hörten Sie nicht das Gewitter heranziehen?“

„Nein, ich sah nach den Booten und dachte nicht an den Himmel.“

„Und auch nicht an den Regen,“ sagte er, auf die großen Tropfen niedersehend, welche bereits auf die steinernen Treppen gefallen waren, auf denen sie standen; denn sie hatten sich nach Hause gewandt, während sie so sprachen und zu der zweiten Terrasse hinaufgingen.

„Glauben Sie, es werde donnern?“ fragte Nathalie, welche ihm voranging und sich nun mit plötzlicher Unruhe umwandte.

Ehe er noch antworten konnte, durchzuckte ein Blitz den Himmel hinter ihm; sie sah es nur an dem schwarzgelben Lichte, das über die ernsten Züge des Herrn von Sainville flog; sie wurde jedoch leichenblaß und zitterte vom Kopf bis zu den Füßen, als der Donnerschlag so rasch darauf folgte.

„Sie fürchten den Donner,“ sagte er mit einigem Erstaunen.

„Sehr,“ antwortete sie; und ihre blassen Lippen und

klappernden Zähne zeigten, daß diese Furcht nicht gemacht war.

Er warf einen lebhaften Blick um sich her; der Regen fiel dicht und der Himmel verdunkelte sich mehr und mehr.

„Es ist nicht daran zu denken, daß wir das Haus noch erreichen," bemerkte er in entschiedenem Tone; „wollen Sie die Güte haben und diesen Weg einschlagen?"

Er ging die Treppen hinab, während er dies sprach; die Steine waren bereits ganz naß und schlüpfrig. Er reichte ihr die Hand, sie nahm sie und folgte ihm schweigend über die Treppen: als sie ihn jedoch in den Park eintreten sah, konnte sie sich nicht enthalten, zu sagen:

„Wohin gehen wir, mein Herr?"

„Nach dem Pavillon," antwortete er kurz.

Dieser Pavillon war nur eine kleine Rotunde oder ein Lusthaus von bäurischer Arbeit. Das Dach war von Stroh und die Wände von jungen, ungeschälten Lärchenbäumen. Er stand an einem einsamen Orte, umgeben von großen, breitästigen Buchen. Tante Radegonde hatte ihn eines Tages Nathalien als Armands Lieblingsplätzchen bezeichnet; „er geht jeden Tag auf mehrere Stunden dorthin, um zu rauchen," sagte sie; „denn er weiß und respectirt meinen Haß gegen das Rauchen von Pfeifen und Cigarren im Hause." Der Regen floß in Strömen nieder; es war also keine Zeit zu Einwendungen: Nathalie widersetzte sich deßhalb auch nicht, sondern ging neben Herrn von Sainville einen schattigen und bedeckten Weg hin. In wenigen Minuten hatten sie den Ort erreicht; er drückte die Klinke auf; sie trat ein, er folgte ihr und schloß die Thüre hinter sich. Kaum waren sie drinnen, als das Gewitter mit all' seiner Macht losbrach. Blitz folgte auf Blitz und Donnerschlag auf Donnerschlag. Nathalie barg das Gesicht in den Händen und sah nur dann und wann erschrocken auf, während Herr von Sainville sie ruhig versicherte, daß wenig oder keine Gefahr vorhanden und der Sturm nicht so nahe sei, als sie wohl

denke; auch werde der Blitz eher von einem der hohen Bäume angezogen, als von ihrem kleinen, strohbedeckten Zufluchtsort. Das junge Mädchen suchte aufmerksam zu sein, sie achtete jedoch sichtbar mehr auf den Donner, als auf seine Gründe; endlich konnte er aber nicht umhin, sie zu fragen, weßhalb sie zurückgeblieben, da sie sich doch vor dem Sturme so sehr fürchte.

„Weil ich nicht an ihn dachte," war die ruhige Antwort.

Als das Gewitter nachließ und Nathalie sich ihrer Furchtsamkeit etwas schämte, nahm sie eine ruhigere Miene an und sah sich mit einem halb scheuen, halb neugierigen Blicke um. Der Zufluchtsort des Herrn von Sainville war nicht mit nutzlosem Geräthe angefüllt, denn es befanden sich nur zwei Stühle da, ein kleiner Schrank und ein runder Tisch, der in der Mitte festgemacht war, Alles von roher Arbeit. An einem Ende des Zimmers stand ein niederer Kamin; darüber hingen lange Pfeifen von seltsamer Gestalt und ein glänzender, halb aus der Scheide gezogener Dolch. Dem Kamine gegenüber war ein kleines Bogenfenster, das eine düstere Aussicht auf sich schlängelnde Alleen, Dickichte und Baumgruppen von melancholischen Tannen bot, welche man jetzt nur durch einen Schleier von dichtem Regen und bei dem bleichen Lichte flüchtiger Blitze gewahrte.

Nathalie fühlte ihr Herz zwischen Freude und Furcht schlagen. Als sie auf die verschwimmenden und klagenden Töne des Gewitters lauschte und in die wilde Gegend hinausblickte, welche in geheimnißvolles Dunkel gehüllt war, träumte sie sich, ein Reisender zu sein, der sich in einer Urwaldseinsamkeit verspätet und verirrt hatte. Herr von Sainville traf den Ton ihrer Stimmung, indem er bemerkte:

„Mademoiselle Nathalie, ich hoffe, meine Eremitage gefällt Ihnen. Ich bitte, lassen Sie Ihrer romantischen Phantasie freien Lauf und denken Sie sich mich als den

armen Eremiten, sich selbst als die Jungfrau aus alten Zeiten, welche diese einsame Zufluchtsstätte nach manchen gefährlichen Wanderungen endlich erreicht. Sie müssen naß und erkältet sein, — wollen Sie sich nicht wärmen, während ich mein Eremitenmahl herbeischaffe."

Sie wandte sich um; ein Holzfeuer krachte hell im Kamine: er zog einen Stuhl für sie herbei. Sie setzte sich an dem Feuer nieder, denn sie fröstelte; indessen öffnete er den Schrank und holte ein Glas, eine Flasche Wein und einen kleinen Laib Waizenbrod und setzte all' dies vor sie auf den Tisch.

„Ein wahres Eremitenmahl," sagte er; „obwohl ich glaube, daß die Eremiten Wasser tranken; da ich jedoch keinen hellen, klaren Strom in der Nähe habe — sind dies nicht die Worte? — der an meiner Thüre vorüberfließt, so muß ich mich mit Wein begnügen und habe einem unerwarteten Gaste nichts Besseres anzubieten."

Er schenkte einigen Wein aus, während er sprach; sie dankte, berührte ihn jedoch nicht; sie beugte sich über das Feuer herab und sah kalt und blaß aus; er sah sie besorgt an, sagte, sie werde sich sicherlich erkälten und drang in sie, den nassen Shawl abzulegen und ihre Füße zu trocknen. Es lag etwas freundlich Befehlendes in seiner Art und Weise; sie gehorchte mit schweigender Nachgiebigkeit und nahm Shawl und Schuhe ab. Ihr Wirth half ihr den ersten schütteln und als sie vor dem Kamine kniete und ihn an das Feuer breitete, nahm er einen von den Schuhen und hielt ihn an die Glut, um ihn rascher zu trocknen. Nathalie blickte mit stummer Verwunderung nach ihm auf. „Mon Dieu!" dachte sie, „was würde Madame Marceau sagen, wenn sie ihren Bruder meine Schuhe trocknen sähe?"

In ihrer Einfachheit glaubte das junge Mädchen dem Herrn von Sainville Unrecht gethan zu haben, daß sie ihn für so stolz gehalten, was er wirklich nicht zu sein schien. Er war es jedoch noch weit mehr. Neben seinem

persönlichen Stolze, den sie ihm mit Recht beigelegt, besaß ihr Wirth den Stolz seines Geschlechtes und seiner Geburt im höchsten Grade. Er war stolz auf seine Stellung — auf die er nie hindeutete, — auf seine Ahnen, die er als Mann von großem Tacte nie erwähnte, — kurz, auf alles, was ihn zu Armand de Sainville machte. Aber der Stolz des alten französischen Adels ging von je Hand in Hand mit einer ritterlichen Artigkeit des Benehmens, das ihn noch heute auszeichnet. Nathalie brauchte sich nicht über ihren Wirth zu wundern, wenn sie ihn so philosophisch um sie bemüht sah; er gehörte zu der Gattung von Gentilhommes, deren aristokratischer Monarch Louis XIV. vor dem ärmsten Bauernmädchen, das ihm begegnete, sein Haupt entblößte und sich tief verbeugte.

Während Herr von Sainville ihren Schuh trocknete, betrachtete er ihn etwas neugierig. Nathalie als eine ächte Französin, obwohl in ihrer Kleidung ungemein einfach, war um ihre chaussure sehr eifrig besorgt. Der Schuh, welchen er in der Hand hielt, war nur von schwarzem Satin, aber so klein, von so hübschem Schnitt und so coquett, daß er, obwohl nicht von Glas, mit dem berühmten Pantoffel der Cinderella rivalisiren konnte. Er konnte ein Lächeln bei seinem Anblicke nicht unterdrücken und drehte ihn wie ein Kinderspielzeug in der Hand um. Mit gutmüthigem Vorwurf fragte er Nathalien, ob sie wirklich glaube, daß solches eitle, kleine Zeug etwas nütze. Sie schien etwas ungehalten, ihre Lieblingsschuhe auf diese Art verleumdet zu sehen, und antwortete lebhaft, daß, so leicht sie auch scheinen, sie doch gut und dauerhaft seien; er aber schüttelte den Kopf und sah ungläubig aus.

Der Shawl war bald getrocknet, ebenso auch die Schuhe; Nathalie zog sie ruhig an, wie sie glaubte, unbemerkt von Herrn von Sainville, der an der einen Ecke des Kamines stand und in sich selbst verloren auf die glühenden Kohlen des Herdes herabsah. Als sie aufstand, fiel ihr vom Regen naß gewordenes Haar in aufgelösten

Flechten nieder; sie steckte es trotz der Feuchtigkeit ungeduldig wieder auf, als er ruhig bemerkte:

„Lassen Sie Ihr Haar trocknen, Mademoiselle Nathalie; es ist ganz naß."

„Er sieht Alles," dachte das junge Mädchen verdrießlich; sie gehorchte jedoch schweigend und kniete nochmals ihm gegenüber nieder. Er schien zerstreut; sie hätte gerne gewußt, an was er wohl denke und sah verwundert zu ihm auf; die Folge war, daß er ihrem Blicke begegnete und als sie verlegen schien, sie fragte, welche von den Pfeifen ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen.

„Diese hier sieht wirklich eigenthümlich aus," antwortete Nathalie ausweichend, welche zu offen war, um eine Entschuldigung zu lieben oder anzunehmen

„Das ist keine Pfeife," sagte er, es herabnehmend, „sondern eine Pistole."

Sie sprang erschrocken auf; er lächelte und versicherte, daß keine Gefahr dabei sei; Nathalie aber schien ungläubig und unbehaglich; sie hatte den Verdacht, Pistolen seien immer geladen und stets auf dem Punkte loszugehen. Sich jedoch der Furcht schämend, die sie gezeigt, kniete sie nieder, konnte sich aber des Gedankens nicht erwehren, Herr von Sainville müsse ein sehr argwöhnischer Mann sein, daß er solch' tödtliche Waffen in diesem stillen Sommerhause bei sich habe.

„Es ist eine Reisegewohnheit," sagte er ruhig: „ich versichere Sie, man hat ein eigenthümliches Gefühl von Sicherheit und Unabhängigkeit, mit diesem kleinen Instrumente in der Hand," — er spielte damit, während er sprach, — „obwohl es nicht halb so gefährlich aussieht als jene Pfeife, müßte es seltsam zugehen, wenn ich nicht mein eigener Herr bliebe. Das Gesetz ist ein gutes Ding; die Polizei ist sehr nützlich; wachsame Diener sind nicht genug zu loben; aber das, was den Menschen in den Stand setzt, ohne sie zu handeln, ist weit besser."

Er hing das Pistol während dieser Worte wieder an

seine Stelle; als er bemerkte, daß das Glas Nathaliens noch voll war, drängte er sie, etwas von dem Weine zu trinken, den er für sie eingeschenkt.

„Er wird Ihnen munden," sagte er ruhig.

Sie hob das Glas an ihre Lippen, setzte es aber plötzlich wieder nieder und sah ihren Wirth an: er lächelte und schien sich ihrer Ueberraschung zu freuen.

„Das ist ja provençalischer Wein," sagte sie mit einiger Bewegung; „Ciotat Muskat, den ich nicht mehr kostete, seit ich nach der Normandie kam."

„Ja, es ist Ciotat; ich trank ihn in Arles und fand ihn so angenehm, daß ich mir bei meiner Hieherkunft ein bestimmtes Quantum kommen ließ."

„Arles? Sie waren in Arles?" rief das junge Mädchen, sich lebhaft nach ihm umsehend und ihn vom Kopf bis zum Fuß betrachtend, als ob die einfache Thatsache, daß er in Arles gewesen, eine Veränderung in ihm hervorgebracht haben müßte.

„Ja, wirklich, ich war dort; ich kam von Beaucaire."

„Beaucaire!" unterbrach sie. „Sie waren auch in Beaucaire? Sahen Sie die große Messe?"

„Ich ging vor vier Jahren zu diesem Zwecke dahin."

„Mon Dieu! Es war gerade um dieselbe Zeit, daß ich mit meiner Tante dorthin kam. Wie seltsam, daß wir uns nicht begegneten!"

„Ja," sagte er ernst, „es ist sehr seltsam."

„War es nicht eine hübsche Messe? Wie heiter sahen die engen Straßen mit den Schilden von blauem, rothem und gelbem Tuche aus, die von der einen Seite zur andern hingen, und die weiße Leinwand, die über Alles gespannt ist! Und dann die reichen Waaren, die vor jeder Thüre ausliegen! Teppiche, kostbare Waffen, reiche Seidenstoffe und Juwelen in Haufen, — ja, Alles war da! Meine Tante sagte mir, einzelne von diesen Kaufleuten seien Hunderte von Meilen weit gereist, um

hier ihre Waaren zur Schau zu bringen und zu verkaufen. Ich glaube, es waren Leute von jeder Nation unter der Sonne da. Ich sah Italiener, Spanier und Deutsche auch unter den Europäern; ich kümmerte mich jedoch am meisten um die Türken, welche so feierlich aussahen; die Armenier, die so schlaue Gesichter hatten, und die Griechen, welche so hübsch waren! Haben Sie sie auch gesehen? Meine Tante sagte, es sei der schönste Markt, der je zu Beaucaire gewesen; und obgleich wir nur für einige Tage kamen, so blieben wir doch die ganze Woche."

„Ich auch," sagte Herr von Sainville.

„Dann haben wir uns sicher auch begegnet," rief Nathalie, sichtlich erfreut; „natürlich kannten wir uns nicht, — ich war weit kleiner, als jetzt, aber wir begegneten uns auf dem Wege zu Beaucaire."

Sie sprach, als wären sie alte Bekannte, und wirklich, nichts hätte sie in diesem Augenblicke überzeugen können, daß dem nicht so sei. Sie hatte vor Jahren eine Woche in Beaucaire zugebracht, er gleichfalls: — die Stadt war klein, ihr Weg war auf die Hauptstraßen beschränkt gewesen, was bei ihm wiederum der Fall sein mußte; es war klar, sie hatten einander begegnet, — und wenn sie sich begegnet, wie konnten sie Fremde sein? Von dieser Stunde wurde das Datum ihrer Bekanntschaft um viele Jahre zurückgerückt. Er machte denselben Gedankengang, denn er sagte mit einem Lächeln:

„Wir sahen einander sicherlich; wirklich, ich glaube mich zu erinnern, ein junges Mädchen von vierzehn Jahren auf dem Boote bemerkt zu haben, das mich nach Arles brachte, und sie war ganz, wie Sie," fügte er hinzu, indem er sie fest ins Auge faßte.

„War sie mit einer alten Frau?" fragte Nathalie ernst.

„Allerdings — mit einer alten Dame."

„Und hatte sie ein weißes Mousseline-Kleid an?"

„Ich glaube, ja."

„Wie seltsam!" sagte Nathalie, wie es schien, sehr erfreut.

„Ich sehe dabei nichts Seltsames," antwortete er sehr ernst; „wir waren mit einander auf dem Markte und gingen mit demselben Boote ab — es ist ganz natürlich."

„Ja, allerdings, wenn ich nur nicht auf dem Boote nach Hause gereist wäre," antwortete Nathalie, welche sehr heiter und muthwillig zu werden begann.

Herr von Sainville schien etwas verlegen. Er war ein ernster Mann, der die Mädchen nicht kannte; er hatte sicherlich nicht erwartet, daß ein junges Mädchen die Kühnheit so weit treiben werde, ihm in das Gesicht zu scherzen. Er runzelte die Stirne und sah mit mißvergnügter Miene auf sie herab, — aber wenn sie auch erröthete, sah sie ihn doch ohne Furcht an. Er konnte dem Lächeln nicht widerstehen, und sagte in gut gelauntem Tone, so müsse ihn eine zufällige Aehnlichkeit getäuscht haben.

„Wie gefiel Ihnen Beaucaire, mein Herr?" Nathalie beeilte sich diese Frage aufzuwerfen, denn sie wußte nicht, ob sie zu weit gegangen und wollte dem Gespräche eine andere Wendung geben.

„Nicht halb so wohl, als Arles."

„Dann gefiel Ihnen also Arles?" rief sie, indem sie sinnend zu ihm aufsah, während ihre Stimme zitterte, als sie den Namen ihrer geliebten Vaterstadt nannte.

„Wer würde diesen ehrwürdigen, alten Ort nicht lieben, mit seinen großen Ruinen, von denen einzelne so frisch aussehen, als hätten die Römer sie erst gestern verlassen, mit seinen Frauen, deren seltene Schönheit sich mit keiner andern vergleichen läßt; denn sie haben einen Reiz zwischen orientalischem Feuer und classischer Grazie und selbst wenn sie am ruhigsten zu sein scheinen, so liegt doch in ihrem Blick und ihrer Miene noch etwas von südlicher Leidenschaft."

O fein und wohlberechnet ist die Schmeichelei des

Landes und des Volkes, das wir lieben! Nathalie fühlte die Macht derselben in dem tiefsten Grunde ihres Herzens. Als Herr von Sainville sprach, stieg eine glänzende Vision langsam an der dunkeln Wand der Eremitage vor ihren Blicken auf: sie sah die breite Rhone an dem Fuße einer finsteren und alten Stadt vorüberfließen, die sich gekrönt von römischen Ruinen in dem warmen Sonnenlichte zum dunkelblauen südlichen Himmel erhob. Sie sah das Bild und konnte ihre Augen nicht losreißen, bis diese sich mit Thränen umnachteten. Die Vision verschwand: sie erblickte nichts als die dunkle Nacht draußen; die von Feuer erhellte Einsiedelei und Herrn von Sainville, der vor ihr stand, und freundlich auf sie niedersah.

„Ich habe Sie verletzt."

„O nein, mein Herr. Sie machten mich sehr glücklich! Seit ich Arles verließ, habe ich Niemanden gefunden, der es gesehen oder sich darum bekümmert."

„Armes Kind!" sagte er theilnehmend, „der Wechsel muß groß gewesen sein — von der Provence nach der Normandie."

„Das Heimweh verfolgte mich ein ganzes Jahr. Ich konnte nicht schlafen und kaum essen. Der Arzt sagte, ich müsse nach dem Süden zurück, sonst würde ich sterben; aber er täuschte sich, mit Gottes Hülfe ging es besser."

Herr von Sainville war nicht gewöhnt auszufragen; er schien jedoch in diesem Augenblicke in neugierigerer Stimmung, denn er machte mancherlei Fragen in Beziehung auf das Leben Nathaliens bei Mademoiselle Dantin. Ihr Herz war für ihn offen, seitdem sie wußte, daß sie sich in Beaucaire getroffen und sie antwortete ihm daher frei auf seine Fragen. Einige kurze Umrisse, ohne gehässige Färbung schilderten Mademoiselle Dantin. Der kleine Chevalier wurde nicht vergessen. Sie sprach von ihren Lieblingszöglingen; von dem Trennungsschmerze; von ihren einsamen Spaziergängen im Garten, von den süß verträumten Stunden in ihrem einsamen Zimmer;

und in Allem, was sie sagte, lag etwas mädchenhaft Pikantes, das sich mit einer einfachen und natürlichen Grazie verband. Er lauschte ihren Worten, dann und wann lächelnd, was davon zeugte, daß er aufmerksam auf ihre Worte achte, und doch lag in seiner Art und Weise wiederum etwas Zerstreutes, was es sehr schwer machte, zu sagen, wie weit es sich wirklich für die bereitwilligen Antworten auf seine Fragen interessire, — wie viel Artigkeit und wie viel Theilnahme im Spiele sei.

„Ihr Leben in der Schule muß sehr traurig gewesen sein?" sagte er endlich. „Gingen Sie nicht zu Vergnügungspartieen — zu Bällen oder dergleichen?"

„Ich war bei fünf Bällen," antwortete sie mit dem pünktlichen und genauen Gedächtnisse einer Person, deren Vergnügungen sehr seltener Art waren.

„Lieben Sie das Tanzen?"

Sie sah ihn verwundert an. Ob sie es liebte! Was diese ernsten Leute, die nichts lieben, seltsame Fragen aufwerfen!

„Ja," antwortete sie, „ich liebe es sehr."

„Mehr als diesen provençalischen Ciotat?" sagte er, auf ihr Glas blickend.

Nathalie trank den Wein: als sie jedoch ihr leeres Glas auf den Tisch stellte, erinnerte sie sich, daß Herr von Sainville noch nichts gekostet. Der Schrank stand offen; ihr Auge flog darüber hin; es war kein zweites Glas vorhanden, denn sie war der erste Gast, den er in der Eremitage empfangen und bewirthet hatte.

„O, mein Herr!" sagte sie mit schmerzlichem Ausdruck, „Sie bedürfen dieses Weines nach Ihrer Anstrengung weit mehr, als ich. Sie sehen blaß und angegriffen aus; ich bin versichert, sie bedürfen seiner nöthiger."

Er lächelte über ihrem ernsten Tone; sagte, daß er ihr Glas borgen wolle, und schenkte sich einigen Wein ein. Dann lehnte er sich in seinen Stuhl zurück und trank langsam, indem er sie fortwährend im Auge behielt.

„Es gibt keine Weine, wie die südlichen," sagte er, einen Augenblick inne haltend; „so leicht, so geistig."

Sie nickte zustimmend, als wollte sie sagen: „das glaube ich," und sagte dann laut: „O! nein; kein anderer gleicht ihnen."

„Und ich glaube," fuhr er bei der nächsten Pause fort, „dieser provençalische Ciotat übertrifft jeden andern Südwein."

„Glauben Sie wirklich?" rief Nathalie und sah erfreut aus; „oder amüsirt es sie nur, zu sehen, wie thöricht ich mich über diese arme Provence freuen kann?" fügte sie etwas zweifelhaft hinzu.

„Mademoiselle Nathalie," sagte er lebhaft, „Sie sind unbarmherzig. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich von der Provence alles für gut und schön halte."

Er beugte sich etwas vor, während er sprach und es lag eine ungewöhnliche Wärme in seinem Blicke und Tone, welche Nathalien erröthen machte; sie wußte nicht, ob er ein Compliment sagen wollte. Bei einigem Nachdenken hielt sie dies für unwahrscheinlich und sagte etwas schelmisch:

„Den Ciotat besonders."

„Ja, natürlich, den Ciotat," antwortete er, sein leeres Glas niedersetzend, und sah ziemlich zerstreut aus.

„Weßhalb trinken Sie denn nicht mehr?" drängte sie; „Sie müssen sehr ermüdet sein."

„Sie scheinen dies sehr bestimmt anzunehmen."

„Ich weiß, es war eine gefährliche und anstrengende Arbeit."

„Auf mein Wort, es war keine Gefahr dabei."

„Wie, keine Gefahr?" sagte Nathalie unangenehm enttäuscht.

„Ihnen zu lieb will ich eingestehen, es war etwas Gefahr dabei. Sie scheinen das Gefährliche zu lieben?"

„Ich liebe Alles, was einem Abenteuer gleicht," gestand sie offen: „alles, was außerhalb der Routine des

gemeinen Alltagslebens liegt. Ich liebte die ferne Gefahr, der ich mit klopfendem Herzen zusah; den Sturm liebte ich selbst, als ich mich am meisten fürchtete. Ich bin gerne hier in der Nacht an diesem Orte, der so wild und einsam aussieht, daß man glauben möchte, er liege Meilen weit von irgend einer menschlichen Wohnung. Ich sitze gerne hier und blicke auf die düsteren Buchen, die ihr feierliches Zwielicht um sich her werfen, — und sehe mit leichtem Schauer in die geheimnißvolle Ferne, und wenn ich mich am meisten fürchte, vergleiche ich gerne die Dunkelheit der Nacht draußen mit der Wärme und dem heiteren Lichte hier."

Sie beugte sich halb über das Feuer hinab, während sie sprach und schien sich in dieser Stellung sichtlich behaglich zu fühlen. Das Holz brannte hell in dem Kamine; die Nacht war finster draußen, aber die Flamme beleuchtete Alles rings umher mit ihrer flackernden und hellen Glut. Ein warmer Strahl fiel auf die ernsten Züge Herrn von Sainvilles, wie er so an der einen Seite des Kamines, den Ellbogen auf den niedern Mantel gestützt, dasaß und flog über das belebte Gesicht und das gesenkte Profil des jungen Mädchens, das ihm gegenüber saß. Donner und Blitz hatten lange aufgehört; aber der Regen fiel noch in dichten Strömen und der Wind brauste mit leisem und klagendem Tone durch die einsame Allee. Es entstand eine kurze Pause.

„Ja, es ist doch ein sehr einsamer Ort," sagte Nathalie kaum athmend.

„Lieben Sie die Einsamkeit?" fragte Herr von Sainville.

„Ich möchte nicht gerne hier allein sein," war ihre offene Antwort.

„Die Einsamkeit ist allerdings eine zu ruhige und stille Dame für Sie, mein Kind."

„Mon enfant" ist — obwohl nicht im selben Grade vertraulich, wie unser deutsches „mein Kind," doch immer-

hin für eine zuneigungsvolle Offenheit, welche Nathalie von Herrn von Sainville nicht erwartet hatte; ihre Bekanntschaft war an diesem Abende jedoch bereits inniger geworden. Es konnte ihr dieß nicht entgehen und sie blickte ihn gedankenvoll an. Er bemerkte es nicht, denn er hatte sich erhoben und stand an dem Fenster, um auf den Regen und Wind draußen zu lauschen.

„Es regnet kaum mehr," sagte er nach einer Pause. „Ich glaube, Mademoiselle Nathalie, es wird das Beste sein, wenn ich allein nach dem Schlosse gehe und Ihnen einen Diener mit Mantel und Allem, was Sie sonst brauchen, schicke."

Nathalie machte keinen Einwurf, aber sie sah Herrn von Sainville nicht gerade mit dem Gefühle der Sicherheit Anstalten zum Gehen machen. Der einsame Ort mit seiner wilden Aussicht und dem tiefen Dunkel der Nacht ringsum, flößten ihr Furcht ein, — sie wußte selbst nicht, weßhalb. Sie wollte jedoch nichts dagegen sagen; kaum hatte sich aber die Thüre hinter ihm geschlossen, als sie die Furcht überwältigte; sie verließ ihren Stuhl, sprang eilends zur Thüre und sagte, sie weit öffnend, mit voller Angst:

„Ich möchte lieber nicht warten, mein Herr; ich würde gerne mit Ihnen gehen."

„Ich mache Sie darauf aufmerksam," sagte er zurückkommend, „daß es vielleicht mehr Abenteuerliches dabei gibt, als Sie glauben. Ich habe bereits mehre neu entstandene Inseln und verschiedene unbekannte Seen bemerkt."

Nathalie beugte sich vor und steckte ihr anmuthiges Köpfchen hinaus, denn der Regen hatte noch nicht ganz aufgehört. Die Aussicht war nicht eben sehr reizend. Der Abend war herangebrochen: über einer weiten, mit Wasserpfützen bedeckten Grasfläche hing ein grauer und düsterer Himmel, an welchem der blasse Mond mit schwachem und zitterndem Lichte schimmerte; zwischen Erde und Himmel

schwebte ein dünner, weißer Nebel, welcher das Schloß, das bereits sehr entfernt war, noch ferner rückte. Nathalie stieß einen Schrei des Entsetzens aus. Er drängte sie, nicht den Versuch zu machen. Sie setzte einen Fuß vor, machte einen Schritt und zögerte wieder. Er glaubte, sie wolle nun nachgeben und bleiben. Deßhalb ging er; aber sie stieg rasch die Treppe von Holz herab und stand bald neben ihm.

„Ich kann nicht hier bleiben," sagte sie.

„Vor wem fürchten Sie sich?"

„Vor dem Wind, vor dem Regen, vor Allem."

Er lächelte, unterließ es jedoch, Einwendungen zu machen. Er half ihr den Shawl über den Kopf ziehen, warf, was sie wohl bemerkte, einen zweifelhaften Blick auf die Atlasschuhe und bot ihr seinen Arm. Der Wind war sehr stark und trieb den Regen in Nathaliens Gesicht; aber sie freute sich über den Kampf, lachte und schüttelte heiter die glänzenden Tropfen von ihrer Wange, der die Luft eine erhöhte Glut verliehen. Sie sah wie die Verwirklichung jener liebenswürdigen Louise aus, von deren Wange der Dichter den Regen des Gebirges wegzuküssen wünscht. Sie waren noch nicht weit gegangen, als eine plötzliche Pause entstand. Sie sah verlegen aus und hielt inne; er that, als bemerkte er nicht, daß ihr Schuh verloren gegangen. Sie war nicht fünf Schritte weiter gegangen, als der andere Schuh in der nassen Erde stecken blieb. Diesmal lächelte er. Nathalie schien sehr ärgerlich und fragte, ob es die Schuld des Schuhes, wenn der Boden feucht sei? worauf er ernst erwiederte, „gewiß nicht." Als dieser angenehme Fall mehrmals eingetreten war, verlor Nathalie die Geduld, erklärte, die Schuhe mögen zurückbleiben, wenn sie wollen, da sie auch ohne sie gehen könne.

„Nein, mein liebes Kind," sagte er mit gebietender Freundlichkeit, „das werden Sie nicht thun; Sie werden

in die Eremitage zurückkehren, sich wieder wärmen und warten, bis ich Ihnen Alles sende, was Sie nöthig haben."

„Gut, mein Herr," sagte Nathalie mit kindlichem Gehorsam, denn sie war von der gutgelaunten und nachsichtigen Geduld gerührt, mit welcher er alle ihre Capricen ertragen.

Als er ihr bereitwilliges Eingehen auf seinen Wunsch vernahm, lobte er sie ob ihres Gehorsams, versprach bald Jemanden zu senden und ging weiter, während sie allein nach der kleinen Eremitage zurückkehrte.

Dreizehntes Kapitel.

Nathalie öffnete die Thüre zögernd. Es gibt eine namenlose Art von Furcht, die kein Beweis, kein Grund zu bannen vermag. Der Ort war noch ganz so, wie sie ihn verlassen, — ruhig und stille. Das Feuer jedoch war herabgebrannt; sie schloß die Thüre, trat näher und bückte sich, um es wieder anzuschüren. Ein leises Geräusch machte sie erschrocken aufblicken: die Thüre öffnete sich leise, ein Schatten fiel auf den Boden. In dem Zwielichte sah sie die Gestalt eines Mannes, der auf der Schwelle stand: sie nahm an, es sei Herr von Sainville, der aus irgend einem unbekannten Grunde wieder zurückgekehrt.

„Was ist geschehen, mein Herr," fragte sie, lebhaft sich aufrichtend; sie fuhr jedoch alsbald wieder mit einem schwachen Schrei zurück, denn bei dem flackernden Lichte konnte sie sehen, daß es nicht Herr von Sainville, sondern sein Neffe sei.

Es lag etwas in der plötzlichen Art, mit welcher Charles Marceau vor der Dame seines Herzens zu erscheinen pflegte, das stets ihre Nerven unangenehm affizirte, wie eine unerwartete Erschütterung. Sie stand stumm und blaß vor ihm, die Hand auf den Tisch gestützt; denn sie bedurfte dieser Unterstützung. Er trat näher an den Kamin und bückte sich, um ihr ins Auge zu blicken.

„Mademoiselle Montolieu!" rief er in dem Tone großer Ueberraschung, „ich konnte kaum hoffen, so glücklich zu sein."

Nathalie sah ihn ungläubig an und war es auch. Es war allerdings seltsam, daß er ihre Anwesenheit hier wissen sollte; und doch konnte sie nicht glauben, daß er zufällig gekommen. Sie sah ihn mißtrauisch an: er stand auf demselben Platze, den noch vor wenigen Minuten sein Oheim eingenommen; sein Arm ruhte auf dem Kaminmantel und unterstützte den Kopf, der leicht gebeugt war. Sie konnte seine Züge nicht sehen; aber sie bemerkte, daß sein nasses Haar über seine blassen Wangen herabhing; seine Kleider schienen vom Regen ganz durchnäßt zu sein. Es entstand eine kurze Pause; bald jedoch redete er sie mit seiner sanften und melancholischen Stimme an:

„Glauben Sie mir, es bedurfte dieses fröstelnden Schweigens nicht, um zu verstehen, daß Ihr Groll noch nicht gebrochen ist. O, es ist seltsam, es ist bitter, daß eine tiefe und innige Liebe nichts als diesen unerbittlichen Widerwillen erzeugen kann!"

Er blickte auf, während er in bewegtem Tone diese Worte sprach. Nathalie blieb kalt und stille. Sie war in ihrer Art allerdings romantisch; solche Sprache fand jedoch bei ihr keine Sympathie. Es ist dies kein ungewöhnlicher Fall; der Schlüssel, mit welchem wir den Weg zum Herzen Anderer gewinnen oder zu gewinnen suchen, ist nicht immer der, mit welchem man unser eigenes Herz erschließen kann. Als er sie so vor sich stehen sah, kalt

und stumm, wie eine Marmorstatue, konnte der junge Mann nicht umhin, beinahe ärgerlich auszurufen:

„Was habe ich gethan? Sie lieben, ist kein Verbrechen! Was habe ich gethan, um so behandelt zu werden?"

„Darf ich fragen, was Sie unter diesem „so behandelt" verstehen?" sagte sie trocken.

„Sie lasen nicht mal einen Brief, der die achtungsvollste Liebe athmet. Was konnten Sie von ihm fürchten?"

„Nichts!" war die ruhige Antwort.

„Warum dann so grausam, ihn ungelesen zurückzusenden?"

„Aus zwei Gründen: erstens, weil mir die Art, wie Sie den Brief sandten, mißfiel; zweitens, weil ich mich stillschweigend gegenüber von Madame Marceau für verpflichtet hielt, keine Verbindung irgend einer Art mit Ihnen zu unterhalten."

Sie sprach mit gefaßter Ruhe. Er blieb finster und schweigsam. Sie begann wieder:

„Aus demselben Grunde werde ich mich Ihnen nicht verpflichtet erachten, wenn Sie die Güte haben wollen, diese Unterredung abzubrechen. Ich brauche Ihnen sicher nicht zu sagen, wie unangenehm es mir sein müßte, wenn Sie so lange hier blieben, bis der Diener kommt, den ich jeden Augenblick erwarte."

„Sagen Sie lieber, daß jeder Augenblick meines Hierseins Ihnen verhaßt ist," antwortete er bitter, denn ihre furchtlose Gelassenheit, die an Gleichgültigkeit grenzte, beleidigte ihn tief.

„Es ist wenigstens unpassend, mein Herr!" antwortete sie ungeduldig, da seine wiederholten Behauptungen, daß er glaube, sie hasse ihn, sie langweilten.

„Und weßhalb unpassend?" drängte er in demselben bitteren Tone; „Sie waren eine Stunde oder mehr mit meinem Oheim hier allein; warum sollte es so unpassend sein, wenn ich wenige Minuten mit Ihnen allein bleibe?"

„Sie wußten, daß er hier war?“ rief Nathalie mit erneuertem Mißtrauen zurücktretend.

„Ja, ich wußte es,“ antwortete er, seinen Blick zu dem ihren erhebend und sie fest ansehend; „ja, ich wußte es. Ich stand vor diesem Fenster in dem Regen und sah Ihnen zu: nicht ein Blick, nicht ein Lächeln, nicht eine Bewegung während der letzten halben Stunde ist meinem Auge und meinem Gedächtnisse entgangen. Ich strengte mein Ohr an, um den Ton Ihrer Stimme zu vernehmen, wenn ich Ihre Lippen sich bewegen sah; aber der Wind war zu stark und nur einmal konnte ich Sie vernehmen: es war, als Sie lachten. Aber es war ganz natürlich, daß ich draußen stehen mußte und dem scharfen Nachtwinde für die Kühlung meines fieberhaft aufgeregten Blutes dankte; ganz natürlich, daß der, der kein solches Fieber zu kühlen braucht, bei Ihnen hier sein durfte. Er stand, wo ich jetzt stehe; Sie knieeten hier, um Ihr Haar an dem Feuer zu trocknen; er hätte es berühren können, wenn er seine Hand so ausgestreckt, Sie hielten es jedoch nicht für nöthig, so weit von ihm zu sein oder wie jetzt hinter dem Tisch zu stehen, und noch den Blick nach der Thüre zu richten. Er sprach ziemlich kalt, wie mir schien, Sie aber lächelten, lachten und schienen heiter. Sie tranken dies Glas aus; als Sie dies gethan, trank er gleichfalls daraus und seine Lippen berührten vielleicht dieselbe Stelle, die die Ihrigen berührt hatten. Er ging allein, Sie folgten ihm aus freiem Antriebe; er bot Ihnen seinen Arm, Sie nahmen ihn ohne Zögern, der Boden war an manchen Stellen schlüpfrig, er half Ihnen hinüber und Sie scheuten sich nicht vor ihm. Ich habe nicht mal verlangt, den Saum Ihres Kleides berühren zu dürfen, und Sie wenden sich mit Widerwillen von mir ab. Weßhalb das? Warum darf der, der Sie nicht schätzt, sich, wie ich zugebe, unschuldige Freiheiten erlauben, die mir, den sie entzücken würden, versagt sind?“

Er sprach mit rascher und eifersüchtiger Leidenschaft.

Eine brennende Röthe des Zornes und der Scham färbte Nathaliens Wangen; sie dunkelte mit jedem Worte, das er sprach, mit jedem Bilde, das er hervorzauberte.

„Mein Herr!“ sagte sie in zorniger Rechtfertigung, „ich kann mich ungezwungen gegenüber von Herrn von Sainville bewegen, da er mein Wirth und, ich glaube, mein Freund ist; ja auch, weil er, wie Sie sagen, keinen Werth auf diese Freiheiten legt.“

„Und woher wissen Sie, daß dies der Fall ist?“ rief Charles Marceau, mit der ganzen Unüberlegtheit und maladresse ächter Eifersucht; „glauben Sie, er werde sich etwas merken lassen? Sind Sie nicht schön in seinen Augen, wie in denen jedes andern Mannes? Oder liegt ein Zauber auf seinen Augen, daß er es nicht sehen sollte?“

„Und wenn dem so wäre, mein Herr, wenn er es sähe,“ rief Nathalie mit ununterdrückter Entrüstung sprechend, „würde ich gegenüber von ihm ganz dieselbe bleiben, wie Sie mich diesen Abend beobachtet haben.“

„Und weßhalb?“ fragte Charles Marceau finster; „weshalb?“

„Weil ich Vertrauen, unbegrenztes Vertrauen in die Ehrenhaftigkeit des Herrn von Sainville habe.“ Ihr Auge funkelte, als sie dies sagte, ihre Wangen waren geröthet, ihre Lippen zitterten und sie preßte die gefalteten Hände an ihren Busen. Der junge Mann wurde leichenblaß.

„Soll ich das so verstehen,“ fragte er in leisem Tone, „daß Sie einen Zweifel in meine Ehrenhaftigkeit setzen?“

Sie wandte sich lebhaft nach ihm um und antwortete mit einiger Bewegung: „nein, mein Herr, das verhüte der Himmel.“

Es lag in diesem Augenblicke etwas so Wahres und Vertrauungsvolles in ihrem Gesichte, daß er nicht errathen konnte, dies sei nur die zurückbleibende Spur ihrer frühe-

ren Aufregung und deßhalb faßte er plötzlich einige Hoffnung.

„Wenn Sie mir somit nicht mißtrauen," sagte er etwas ungestüm, „wenn Sie so freundlich sind, einiges Vertrauen zu mir zu haben, so hören Sie mich wenigstens an, ich bitte."

Nathalie schüttelte entschieden verneinend den Kopf.

„Ich habe genug gehört," sagte sie; „Sie sprachen zu mir, wie niemand je zu mir gesprochen; möge ich niemals wieder eine solche Sprache hören. Mein Herr, es ist nicht genug, nur zu lieben; es heißt weit mehr, mit Zartgefühl zu lieben, keine Aeußerungen, Anklagen und Anspielungen laut werden zu lassen, die eine Frau unverdient erröthen machen. Ich weiß," fügte sie hinzu, als sie bemerkte, daß seine Stirne sich umwölkte, „die Offenheit beleidigt Sie; ich kann jedoch nichts mehr von dem zurücknehmen, wozu Sie mich gereizt haben. Sie sind stolz. Sie mögen meine Worte übel aufnehmen und das Gefühl der Kränkung, wenn Sie wollen, jedes andre in Ihrem Herzen verdrängen, — ich werde mich nicht darüber beklagen."

Er blickte mit einer Miene des Zornes auf sie herab, in die sich eine unwiderstehliche Zärtlichkeit mischte.

„Sie brauchen mich nicht zum Hasse gegen Sie zu drängen," rief er leidenschaftlich; „ich weiß, ich sollte Sie hassen und weiß, daß ich es noch thun werde, aber ich weiß auch, daß ich es jetzt nicht kann. Stolzes Mädchen! Wissen Sie das? wissen Sie, daß Sie nie so bezaubernd aussehen, als mit diesem stolzen Blick und diesem verächtlichen Lächeln? Wissen Sie, daß gerade Ihr Stolz anzieht, wenn er am meisten abzustoßen scheint; daß ein Reiz darin liegt, der mich unwiderstehlich zu Ihren Füßen zwingt?"

Nathalie blieb unbewegt. Vergeblich vertheidigte er seine unzarte Sprache, die nur aus seiner Leidenschaft und einer augenblicklichen und thörichten Eifersucht entsprang;

sie konnte nicht vergeben, daß er am Fenster beobachtet und am wenigsten, daß er aus dem Gesehenen solche Schlüsse zog. Er suchte zu erklären und machte die Sache damit nur noch schlimmer; dann fiel er wieder auf das alte Thema seiner Liebe zurück und ergoß sich mit lebhafter und steigender Beredtsamkeit in laute Betheurung; sie hörte ihn anfangs mit Ungeduld und dann mit Ermüdung und ennui, welche sich auf ihrem Gesichte aussprachen, an.

„Sie sind nicht aus dem Süden, denn Sie haben ein Herz von Eis," rief er endlich mit unaussprechlichem Zorne; „und ich spreche noch von Liebe mit Ihnen. Liebe! Sie können nicht lieben."

Eine plötzliche Röthe übergoß Nathaliens Gesicht.

„Sie wissen nichts davon," antwortete sie rasch.

Sie stand vor ihm, die Arme über die Brust gekreuzt, ihr Gesicht mit stolzem Lächeln nach ihm gewendet; und als sie so frischweg den Vorwurf unweiblicher Herzlosigkeit, der auf sie geschleudert wurde, von sich abwies, lag in ihrem Blicke, in ihrem Lächeln und in ihrer Haltung eine herausfordernde Grazie, die vielleicht nicht ganz frei von unbewußter Coquetterie, dennoch ächt weiblich und ohne daß sie es wußte, unwiderstehlich anziehend war.

Er ging in dem Zimmer auf und ab; plötzlich blieb er stehen, um sie anzusehen; dem Zorne folgte Rührung auf seinen Zügen: er fühlte den Zauber, näherte sich ihr und sagte in unterwürfigem Tone:

„Seien Sie barmherzig. Sagen Sie mir, wie ich Ihnen Liebe einflößen kann."

Sie hatte nicht erwartet, daß er ihre Worte als ein Entgegenkommen aufnehmen werde; daß er es that, beleidigte sie. Sie sagte in fremdem Tone:

„Da ich sehe, daß Sie, mein Herr, nicht die Großmuth haben, abzustehen und mich zu verlassen, so wundern Sie sich nicht, wenn ich Sie verlasse."

Bei diesen Worten ging auf den melancholischen

Zügen ihres anspruchsvollen Liebhabers eine plötzliche Veränderung vor: sie sah ihn erschrecken, die Farbe wechseln, rasch zurücktreten und den Blick auf die Thüre hinter sich heften. Sie wandte sich lebhaft um und sah nicht den erwarteten Diener, sondern das blasse und zornige Gesicht des Herrn von Sainville, welcher auf der Schwelle stand und die halb geöffnete Thüre in der Hand hielt.

Er schloß sie, trat näher und setzte sich an den Kamin, ohne Nathalien anzusehen oder seinen drohenden Blick von Charles Marceau abzuwenden. Aber die Ruhe seiner Stimme, als er sprach, contrastirte lebhaft mit dem ernsten Ausdrucke seines Gesichtes.

„Charles," sagte er ruhig, „wie kamst Du hieher? Ich glaubte, Du seiest in Paris."

„Ich war krank gewesen, mein Herr," antwortete der junge Mann mit einer Verlegenheit, die bald wieder verschwand.

Sein Oheim betrachtete ihn mit ausdrucksvollem Blicke von Kopf bis zu Fuß.

„Ich fühle mich jetzt besser," fuhr sein Neffe fort; „aber der Arzt verordnete mir eine Luftveränderung — die Luft meiner Heimath und so kam ich —"

„Du bist in Havre geboren," unterbrach sein Oheim kalt, „und Havre ist einige zehn Meilen entfernt; wahrscheinlich warst Du auf dem Wege dahin und konntest dem Wunsche nicht widerstehen, Deine Mutter en passant zu sehen. Ich brauche Dir nicht zu sagen, wie sehr sie diese Aufmerksamkeit schätzen und um Dein Unwohlsein bekümmert sein wird."

„Mein Herr," sagte der junge Mann erröthend, „erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie kein Recht dazu haben, solche Zweifel auszusprechen. Dieser Brief, welchen ich zuvor schon an Sie geschrieben, und der ein von dem Arzte an mich gerichtetes Schreiben enthält, sollte nicht erst nöthig sein, Sie von der Wahrheit meiner Versicherungen zu überzeugen."

Er brachte einen gesiegelten Brief hervor und händigte ihn seinem Oheim ein, während er sprach. Nathalien drängte es, den Ausdruck der Gesichtszüge von Herrn von Sainville, während er den Brief seines Neffen durchlas, zu beobachten: diese Miene war leicht zu verstehen; sie drückte unbegrenztes Mißtrauen aus.

„Nun," sagte er, von dem Papiere aufsehend und Charles ins Auge fassend, „es scheint, Du bist von der Schwindsucht befallen und der Arzt schickt Dich in die Normandie. Ich hätte entschieden für den Süden gestimmt. Aber gerade dies," fügte er nach einer kurzen Pause hinzu, „gerade dies erklärt mir nicht, weßhalb Du, statt zur Hauptthüre des Schlosses einzutreten und nach mir zu fragen, in einer Regennacht, mit einem Briefe an mich, im Parke umhergehst."

„Mein Herr," antwortete sein Neffe ruhig, „haben Sie vergessen, daß ich Ihnen beim Scheiden mein Wort gab, nicht ohne Ihre Genehmigung zurück zu kehren."

„Ich vergaß es nicht, sei versichert," war die trockene Antwort.

„Dann werden Sie sich auch nicht mehr über mein Zögern, vor Ihnen zu erscheinen, wundern. Ich verließ diesen Nachmittag das Dorf, wo ich ausgestiegen bin; das Gewitter überraschte mich in der Nähe von Sainville, ich fand eine der kleinen Parkthüren offen — und trat ungesehen ein; ich beabsichtigte, die Nacht hier zu bleiben und um meine Mutter nicht in Angst zu versetzen, entweder zu warten, bis Sie hierher kämen oder ein Diener, den ich an Sie abgesandt hätte."

„Das ist alles plausibel, Charles, — nur zu plausibel;" antwortetete Herr von Sainville ruhig. „Wir haben in Frankreich eine Einrichtung, welche man Post nennt und der Du Deinen Brief hättest anvertrauen können. Hierher zu kommen, wie Du kamst, war der Weg, Deine Mutter recht in Allarm zu versetzen; mit einem Diener zu sprechen, die beste Art, Deine Anwesenheit

am unpassendsten zu erfahren. Du hast Dein mir gegebenes Wort gebrochen, aber ich bin darüber nicht halb so empfindlich, als über den Mangel an Aufrichtigkeit, der Dich ein Gefühl verschweigen ließ, das, — wie Du wissen mußt, — Deine einzige Entschuldigung in meinen Augen ist. Weßhalb hattest Du, als ich Dich um den Grund Deiner Rückkehr fragte, nicht die Offenheit, mir zu sagen: „Mich führte eine Leidenschaft hierher zurück, welche weise Männer Thorheit nennen, die aber auch die Vernunft des weisesten Mannes unterjocht; ich trat hier nicht durch einen kaum möglichen Zufall ein, sondern weil ich wußte, daß Die, die ich suchte, hier war." Charles, ich tadle Dich, daß Du Dich vor dem Geständnisse dessen scheutest, worein die meisten Männer ihren Stolz setzen, die Leidenschaft und ihre Thorheiten."

Der junge Mann erröthete tief über diesen Vorwurf und Nathalie fragte sich selbst, ob es wirklich der kalte Herr von Sainville sei, der so gesprochen.

„Sie sind streng, mein Herr," sagte der junge Mann mit schwach unterdrückter Gereiztheit; „aber fragen Sie sich selbst, wie konnte ich Vertrauen zu einem Manne haben, dessen angeborene Kälte, Gleichgiltigkeit und eingewurzelten Sceptizismus in Sachen des Herzens ich so wohl kannte."

Eine leichte hectische Röthe überflog die blasse Wange von Herrn von Sainville.

Nathalie hätte vielleicht nicht aufblicken sollen, aber sie that es doch, von einem unwiderstehlichen Zauber angezogen; ihr Blick begegnete dem seinen, und ob er gleich ein sehr ernster Mann und sie nur ein junges Mädchen war, erröthete er doch, schien verlegen und wandte seinen Blick ab; aber beinahe ebenso rasch sammelte er sich wieder und sagte, an seinen Neffen gewandt, in dem gelassensten Tone:

„Das ist wenigstens eine annehmbare Entschuldigung; um Dir jedoch eine unnöthige Verlegenheit zu ersparen

und diese Erklärung deutlicher und kürzer zu machen, muß ich Dich wohl unterrichten, daß Du nichts oder wenig vor mir zu verbergen hast; daß ich angezogen von dem Klange Deiner Stimme zeitig genug hieher zurückkehrte, um eine warme und edle Rechtfertigung meiner Ehre zu vernehmen, welche von Anschuldigungen hervorgerufen sein mußte, die ich nicht hörte, um die ich mich nicht kümmere, deren Beschaffenheit ich aber aus dem, was folgte, ahnen konnte."

Charles Marceau wurde blaß; eine brennende Röthe übergoß das Antlitz Nathaliens.

„So horchten Sie also," rief der junge Mann.

„Allerdings; — ich horchte; wenigstens einige Minuten lange."

„Sie? mein Herr; Sie, ein Edelmann," fragte er mit emphatischer Entrüstung.

„Ein Edelmann, wie Du sagst," antwortete Herr von Sainville, ihm fest und ruhig ins Antlitz sehend.

„Herr von Sainville," rief der junge Mann zornig, „Sie sagten mir selbst, daß Sie in gewisse Angelegenheiten sich nicht mischen würden; daß die Autorität, der ich mich freiwillig unterwarf, sich nicht auf Gefühle ausdehnen sollte, die sie mir unerträglich machen mußte; Sie haben mir Wortbrüchigkeit vorgeworfen: erlauben Sie mir, Sie zu fragen, ob Sie die Ihre halten?"

Nathalie blickte Herrn von Sainville mit einiger Unruhe an; er ließ sich jedoch nicht aus der Fassung bringen, kreuzte seine Arme über der Brust und sah seinen Neffen mit ernstem Lächeln an.

„Charles," sagte er in gefaßterem Tone, „sprich nicht so laut in Gegenwart einer Dame und wenn es Dir möglich, sprich überlegter, wenn Du mit einem Manne von Welt sprichst. Ich sage dies als freundlichen Rath; die Täuschung, der Du Dich hingibst, — daß ich gehorcht, um Deine Gefühle zu erlauschen und mich in Deine Handlungen zu mischen, ist zu absurd, um darüber ein

Wort zu verlieren. Liebe, wo Du magst; — handle, wie Du magst; sollte Deine Aufführung einen gewissen Punkt überschreiten, so werde ich mich aus der Verantwortlichkeit für Deine Handlungen zu ziehen wissen. Du hast Dein Wort gebrochen; das meine ist unverletzt und wird es bleiben. Es ist gleichgültig, was ich von dem Gehörten denken mag, — sei versichert, daß der Bruder Deiner Mutter nicht mehr daran denken wird."

Er sprach diese Worte mit einer Ruhe, welche den jungen Mann ganz aus der Fassung brachte; dann wandte er sich an Nathalien und sprach jetzt mit der Leichtigkeit eines Mannes von Welt und der Höflichkeit eines Edelmannes:

„Der Gastfreund und Freund von Mademoiselle Montolieu fand sie aufs neue einer Zudringlichkeit ausgesetzt, von welcher er nicht hoffte, daß sie sich wiederholen würde, so lange sie hier weilte und hörte genug, um sich zu überzeugen, daß das Gespräch von ihrer Seite ein höchst unfreiwilliges war; deßhalb trat er vor, als es seine Pflicht war, einzuschreiten."

„Mademoiselle Montolieu ist glücklich, unter solcher Vormundschaft zu leben," sagte Charles bitter.

„Ja, mein Herr, Mademoiselle Montolieu ist sehr glücklich," antwortete Nathalie lebhaft, indem sie, vielleicht unwillkürlich, Herrn von Sainvilles Stuhl näher trat, während sie sprach und Charles etwas unwillig anblickte.

Die kindliche Wärme, wie die That machten Herrn von Sainville lächeln; er erhob seinen Blick, betrachtete sie schweigend und wandte sich aufs neue an seinen Neffen, indem er in weit milderem Tone sagte:

„Ich glaube, Charles, es fielen der Erklärungen genug zwischen uns. In Sachen der Liebe ist viel zu verzeihen und ich vergesse, daß Du Dein Wort gegen mich gebrochen, oder wenigstens beinahe gebrochen. Aus demselben Grunde will ich vergessen, daß Du Dich einer jungen Dame aufzudrängen suchtest, welche unter

meinem Dache wohnt und sich folglich unter meinem Schutze befindet. Doch lasse mich etwas Derartiges nicht wieder erleben."

Diese plötzliche und unerwartete Milde überraschte das junge Mädchen; Charles Marceau sah finster und melancholisch aus. Sein Oheim fuhr fort:

„Was die Gewalt betrifft, die Du mir über Dich eingeräumt, so werde ich Dich nicht zu erinnern brauchen, daß ich nicht selbst danach gegeizt — Du bist davon befreit, sobald Du es wünschest."

Er sprach noch kälter, als zuvor; aber auch Charles hatte sich gefaßt: er antwortete ernst:

„Ich mag wohl übereilt gesprochen haben, mein Herr, aber diesen Wunsch ließ ich nicht laut werden."

„Ich hoffe, daß Du nichts gegen Deine augenblickliche Rückkehr nach Paris einzuwenden haben wirst?"

„Nein."

„Dann glaube ich," bemerkte Herr von Sainville, „daß nichts mehr zu sagen ist."

„Oheim," sagte der junge Mann vortretend, und zum ersten Male seinen Verwandten mit diesem Worte anredend, „gestatten Sie mir, Mademoiselle Montolieu einige Worte zu sagen, ehe sie geht.

„Nein, nein," sagte Nathalie hastig, indem sie näher an Herrn von Sainville herantrat, als ob sie sich fürchtete, er möchte sie mit seinem Neffen allein lassen; „Sie haben nichts zu sagen, mein Herr, — und ich habe nichts zu hören."

„Ich meinte in Gegenwart meines Oheims," sagte der junge Mann tief gekränkt.

„Wollen Sie nicht hören, was er zu sagen hat?" fragte Herr von Sainville.

Sie zögerte, setzte sich aber zum Zeichen der Einwilligung nieder.

Herr von Sainville trat einige Schritte zurück. Charles stand beiden gegenüber.

„Oheim," sagte er ruhig, „gestatten Sie mir, zuerst eine Frage an Sie zu richten. Sie wissen, daß ich diese junge Dame liebe, die so entrüstet über den Gedanken war, einige Sekunden mit mir allein zu sein: halten Sie meine Neigung für rein und wahr?"

„Ich bitte," antwortete Herr von Sainville mit stolzem Erstaunen, „wie sollte ich die Rechtschaffenheit Deiner Neigung kennen?"

„Weil Sie zwischen Wahrheit und Scherz in der Liebe zu unterscheiden wissen," antwortete sein Neffe mit festem Blicke; „weil, wenn die Gerüchte nicht lügen, Sie einst selbst liebten, — ja so innig liebten, daß Sie nicht wieder lieben mögen."

Nathaliens Kopf ruhte in ihrer Hand; plötzlich aber blickte sie auf. Herr von Sainville sah sie nicht — sein Gesicht war blaß und starr vor Erstaunen; seine blauen Augen, die sonst so ruhig waren, wie die Oberfläche tiefer, aber unbewegter Wasser, leuchteten zornig auf. Er gab sich Mühe, gefaßt zu scheinen und sagte nur in leisem Tone: „Charles!"

„Ja, mein Herr, ich weiß es," entgegnete der junge Mann, „ich erinnere Sie an eine schmerzvolle Vergangenheit; aber Sie haben mich gedemüthigt — Sie haben mich wie ein Kind behandelt, das einen Fehler begangen, und das man eines ernsten Vorwurfes nicht für würdig hält — Sie haben einen Augenblick mit mir gegrollt und dann vergeben. Denken Sie an die Zeit, als Sie so liebten, wie ich liebe und wundern Sie sich nicht, wenn ich rücksichtslos bin."

Herr von Sainville sah Charles scharf an. Der zornige Ausdruck seines Gesichtes verschwand nach und nach, bis er endlich in ein gewisses ruhiges Erstaunen überging, das vielleicht der Kühnheit seines Neffen, vielleicht auch seinem leicht erregbaren Zorne galt; ein Erstaunen, in welches sich wenigstens ein gewisser Grad von Bewunderung mischte.

„Ich liebe die Kühnheit," sagte er endlich, „es ist jedoch eine schwer zu handhabende scharfe Waffe; wiederhole den Versuch dieses Abends nicht. Wer weiß, ob er zum zweiten Male gelänge? Doch sage, was Du zu sagen hast, offen und frei. Du scheinst zu glauben, ich hätte Dich in Gegenwart einer Dame in einer Weise herabgesetzt, die diese Herabsetzung doppelt schmerzlich gemacht, denn welcher Mann wünschte nicht von der Frau, die er bewundert und liebt, geachtet und geschätzt zu sein? Wenn ich dieß gethan, so that ich Dir allerdings Unrecht — sprich und beweise es."

Er sprach diese Worte mit der festen und männlichen Würde eines Mannes, der seinen eignen strengen Willen behauptet, sich jedoch nicht selbst zum Sclaven desselben oder einer Leidenschaft machen will, wie fein auch die Unterscheidung von Recht und Gerechtigkeit sein möchte.

Nathalie sah ihn mit theilnehmender Bewunderung an. Sie besaß nicht jenes unbeugsame und selbstbewußte Urtheil, — jenen ruhigen Willen, der immer bereit ist zu handeln, zu leiten, zurückzuhalten, ohne den Schein von Anstrengung zu haben; aber sie bewunderte diese Eigenschaften mit der abergläubischen Verehrung, welche der unerfahrene Seemann vor dem Piloten fühlt, der sein Boot durch schäumende Felsen und stürmische Wogen steuert und es mit ruhigen Augen und fester Hand in die stillen Wasser führt. Sie liebte Muth und Energie, und warf unwillkürlich auf Charles Marceau einen freundlicheren Blick, denn je. Der junge Mann schien jedoch die kühne Sprache bereits zu bereuen, welche ihn zu alle Dem geführt. Er stand vor seinem Oheim zwischen Zögern, Zweifel und Bedauern schwankend, den festen Blick des Herrn von Sainville meidend und dem vorsichtigen Schützen nicht unähnlich, der bereits einmal über das Ziel hinausgeschossen und kaltblütig sicherer trifft.

„Oheim," sagte er langsam, „ich habe Sie nie an-

geklagt, daß Sie mir Unrecht gethan. Ich sprach unter dem Einflusse einer heftigen Aufregung, sonst würde ich Sie nicht an eine schmerzliche Vergangenheit erinnert haben."

„Er ist also doch nicht so kühn," dachte Nathalie, etwas geringschätzend und dem weiblichen Instinkte treu, welcher Muth bewundert, sei er nun moralischer oder physischer Art. Aber sie that dem jungen Manne Unrecht. Was immer auch seine Fehler sein mochten, er war kein Feigling. Aber Liebe war nicht sein einziges Ziel im Leben; er hatte eine andere Dame neben Nathalien, der er gefallen wollte, eine, deren Gunst er nicht weniger hochschätzte, nicht weniger ungeduldig erstrebte — Ehrgeiz. Sein Oheim konnte viel thun, um diese stolze Dame freundlich zu machen, und Charles wußte das.

„Was erwartest Du von mir?" fragte Herr von Sainville.

Er sprach scharf und schien beinahe in seiner Erwartung getäuscht — durch diese plötzliche Herabstimmung von Kühnheit zu Klugheit.

„Nichts," antwortete achtungsvoll sein Neffe, „als daß Sie mir einen Eindruck verwischen helfen, an welchem Sie mit die Schuld tragen."

„Ich habe mich bereit erklärt, Deine Aussichten im Leben zu unterstützen: aber nicht, wie ich glaube, Deine Herzensangelegenheiten," antwortete Herr von Sainville mit leicht verdeckter Ironie. „Wenn Du jedoch glaubst, die Gerechtigkeit verlange —"

„Der Edelmuth," unterbrach Charles.

„Nun, wenn Du glaubst, daß ich in solchen Sachen dienen könne, so sei es."

„Wenn Sie nichts dagegen einzuwenden haben," sagte Charles gefaßt.

„Einzuwenden?" fragte sein Oheim mit einem eigenthümlichen Lächeln, „weßhalb sollt' ich?"

„Ich will Ihren Rath und Ihre Meinung in Anspruch nehmen."

„Meinung und Rath," wiederholte Herr von Sainville; „ich verlange, nehme niemals, gebe nur selten Rath, doch wenn Du einigen Werth darauf legst, so sollst Du ihn erfahren."

Er setzte sich mit sichtlicher Gleichgültigkeit während dieser Worte nieder, als ob das flüchtige Interesse, das er einen Augenblick gefühlt, plötzlich verschwunden wäre. Nathalie überrascht und ärgerlich, daß er sich so rasch zum Mittler in dieser Sache aufwarf, schleuderte ihm einen halbbeleidigten Blick zu, den er jedoch nicht bemerkte. Er saß in seinen Stuhl zurückgelehnt, mit gekreuzten Armen und ruhigem Blicke, in einer Haltung kalter und nachlässiger Würde da. Er hatte das Aussehen eines Mannes, der den gemeinen Ereignissen des täglichen Lebens sein Augenmerk leiht, darüber aber niemals vergißt, daß sein Reich ganz wo anders liegt. — Wo? — in ihm selbst vielleicht.

Es lag in alle dem etwas so Gleichgültiges und Stolzes, daß Nathalie einen Augenblick beinahe ärgerlich dachte: „wer und was ist dieser Mann, daß er sich über solche Dinge erheben, und sich zu einem Richter oder König machen zu können glaubt?"

„Nun," sagte er, sehr ruhig, „sprichst Du nicht, Charles?"

Der junge Mann sah Nathalien mit halbbittendem, halb aufforderndem Blicke an, als ob er sie mahnen wollte, den Worten, die er zu äußern im Begriffe war, und der Antwort, die sie fänden — Gehör zu schenken.

Herr von Sainville erhob den Kopf, folgte der Richtung der Blicke seines Neffen, lächelte, warf sich in seine alte Stellung, und sagte: „ich warte."

„Weßhalb nicht: wir warten: es wäre doch weit königlicher," dachte das junge Mädchen empört.

Herr von Sainville bemerkte die Röthe auf ihrem

Gesichte und fragte ruhig, ob sie das Zimmer zu heiß finde. Nathalie war etwas verlegen und antwortete nicht. Charles, der nicht aus Unentschlossenheit, sondern nur, um zu überlegen, geschwiegen, sprach jetzt:

„Mein Herr, glauben Sie an meine Liebe zu Mademoiselle Montolieu?"

„Gewiß," war die ruhige Antwort.

„Haben Sie gegen diese Neigung nichts einzuwenden?"

„Einzuwenden? nein; weßhalb sollt' ich?"

„Billigen Sie sie?" Er sprach in leisem Tone, aber mit festem Blicke. Herr von Sainville erwiederte diesen Blick und sagte sehr ruhig:

„Billigen hieße zugeben, daß ich ein Recht hätte, Einwendungen zu machen. Meine Vormundschaft über Dich und Mademoiselle Montolieu reicht nicht so weit."

„Darf ich wissen, Oheim, in welchem Lichte Sie diese Neigung betrachten?" fragte Charles ruhig.

„Wie etwas, das mich gar nicht angeht," antwortete sein Oheim kalt; „meine einzige Rücksicht dabei ist die, daß Mademoiselle Montolieu nicht belästigt werde: Du magst fühlen, was Du willst."

„Aber Sie haben keine Einwendung dagegen?" sagte Charles wieder.

„Nein," antwortete sein Oheim lächelnd, als ob er den Grund leicht durchschaute, weßhalb Charles auf seiner Frage beharrte.

Der junge Mann sah Nathalien an; es lag etwas Triumphirendes in seinem Blicke, was ihre Augen in noch zornigerer Glut aufleuchten ließ. Sie verstand seine Meinung und fühlte sich dadurch gekränkt.

„Oheim," fiel Charles ein, sich wieder an seinen Verwandten wendend, „erlauben Sie mir, um Ihren Rath zu bitten. Wenn ein Mann eine Frau liebt, und so unglücklich ist, sie nicht von seiner Zuneigung überzeugen zu können, was soll er thun?"

„Ausharren oder abstehen — ganz wie er es für gut hält?“ antwortete Herr von Sainville trocken.

„Aber was rathen Sie mir zu thun?“ drängte Charles.

„Ueberzeuge Mademoiselle Montolieu, wenn Du kannst, Charles; und wenn Du nicht kannst, so quäle sie nicht.“

„Aber Sie rathen mir, sie zu überzeugen, wenn ich kann,“ fuhr Charles fort.

„Allerdings,“ antwortete er ohne Zögern.

„Und Sie machen keine Einwendungen gegen meine Liebe?“

„Nein,“ antwortete ungeduldig sein Oheim.

Nathalie erröthete und schien beleidigt. Charles wandte sich an sie; sein Blick war zu Boden gerichtet, seine Stimme gemessen und leise.

„Mademoiselle,“ sagte er ruhig, „Sie waren so freundlich, auf das Ansinnen meines Oheims hin mir Gehör zu schenken. Es wird lange Zeit dauern, bis wir uns wiedersehen: Sie haben sich geweigert, mich allein zu hören; Sie wissen, was ich für Sie fühlte; erlauben Sie mir zu fragen: darf ich hoffen?“

Nathalie antwortete nicht. Er wiederholte seine Frage, aber sie gab ihm noch keine Antwort. Er fragte zum dritten Male:

„Darf ich hoffen?“

„Sie mögen hoffen, mein Herr, wenn Sie es so nennen wollen oder nicht hoffen — ganz wie es Ihnen beliebt. Ich habe nichts mit beiderlei Gefühlen zu thun.“

„Ist dies Verachtung?“ fragte er blaß werdend.

„Nein, mein Herr, keineswegs,“ antwortete sie mit ziemlicher Sanftmuth; „ich gab diese Antwort nur, weil Sie eine Frage an mich richteten, zu der Sie kein Recht haben.“

„Oheim,“ rief Charles, „ich appellire an Sie; war meine Frage erlaubt?“

„Ich bin nicht Richter in dieser Sache," antwortete Herr von Sainville, ziemlich kalt sprechend.

„Im Namen der Gerechtigkeit, mein Herr, beschwöre ich Sie, mir zu antworten: war die Antwort erlaubt?"

„Ich halte sie für erlaubt," antwortete Herr von Sainville ernst auf diese Beschwörung.

„Ich gebe das nicht zu, nein, ich gebe es nicht zu," rief Nathalie sich erhebend, indem sie sprach und Herrn von Sainville voll Entrüstung und seinen Neffen voll Stolz ansah: „ich gebe das nicht zu und wenn Sie die Wahrheit wissen wollen, weßhalb — so hören Sie sie. Ich weigre mich, zu antworten, weil ich nicht glaube, daß Worte und Protestationen ein Recht auf die Aufmerksamkeit geben, welche in der Thatsache der Antwort liegt. Wenn ein Mann die Wahrheit und den Muth seiner Leidenschaft bewiesen, wenn er zwar nicht Liebe gewonnen, aber sich doch Achtung und Anerkennung errungen, dann vielleicht, aber erst dann mag er eine offene Frage wagen und eine offene Antwort erwarten. Erinnern Sie sich, ich klage Sie nicht an, mein Herr, ich sage nur, daß ich Sie nicht kenne."

Charles sagte nichts, aber er kochte sichtlich innerlich. Herr von Sainville, der Nathaliens Gesichtswechsel mit einiger Aufmerksamkeit beobachtet hatte, bemerkte jetzt mit einem Lächeln, das zu sagen schien, daß er sich das seltsame Vergnügen nicht versagen könne, sie zu reizen:

„Bitte, glauben Sie nicht, daß ich meinte, Sie seien zu einer Antwort verpflichtet gewesen; nur möchte ich fragen, ob Sie eine so wichtige Frage nicht zu streng und einseitig beurtheilen. Beweise! wie kann es in reinen Gerichtssachen Beweise geben! Welche Frau ist unpartheiisch genug, die Beweise, welche gegeben werden, anzuerkennen? Wäre es nicht besser, sich zum Voraus zum Grundsatze zu machen, an die betheuerte Neigung zu glauben?"

„Mein Herr," sagte Nathalie, sich mit flammendem

Blicke an ihn wendend, „erlauben Sie mir, zu sagen, daß Sie weder dies, noch mich verstehen."

„Wirklich?" warf er nicht ohne Heiterkeit ein.

„Ja, wirklich," wiederholte sie; „Sie glauben wohl, daß ich mich von der Klugheit leiten lasse: nein, mein Herr; mich leitet der Stolz."

„Stolz ist ein gefährlicher Führer, Mademoiselle Montolieu," bemerkte er mit einem Lächeln.

„Aber wenigstens offen und wahr," antwortete Sie mit Energie. „Mein Herr, die Männer haben viele Mittel und Wege, ihre Ehre zu suchen und ihre Würde zu behaupten — das Weib nur eine. Ich bin, welches Standes ich auch sei, ein Weib und werde ebenso viel Achtung und Rücksicht beanspruchen, als irgend eine große Dame; weder Armuth, noch niedrige Geburt werden mir im geringsten von meinem Stolze etwas nehmen. Herr Marceau mag seine Neigung werfen, worauf er will; wünscht er aber meine Gesinnung zu erfahren, so mag er sich nach meiner Lust und meinem Behagen richten. Ich werde nicht anerkennen, daß der, der dreimal mit mir gesprochen, — und zwar jedesmal wider meinen Willen — und den ich sonst gar nicht kenne, ein Recht auf eine ernste Antwort oder auch nur ein Recht, gehört zu werden, hat. Frauen sind doch wahrlich nicht so wohlfeil, daß ein Mann sie schon durch solche Aufmerksamkeiten gewinnen oder verlieren könnte."

Sie sprach mit der ganzen beredten Lebendigkeit des Südens, ohne einen Moment innezuhalten oder zu zögern.

„Ich glaube, Charles," sagte Herr von Sainville ruhig, „das ist entschieden und deutlich."

„Deutlich?" wiederholte der junge Mann in dem Tone niedergehaltener Gereiztheit. „Wie so? Wenn Mademoiselle Montolieu nicht sagte: „hoffe," so sagte sie deßhalb noch nicht: „hoffe nicht!" Sollte ich nicht, wie Sie mir selbst gerathen, mein Herr, sie zu überzeugen und zu anderen Ansichten zu bringen suchen."

„Vorausgesetzt, sie erlaubt Deine Aufmerksamkeiten," sagte sein Oheim kalt.

„Nein, nein," rief Nathalie lebhaft; „ich thue es nicht — ich will es nicht thun."

„Mademoiselle Montolieu," sagte Charles in leisem Tone, „das ist seltsam und widersprechend. Sie verlangen Beweise und dann weisen Sie sie zurück. Darf ich fragen, sind Sie launisch?"

„Und darf ich fragen, mein Herr, ob Sie solche Beweise zu geben die Freiheit haben?" versetzte Nathalie kalt. „Ich spreche nicht im Geiste des Vorwurfs," fügte sie sanfter hinzu, als sie ihn die Farbe wechseln sah. „Ich hätte davon schon früher sprechen können, aber ich hielt es für gerechter und edler, das Anerbieten Ihrer Neigung an sich zu betrachten und die Umstände nicht zu berücksichtigen, auf welche Sie keinen Einfluß haben. Doch, wenn ich Ihnen auch keinen Vorwurf über das mache, was kein Fehler von Ihrer Seite ist, so wundern Sie sich doch nicht, wenn ich Aufmerksamkeiten ablehne, denen sich Ihre Mutter widersetzen würde, und die anzunehmen von meiner Seite entweder die niedrigste Treulosigkeit oder die heldenmüthigste Geduld beweisen würde, je nachdem ich sie zu täuschen oder ihr zu trotzen vorzöge. Treulos aber werde ich nie sein, mein Herr; und geduldig, das bin ich, wie Sie wohl wissen, nicht."

Der junge Mann antwortete nicht. Was konnte er auch sagen? Sein Oheim erhob sich, ging zu Nathalien und indem er seine Hand sanft auf ihren Arm legte, sagte er zu seinem Neffen, ihn scharf in das Auge fassend:

„Charles, Du liebst dieses junge Mädchen. Ich tadle Dich nicht, und wenn Du trotz aller Hindernisse, welche sich Deiner Leidenschaft entgegenthürmen, ausdauerst, so liebe und nimm es mit dem Schicksal auf. Das Glück möge Dir günstig sein. Indessen vergiß nicht: durch Deine Unbesonnenheit ist eben dies Mädchen mein Gast geworden; sie lebt unter dem Schilde meines Hauses, meines

Namens, meiner Ehre. Du hast sie selbst diese Vormundschaft billigen hören, die sie nur beschützen, nicht beaufsichtigen darf. Ich werde deßhalb künftighin ein Eindringen in ihre stille Zurückgezogenheit so wenig dulden, als wäre es meine Schwester oder mein Kind. Fühle, wie Du magst und so viel Du magst: aber beschränke Dich auf das Gefühl. Sollte je wieder ein ähnlicher Fall, wie diesen Abend, vorkommen, so werde ich mich nicht so leicht wieder besänftigen lassen; ich würde es ebenso so sehr und in derselben Weise ahnden, als wären wir uns durchaus fremd und ohne einen Tropfen desselben Blutes." Er sprach in befehlendem Tone und sah sehr ernst dabei aus; doch schien er es sogleich wieder zu bereuen, denn er fuhr in seinem gewöhnlichen Tone fort. „Ich spreche so, um zu warnen, nicht um zu drohen. Ich habe Vertrauen auf Deine Einsicht und Deine Ehrenhaftigkeit."

Mit diesen Worten legte er den nicht widerstrebenden Arm Nathaliens in den seinen und verließ die Eremitage.

Der junge Mann antwortete nicht. Sein Gesicht war blaß; seine Lippen zusammengepreßt. Er ging nach der Thür und stand bewegungslos da. Sein finsterer und zerstreuter Blick folgte lange den beiden Gestalten, welche jetzt im Abenddunkel verschwanden.

Vierzehntes Kapitel.

Der Heimweg war ein sehr stiller. Der Regen hatte aufgehört: Herr von Sainville führte seine Begleiterin über die Terrassen; es war der längere, aber auch der trockenere Weg. Einmal, als sie an eine Wasserpfütze kamen, die man bei dem schwachen und zitternden Mondlichte sehen konnte, hob er sie ohne Zögern und so leicht hinüber, als wäre sie noch ein Kind. Sie warf ihm einen halb beleidigten Blick zu: als sie jedoch seine Zerstreutheit bemerkte und sah, wie wenig er an diese Ursache ihres Mißvergnügens dachte, fühlte sie, daß es wohl besser sei, sich nicht beleidigt zu stellen. Sie sprach nicht, bis sie in die Lindenallee einbogen.

„Wohin gehen wir, mein Herr?" fragte sie dann.

„In die Bibliothek, wenn Sie nichts dagegen haben. Dort befindet sich eine geheime Treppe, auf der Sie nach Ihrem Zimmer kommen können. Es ist deßhalb kürzer, als wenn wir durch den Haupteingang gehen."

Nathalie wußte nichts dagegen einzuwenden. Im Gegentheil: sie war seit mehren Stunden draußen gewesen; ihre lange Entfernung mochte sonderbar erscheinen; je rascher sie ihren Anzug wechseln und wieder erscheinen konnte, desto besser.

Herr von Sainville hatte die Gewohnheit, jedes Zimmer, das zu seinem Privatgebrauche diente, zu bestimmter Stunde beleuchten zu lassen, er mochte anwesend sein oder nicht.

Er wollte dieselben Befehle nicht Abend für Abend wiederholen; deßhalb gab er jedem neuen Diener die strengsten und genauesten Vorschriften über seine Pflichten, indem er ihm bemerkte, daß dies ein für allemal gesagt sei und er

dem zu Folge hoffe, nicht in die Nothwendigkeit versetzt zu werden, diese Befehle zu wiederholen: und Dank der ruhigen Festigkeit seines Auftretens kam er auch selten in diesen Fall. Dieser Eigenthümlichkeit zu Folge fand Nathalie die Bibliothek zwar sehr einsam, aber brillant beleuchtet. Eine große Lampe goß ihr Licht auf den Tisch; und Wachslichter, welche schon längere Zeit an den Wänden in silbernen Leuchtern gebrannt, erfüllten das Zimmer mit ihren blassen, klaren Strahlen.

Keine Stelle eines Zimmers, in welchem sich Herr von Sainville aufhalten wollte, durfte in unbehaglicher Dunkelheit bleiben. Wenige Männer kümmerten sich so wenig um den feineren Luxus des Lebens, aber auch wenige wußten innerhalb ihrer Sphäre und ihrer Macht alles so unter ihren Willen zu beugen, als er.

„Dieser Mann macht sogar die Lichter zu seinen gehorsamen Sklaven," dachte Nathalie etwas ungehalten. Ein rascher Blick durch das Zimmer, während Herr von Sainville die Thüre schloß, hatte für sie hingereicht, all' dies zu beobachten und ihre Bemerkungen darüber zu machen. Als er in das Zimmer trat, gedachte sie der geheimen Treppe, von der er gesprochen, und sah sich nach ihr um, jedoch vergeblich: sie konnte nur zwei Thüren sehen, die, durch welche sie so eben eingetreten, und die, welche nach der Halle führte. Spuren eines andern Ausgangs konnte man nirgends gewahren. Sie schien verlegen, ihm schien es Spaß zu machen.

„Ich sehe," sagte er, „daß Sie ungeduldig sind und zu gehen wünschen; aber so können wir nicht scheiden. Sie sind etwas erzürnt auf mich, nicht wahr?"

Er sprach mit einem Lächeln, das Nathalien mißfiel und man las dies Gefühl auf ihrem Gesichte; aber er wußte das Mißvergnügen einer Dame mit gleicher Gelassenheit und Artigkeit zu ertragen, und wartete noch immer auf ihre Antwort. Sie zögerte — dann antwortete sie plötzlich:

„Ja, mein Herr, ich bin erzürnt über Sie."

Er schien mehr erfreut, als beunruhigt und sagte einfach:

„Bitte, was habe ich gethan?"

Sie schwieg.

„Sie wollen mir die Beleidigung nicht nennen."

Keine Antwort.

„Wie? Nicht eine Andeutung?"

Sie blickte auf und sah ihm gefaßt ins Auge.

„Ich will es Ihnen sagen, mein Herr," entgegnete sie, „wenn Sie mir einfach versichern, daß Sie es nicht wissen, noch ahnen."

„Mademoiselle Montolieu," antwortete er in dem Tone des Vorwurfs, „diese Antwort klingt nicht, als ob sie von Ihnen käme, denn sie ist nicht offen; es liegt etwas entschieden Normännisches und advokatisch Zweideutiges darin; doch enthält sie zugleich ein so schmeichelhaftes Vertrauen auf meine Wahrhaftigkeit, daß ich nicht weiß, wie ich mich beklagen soll. Sie sind über meine Worte erzürnt und doch kann ich sie kaum bereuen; denn ich hätte nicht so gesprochen, wüßte ich nicht, mit wie viel Geist, Muth und Offenheit ein junges Mädchen die Vorrechte und Würde ihres Geschlechtes behaupten kann."

Er sprach in diesem Augenblicke sehr ernst; er sprach überdies in Worten des Lobes, die selten von seinen Lippen kamen und zum ersten Male in solchen Ausdrücken gegenüber von Nathalien. Sie fühlte sich bewegt, antwortete jedoch nicht; er fuhr in seiner früheren Weise fort:

„Bitte, lassen Sie uns Freunde sein; es ist nicht natürlich, wenn Vormund und Mündel mit einander hadern."

„Unnatürlich!" sagte Nathalie sich mit ernstem Lächeln halb umwendend; „und doch drehen sich alle alten Theaterstücke und Erzählungen um Zwistigkeiten zwischen Vormündern und Mündeln."

„Aber wir wollen es besser machen."

„Ja, viel besser. Ueberdies scheinen Vormünder in jener Zeit mürrisch und alt gewesen zu sein."

„So sind wir also wieder gute Freunde?" sagte er, scheinbar ohne auf ihre Bemerkung zu achten.

Sie lächelte und hielt ihm freiwillig die Hand zum Zeichen der Versöhnung hin. Er nahm sie und blickte mit lächelnder Freundlichkeit, wie etwa ein Vater auf sein Kind, herab.

„Armes kleines Ding!" sagte er endlich, als sie sich über sein Schweigen zu wundern begann; „ich glaube, Sie haben nicht viele Freunde hier."

„Zwei," antwortete sie.

„Zwei!" sagte er überrascht, „ich dachte, Sie hätten nur eine Schwester."

Auch sie schien überrascht.

„Und meinen Vormund," sagte sie, halb im Scherze, halb im Ernste.

Er sah sie an; sie erröthete unwillkürlich und ohne zu wissen, weßhalb; eine plötzliche Wolke überflog ihre Stirne; er ließ ihre Hand nicht fallen, aber er hielt sie nicht mehr fest; sie wollte sie ihm entziehen, denn sie hatte ein unbehagliches Gefühl, zu weit gegangen zu sein; er hielt sie jedoch wieder fest in der seinen und sagte sehr ernst:

„Ja, Sie haben zwei Freunde."

Nun ließ er ihre Hand los, ging an den Bücherschrank und berührte eine Springfeder; einer der Schränke, welchen Nathalie mit Büchern gefüllt glaubte, öffnete sich und bot die Aussicht auf eine enge und steile Treppe, welche in die tiefe Finsterniß hinaufführte. Er stand unten und hielt die Lampe, während sie die Stiege hinaufging; sie war leicht und beweglich und erreichte die Höhe der Treppe ohne einen falschen Schritt; dort führte eine Thüre, welche dem Drucke nachgab, sie in den langen Gang, an dessen Ende ihr eigenes Zimmer lag. Sie erinnerte sich, Tante Radegonde sagen gehört zu haben, daß die gegenüberliegende Thüre zu einem der Thürme — ohne Zweifel dem

des Herrn von Sainville führte. Dieß erklärte, weßhalb man ihn so selten in den andern Theilen des Schlosses traf.

Sie hatte bald ihre Kleider gewechselt; als sie jedoch ihr Haar in Ordnung brachte, vermißte sie plötzlich ein schmales Sammtband, welches nach der Mode jener Zeit mehrmals um den Kopf geschlungen getragen wurde. Dieses Sammtband, ein Geschenk von Tante Radegonde, das sie an diesem Tage zum ersten Male trug, war unglücklicher Weise durch eine kleine silberne Einfassung ausgezeichnet. Sie nahm an, daß sie es in der Eremitage verloren.

„Allons!“ dachte sie ungeduldig; „ich hoffte, all' dies geheim zu halten: nun weiß der erste Diener, der morgen früh dorthin kommt, von meiner Anwesenheit und mir durch dieses Sammtband mit der silbernen Einfassung.“

Sie war ungehalten über diesen fatalen Umstand; bald aber fragte ihr Stolz: „Weßbalb sie sich quäle?“ und bat sie, gefaßt in den Salon hinabzugehen.

Madame Marceau saß in majestätischer Haltung mit der Kissenpyramide hinter und neben ihr da und selbst in der Art und Weise, wie ihre Füße auf dem breiten Schemel ruhten, lag ein gewisser Stolz. Mit ihrem Shawl, ihren seidenen Kleidern, den glänzenden Juwelen und ihrem dunkeln Teint, auf welchen das Licht der Lampe jetzt voll und klar fiel, sah sie wie ein schöner, orientalischer Despot aus. Nathalie blieb an der Thüre stehen, um die stolze Dame anzublicken.

„Wann wird diese Frau mich zu ihrer Tochter wollen?“ dachte sie, der Vorfälle des Abends gedenkend.

Sie kam langsam näher und nahm schweigend ihren gewöhnlichen Sitz ein. Wie viel war geschehen, seitdem sie diesen Salon vor wenigen Stunden verlassen? Madame Marceau war nicht allein; ihre Freundin lag halb, halb lehnte sie auf einem niedrigen Sofa, wo sie in ihrer indolenten Haltung und mit den halb geschlossenen Augen wie

eine schmachtende Sultanin und so ruhig und apatisch aussah, als die andere thätig und ruhelos war. Sie schienen in ernstem Gespräche begriffen, das heißt, Madame Marceau sprach und Madame de Jussac warf dann und wann ein Wort ein. Das Ereigniß des Tages und seine Folgen, welche sich offenbar noch weiter an dem Ufer des Flusses ausgedehnt hatten, beschäftigten sie ausschließlich.

„Beklagenswerth!" rief Madame Marceau, „zehn Familien ruinirt; wir müssen natürlich etwas für diese Leute thun."

„Sind es Herrn von Sainvilles Lehensleute?" fragte Frau von Jussac.

„Nein, sie wohnen nicht auf unserem Grund und Boden; aber wir sind nichts desto weniger verbunden, ihnen zu Hülfe zu kommen. Mademoiselle Montolieu, Frau von Jussac sagt, Sie seien draußen geblieben; ich hoffe, Sie wurden nicht naß. Ma chère," fügte sie hinzu, ohne auf Nathaliens Antwort zu warten, „was halten Sie von einer Lotterie?"

„Ausgezeichneter Gedanke!" war die ruhige Antwort.

„Ein ausgezeichneter Gedanke, wie Sie sagen." Von diesem Augenblicke schien die Lotterie sie ausschließlich zu beschäftigen.

Frau von Jussac wandte sich an Nathalien und fragte ruhig, ob sie nicht im Regen draußen geblieben und naß geworden.

„Nicht sehr naß," antwortete Nathalie sehr verlegen.

Es beruhigte sie nicht gerade, als sie bemerkte, daß Frau von Jussacs langsamer, aber aufmerksamer Blick den Wechsel ihrer Kleider ins Auge faßte.

„Sie müssen ein gutes Obdach gefunden haben," bemerkte sie in ihrer schmachtenden Weise, „ich habe noch keinen so heftigen Regen erlebt: Sie waren sicher nicht die ganze Zeit über draußen?"

Nathalie beugte sich über ihre Arbeit herab, ohne zu antworten; auch ließ ihr Madame Marceau nicht die

Zeit dazu. Sie glaubte, Nathalie habe sich aus einem sehr passenden Zartgefühle von dem Salon entfernt gehalten: wo und wie sie den Abend zugebracht, war ihr von untergeordnetem oder vielmehr keinem Interesse. Sie verwickelte nun ihre neugierige Freundin in ein so eifriges Gespräch über die vorgeschlagene Lotterie, ihren wahrscheinlichen Erfolg, die Preise, welche gezogen werden sollten, wie die Loose unterzubringen und andere solche Fragen, daß Frau von Jussac ihre Fragen zu wiederholen keine Gelegenheit fand.

Ungefähr nach einer halben Stunde öffnete sich die Thüre und Herr von Sainville trat ein. Er nahm keine Notiz von Nathalien und setzte sich an das Ende des Tisches, ganz entfernt von dem Platze, wo sie arbeitete, zu den beiden Damen. Die verunglückten Familien, die Lotterie und Frau von Jussac wurden augenblicklich über dem „lieben Armand und seinem Heroismus" vergessen. „Ob er naß geworden? er müsse wohl frieren? — ob man nichts für ihn thun könne?"

Madame Marceaus Armand hörte und antwortete auf diese Fragen mit sichtlicher, obwohl niedergehaltener Ungeduld. Nathalie bemerkte mit Schadenfreude, wie er bei den Schmeicheleien seiner Schwester und den ruhigen Worten des Lobes, welche Frau von Jussac dann und wann dazwischen warf, innerlich knirschte.

Endlich hörten beide Damen auf; aber Madame Marceau ließ zu rechter Zeit das Wort „Lotterie" fallen.

„Eine Lotterie? — wozu?" fragte er rasch.

„Für diese armen verunglückten Familien, Armand." Madame Marceau sah während dieser Worte ihren Bruder ängstlich an. Nathalie, welche ihn früher über diese nicht sehr erhabene Art der Mildthätigkeit in verächtlichen Ausdrücken des Mitleids hatte sprechen hören, erwartete einen Einwurf, er sah jedoch nur nachdenklich aus und antwortete nichts.

„Ja," fuhr seine Schwester heiter fort, da sie sein

Schweigen als Billigung deutete, „eine Lotterie müssen wir veranstalten, Mademoiselle Nathalie," — das junge Mädchen hörte aus der vertraulichen Anrede, daß Madame Marceau in sehr guter Laune war; — „Mademoiselle Nathalie, ich hoffe wenigstens auf eine Börse von Ihrer Arbeit; Sie, ma chère, haben sich bereits verbindlich gemacht, ich weiß nicht wie viele reizende Dinge zu liefern; meine Tante muß ein chef-d'oeuvre ihrer Strickerei liefern. Und auch Du, Armand, mußt beisteuern. Du hast von Deinen Reisen zu viele schöne Seltenheiten mitgebracht, um nicht einige auf den Altar der Wohlthätigkeit niederlegen zu können."

„Allerdings: aber ich will Dir eine größere Seltenheit — einen guten Rath geben."

Madame Marceau hustete und schien verdrüßlich.

„Nun, Armand," sagte sie mit einem erzwungenen Lächeln, „laß uns den guten Rath hören."

„Erstens, wie viele Loose willst Du unterbringen?"

„Zwei oder drei tausend; weniger wird wohl nicht gehen."

„Wie willst Du diese unterbringen?"

„Frau von Jussac hat sich freundlichst anerboten, die Hälfte der Loose zu verwerthen."

„Aber wie willst Du das andere tausend oder die fünfzehnhundert anbringen?"

Madame Marceaus Stirne verfinsterte sich: das war ein empfindlicher Punkt. Sie war so lange im Dunkel der Bourgeoisie begraben gewesen und ihr Bruder kümmerte sich so wenig um die Gesellschaft, daß der Kreis ihrer Bekanntschaften sich sehr verengert hatte. In dieser Richtung konnte es ihr nicht in den Gedanken kommen, Frau von Jussac imponiren zu wollen, auf deren Lippen sie jetzt ein triumphirendes Lächeln bemerkte. Sie wußte es ihrem Bruder wenig Dank, daß er sie so bloß gestellt und antwortete kolt:

„Ich weiß es noch nicht."

Er lächelte in sehr herausfordernder Weise, als ob er sich freute, kaltes Wasser auf die Pläne seiner Schwester gegossen zu haben. Dies war wenigstens Nathaliens unmaßgebliche Meinung, als sie von ihrer Arbeit aufblickte und ihn aufmerksam beobachtete. Sie saß beinahe ganz im Schatten, während er sich am andern Ende des Tisches im Lichtkreise der Lampe befand.

„Wir müssen dann weniger Loose machen," sagte Madame Marceau in ärgerlichem Tone.

„Unmöglich," antwortete ruhig ihr Bruder: „der angerichtete Schaden ist, wie Du sagst, sehr groß. Der Ertrag der Lotterie muß der Mühe werth sein."

„Das heißt, ich würde besser daran thun, die Sache fallen zu lassen," bemerkte die Dame ziemlich ungehalten; „ist das Dein „guter Rath", Armand?"

„Keineswegs," antwortete er wieder lächelnd, „ich deutete nur die Schwierigkeit an, und werde Dich nun auch davon erlösen. Die Lotterie ist augenscheinlich unzureichend, aber wir wollen an dem Tage, an welchem sie gezogen wird, den Park für die guten Leute von Sainville öffnen — nicht den Garten, dagegen bin ich durchaus. Gib ihnen dann eine kleine fête champêtre mit einem Tanz auf dem Rasen; der Eintrittspreis darf nicht zu hoch sein — denn die Bourgeoisie ist sparsam mit ihrem Gelde. Es wird eine große Menschenmenge zuströmen und der Ertrag von Fest und Lotterie gewiß die Verluste der armen Leute decken."

Madame Marceau hörte ihren Bruder mit triumphirender Verwunderung an, die sie vor dem schmachtenden Blicke ihrer Freundin jedoch möglichst zu verbergen suchte. Trotz ihrer Bemühungen röthete sich ihr stolzes Antlitz und ihre dunklen Augen leuchteten, als sie diese Lösung der Schwierigkeit vernahm. Die Schwester des Herrn von Sainville wußte, daß sie nicht die politische Frau, wenigstens nicht auf der legitimen Seite, wie Frau von

Jussac, spielen konnte, welche alle Intriken der Gegend leitete; denn ihre Freundin war eine Gräfin und sie war unglücklicher Weise die Wittwe eines Kaufmanns; überdieß bethätigte ihr Bruder, durch den sie hätte eine Rolle spielen können, die vollkommenste Gleichgültigkeit gegen alles politische Parteiwesen. Sie konnte nicht die gnädige und vollendete Weltdame repräsentiren, denn sie hatte keine hohen Connexionen und wollte sich nicht zur Mittelklasse herabgeben. Aber sie konnte die Frau des Volkes sein, — die Frau von Sainville. Draußen hatte sie viele Nebenbuhlerinnen, keine in ihrer Heimath und wie Cäsar wollte sie, wo sie regierte, allein regieren. Die Vorschläge ihres Bruders klangen ihrem Ohre wie die Verwirklichung lange gehegter ehrgeiziger Wünsche. Sie sah das Fest schon im Voraus: sie sah sich selbst als die Königin des Tages durch die ehrerbietige Menge dahinwandeln, höflich gegen einige Wenige, herablassend gegen Alle und gönnerhaft gegen Bourgeois und Krämer nach ihres Herzens Lust. Ja, es fiel ihr unwillkürlich ein, daß die Wahlen nahe bevorstanden; wenn Armand dazu zu bewegen wäre, als Candidat aufzutreten, sich wählen ließe und seinen Sitz in der Deputirtenkammer einnähme? Er konnte, wenn er wollte, weßhalb sollte er nicht? Sie heftete ihre dunkeln Augen verstohlen auf ihren Bruder und prüfte eifrig das blasse, strenge Gesicht, das so unwiderstehlich zur Ergründung der Gedanken, die hinter ihm lagen, aufforderte und doch jeder Prüfung zu widerstehen schien. Weßhalb war er, der sich nie für einen Philanthropen ausgegeben, so eifrig bemüht gewesen, die ärmliche Ernte noch ärmerer Bauern zu retten? Warum hatte er, der die erschlichene Wohlthätigkeit der Lotterieen verachtete, so bereitwillig seine Zustimmung gegeben? Warum hatte er, der so eifersüchtig auf sein Eigenthum und seine Einsamkeit war, sich angeboten, seinen prachtvollen und sorgfältig gepflegten Park dem neugierigen Blicke und dem aufdringlichen Treiben bezahlender Gäste zu öffnen? Warum alles dies?

War es das Resultat eines tiefen und geheimen Planes? Strebte er, der so sceptisch und so gleichgültig zu sein sich das Aussehen gab, im Geheimen nach politischer Macht, — dieser Leidenschaft des mittleren Alters? Sie hoffte es kaum und doch wäre es seltsam gewesen, wenn er noch in der vollen und frischen Kraft des Daseins, keinen Plan auszuführen, keinen Zweck zu erreichen hätte haben sollen? Aber so weit auch ihre Gedanken schweiften, die vorsichtige Frau wußte sich das Ansehen zu geben, als hätte sie nicht einen Augenblick die Lotterie und das vorgeschlagene Fest vergessen.

„Dein Rath ist gut, Armand," sagte sie lächelnd, „aber kostspielig."

Dieser Einwurf sollte Frau von Jussac Sand in die Augen streuen und sie zu dem Glauben bringen, ihre Freundin sei mit ökonomischen Berechnungen beschäftigt gewesen. Herr von Sainville schien erstaunt.

„Ich bin überzeugt, Du wirst um der guten Sache willen nicht Mühe, noch Kosten scheuen."

„Ich sehe, er will bezahlen, aber nicht selbst dabei thätig sein," dachte sie. „Wie, wenn wir das Fest ohne den Tanz arrangirten?" warf sie wiederum ein, indem sie nun laut sprach.

„Keineswegs," sagte er sehr rasch: „ohne den Tanz: nein, Rosalie, da würde die Hälfte der Leute nicht kommen."

„O! Du, mein stolzer Bruder, auch Du hast Deine Sache auf Popularität und Macht gesetzt?" rief Madame Marceau im Innern, indem sie ihn mit geheimem Triumphe anblickte und sich bereits in Paris als Mittelpunkt einer politischen Coterie in ihres Bruders Hotel sah, während Charles als Gesandtschaftsattaché mit einer Excellenz, gleichgültig welcher, reiste.

„Ich gebe nach," sagte sie laut, als ob sie die ganze Zeit über in einem ökonomischen Kampfe begriffen gewe-

sen; „und danke meinem lieben Bruder aufrichtig für seinen klugen Rath."

„Ich werde Deine Dankbarkeit prüfen," antwortete er, „indem ich Dich auffordere, die ganze Besorgung dieser Angelegenheit auf Dich zu nehmen und mir zu gestatten, den Charakter eines Gastes dabei anzunehmen und von Deiner Gastfreundschaft genießen zu dürfen."

Madame Marceau triumphirte.

Der Kampf hatte lange gedauert; aber ihr Bruder erkannte ihre Macht an; nur der spät errungene Sieg hatte unendlich viel Süßes noch in sich. Sie fühlte sich glücklich, gehoben und blickte mit versteckter Freude Frau von Jussac an, welche in ihrer ruhigen Weise bereits einige Bemerkungen über Herrn von Sainville's außerordentliche Charakterfestigkeit hatte fallen lassen. Die Dame des Hauses war jedoch in diesem Augenblicke nicht mit ihr beschäftigt; sie amusirte sich damit, Nathalien zu beobachten, der gegenüber sie auf dem Sofa lag. Bei der ersten Erwähnung des Festes hatte das junge Mädchen seine Arbeit auf den Schooß gelegt und horchte aufmerksam zu: als jedoch das Gespräch fortgesetzt wurde und der Plan reifte, rückte sie nach und nach unwillkürlich ihren Stuhl den Sprechenden gegenüber. So saß sie, die beiden Hände gefaltet auf dem Tische ruhen lassend, halb vorwärts gebeugt, mit neugierigem Blicke und geöffneten Lippen in athemloser Erwartung da.

„Ich weiß, wer auf dem Feste tanzen wird," sagte Frau von Jussac mit einem Lächeln, indem sie dadurch die Aufmerksamkeit auf das junge Mädchen lenkte.

Nathalie, welche nicht daran gedacht hatte, daß sie beobachtet werde, erschrack, wurde roth, senkte den Kopf und that, als ob sie auf ihre Arbeit sehe. Vergeblich suchte sie gefaßt zu erscheinen. Als sie wieder aufblickte, strahlte ihr Gesicht, ihre Augen glänzten vor Freude und ein unwiderstehliches Lächeln spielte um ihre geschlossenen Lippen.

„Tanzen Sie gerne?“ fragte Herr von Sainville, zum ersten Male seit seinem Eintritte ihr den Blick zuwendend.

„Ja, mein Herr, sehr gerne,“ antwortete sie etwas ärgerlich, als sie sah, daß er ihr Gespräch in der Eremitage so bald vergessen.

„Dann verspreche ich Ihnen, daß Sie nicht eine Quadrille versäumen sollen,“ bemerkte Madame Marceau, die jetzt in ihrer besten Laune war. „Nun, ma chère, wann soll das Fest stattfinden?“

Frau von Jussac, an welche dieses Wort gerichtet war, antwortete ruhig; aber ihre Freundin war aufgeregt und sprach eine Stunde oder drüber nur von Plänen und Entwürfen. Plötzlich entstand eine allgemeine Stille. Herr von Sainville sah ernst, beinahe finster aus; Madame Marceau glaubte, er sei einzig und allein mit den nächsten Wahlen beschäftigt und träumte sich bereits in die Triumphe der grande dame populaire und der politischen Frau hinein. Nathalie arbeitete stille fort und schien sehr ernst, während sie die ganze Zeit über die glänzendsten Phantasiebilder umgaukelten; sie sah einen heiteren Tanz im Grünen; sie hörte die lustige Musik — die selbst denen lustig dünken mußte, welche nicht tanzten — Musik von Galopaden, Walzern und Quadrillen. Frau von Jussac sah durch ihre halbgeöffneten Augen und machte ihre eigenen Bemerkungen über Alles, was sie sah, bis man sich zu späterer Stunde, denn gewöhnlich, trennte.

Die Woche, welche diese Dame auf dem Schlosse zubrachte, war nicht sehr ereignißreich. Madame Marceau, welche zwar die größte Vertraulichkeit zeigte und sie ma chère, ma bonne und ma belle nannte, um zu beweisen, daß sie alte Freundinnen seien — sie hatten sich schon in der Kindheit gekannt — fühlte offenbar eine gewisse Scheu vor ihrem ruhigen Gaste und unterwarf sich ihr in allen Ansichten und Entscheidungen über soziale Verhältnisse und Angelegenheiten. Tante Radegonde gab

Natholien, ohne doch gar zu offen zu sprechen, nicht undeutlich zu erkennen, daß man sich in Gesellschaft gewisser Leute unbehaglich fühle. Herr von Sainville schien kälter und stolzer denn je.

Nathalie bemerkte bald, daß zwischen ihm und der Freundin seiner Schwester immer ein gewisser stiller Kampf stattfand. Anfangs umstrickte ihn die Dame mit einem sanften, seidenen Netze der feinsten Artigkeit und Anmuth. Es war eine so zarte Schmeichelei, daß kein Mann sie übel aufnehmen konnte; dieser folgte eine beharrliche, instinktartige Appellation an seine Meinung und sein Urtheil, welche weit schmeichelhafter war, als die offene Lobeserhebung; in einer unglücklichen Stunde sagte jedoch Frau von Jussac etwas über Politik und bekannte das warme Interesse, das sie an den älteren Bourbons nehme. Nathalie sah Herrn von Sainville lächeln, als verstünde er nun, warum man ihm so beharrlich den Hof gemacht, und von diesem Augenblicke begann der Kampf. Natürlich war es ein höflicher, lächelnder Kampf wohlerzogener Leute; Politik bildete das scheinbare Thema, aber sie hatte vielleicht sehr wenig damit zu schaffen. Es mochte wohl auf der einen Seite verletzte amour-propre und ironischer Spott auf der andern sein.

Vielleicht um des mitleidigen Zweckes willen, Herrn von Sainville zu bestrafen, der das junge Mädchen kaum mehr beachtete, faßte Frau von Jussac plötzlich eine große Zuneigung zu ihr und suchte beinahe ausschließlich ihre Gesellschaft; er schien allerdings diese Vertrautheit nicht mit großem Vergnügen zu sehen, Nathalie aber, welche seine Kälte kränkte, kümmerte sich nicht um seine Meinung. Sie war jung, offen, wie ihre Jahre, und gab sich ohne Rückhalt der einschmeichelnden Anmuth hin, welche Niemand so gut zu entwickeln wußte, als Frau von Jussac.

Nach Verfluß einer Woche verließ die Dame das Schloß und versprach, zu der Fête wiederzukommen. Nach ihrer Abreise gingen die Dinge auf dem Schlosse ihren

alten Gang. Madame Marceau bewegte sich wieder mit gebieterischer Miene und Sprache umher; Tante Radegonde war geschwätzig und freundlich; und Nathalie fühlte, daß die Veränderung in dem Wesen des Herrn von Sainville nach und nach verschwand.

Fünfzehntes Kapitel.

In den nächsten vierzehn Tagen war das Schloß in fortwährender Unruhe. Madame Marceau von Sainville, wie man sie jetzt zu nennen anfing, machte große Zurüstungen. Die kleine Stadt war ihres Lobes voll und das Gerücht ihrer Mildthätigkeit und Freigebigkeit drang überall hin, wohin die Zeitung des Unglückes kam, dem sie so edelmüthig abzuhelfen suchte.

Während sie Loose verkaufte, Befehle gab, Einkäufe machte und nach Allem sah, arbeiteten Nathalie und das Stiftsfräulein mit einander in dem Boudoir oder in dem Garten. Tante Radegonde strickte sich in ihrem Eifer beinahe krank; Nathalie war ebenfalls sehr fleißig. Diese geschäftigen vierzehn Tage mit dem Freudentage, der in Aussicht stand, machten ihr großes Vergnügen. Die Zeit verflog rasch. Nachts träumte sie von endlosem Tanze auf dem Rasen und den ganzen Tag über arbeitete sie an verschiedenen Gegenständen für die Lotterie, für welche Madame Marceau die Materialien lieferte. Zum großen Verdrusse seiner Tante, „die nicht neugierig war und keine Stecknadel darum gegeben, es zu wissen", weigerte sich Herr von Sainville, seine Beiträge zu dem allgemeinen Fonds zu zeigen, während er dagegen ganz offen die ver-

schiedenen Artikel kritisirte, welche seine Tante und Nathalie geliefert. Er sagte, die leichte Decke könne nicht wärmen, tadelte die spinnwebartigen Armhandschuhe, erklärte die Theaterkaputzen für unkleidsam und reizte auf diese Weise das kleine Stiftsfräulein so sehr, daß sie ihm rund heraus erklärte: „er könne doch nicht so viel machen, wenn er auch noch so sehr darüber brütete" — eine Thatsache, die er willig anerkannte. Nathaliens Erzeugnissen ging es noch schlimmer. Er hielt ihren gestrickten Beutel in die Höhe, um ihn lächerlich zu machen; er erklärte, ihr Cigarrentäschchen könne kein Mann tragen; am meisten aber spottete er über eine kleine, runde, seidene Börse, welche sie strickte, und welche einen Napoleond'or oder die gewechselte Münze eines solchen fassen sollte. Er behauptete, dies sei nicht möglich. Nathalie, in ihrer Eitelkeit verletzt, beharrte auf der Behauptung, daß es möglich sei. Der Streit dauerte, bis die Börse vollendet war; ihr Wirth machte eine Probe in Gegenwart Nathaliens, zu deren unendlichem Verdrusse die Sache sich allerdings verhielt, wie er vorausgesagt. Tante Radegonde nahm warm die Parthie ihrer jungen Freundin, die, wie sie immer sagte, „ein viel zu sanftes, armes Ding war, um sich gebührend zu vertheidigen;" eine Behauptung, die ihr Neffe, wenn auch zu höflich, um zu widersprechen, doch stets mit seinem skeptischen Lächeln anhörte.

Endlich kam der große Tag und es war ein lieblicher Tag, — klar, hell und sonnig. Der Park sollte erst um drei Uhr Nachmittags geöffnet werden, und pünktlich um drei eilte Nathalie in den Salon hinab, um das Stiftsfräulein zu finden, welches sie vergeblich in ihrem Boudoir gesucht. Sie öffnete nun bloß die Thüre mit einer unnöthigen Heftigkeit, welche ihre untergeordneten Bewegungen charakterisirte, sprang herein und rief mit heiterem glücklichem Tone:

„Sind Sie hier, Marraine? Ich bin bereit."

Sie sah sich um: das Stiftsfräulein saß in ihrem

Armstuhl, in graue Seide gekleidet und mit einem Reichthum von Spitzen, der ihrem sonst einfachen Anzug ein kostbares Ansehen gab. Sie beobachtete das junge Mädchen von Kopf bis zu Fuß mit einem kritischen Blicke und lächelte beifällig. Nathalie war indeß sehr einfach in weißen Mousselin gekleidet, dessen leichte Falten bis zu ihren Füßen herabhingen; eine schwarze Spitzenmantille, welche hinten an dem Kopfe festgehalten wurde und auf den Nacken herabfiel, und schwarze hübsche Armhandschuhe, welche ihre blosen Arme halb bedeckten, gaben ihr ein spanisches Aussehen. Das Stiftsfräulein freute sich über den hübschen Anblick und vervollständigte ihren Putz, indem sie ihr einen eleganten kleinen Fächer gab, der an einem leichten Gagatkettchen am Handgelenke getragen wurde.

„Wissen Sie, wie man damit umgeht?" fragte sie sie, indem sie ihr beim Festmachen half.

Nathalie fächelte sich mit erkünstelter Ungeschicklichkeit.

„Nein, Petite, nicht so: — sehen Sie mich an," und ihren eignen Fächer nehmend, brauchte sie ihn mit langsamer und majestätischer Grazie; denn Tante Radegonde, welche in den Zeiten der Glorie des Fächers gelebt, bildete sich etwas darauf ein, die Traditionen der beinahe verloren gegangenen Kunst zu besitzen.

„Ja, es geht bereits besser," fügte sie hinzu, als Nathalie einen zweiten Versuch ragte; „aber Sie machen es zu geschwind — probiren Sie es nochmal, gehen Sie im Zimmer auf und ab, fächeln Sie sich und geben Sie sich ein so spanisches Ansehen, als möglich."

Nathalie lachte und gehorchte. Sie ging im Salon auf und nieder, nahm den eigenthümlichen Gang an, welcher die Spanierinnen charakterisiren soll, und fächelte sich mit südlicher Leichtigkeit und Lebhaftigkeit. Wenn sie so dann und wann über die Schultern auf das Stiftsfräulein mit halb spöttischer, halb verlockender Grazie herabsah, glich sie einer jener lieblichen, aber viel zu

weltlichen Heiligen, wie sie die alten spanischen Meister so gerne nach lebenden Modellen malten und welche oft plötzlich in der ganzen Wärme des Colorits und der frischen Lebensfülle von der dunkeln Leinwand und den schmutzigen Rahmen herabzusteigen scheinen, um die armen Sterblichen, welche vor ihnen beten, zu bezaubern. All' dies that sie mit der den Südländerinnen angeborenen Coquetterie, einer Coquetterie, die durch nichts zu unterdrücken und so herausfordernd und unwiderstehlich ist, weil sie offen, ursprünglich und unverhüllt ist. Nathalie hielt jedoch plötzlich in ihrer Promenade inne; sie ließ ihren Fächer sinken, — er wäre wohl auf den Boden gefallen, wenn ihn nicht die kleine Gagatkette gehalten — und schien wie an den Boden genagelt. Sie hatte Herrn von Soinville bemerkt, der bisher ungesehen in einer der Fenstervertiefungen mit einer Zeitung gestanden hatte; er schien in das Lesen vertieft: wahrscheinlich hatte er sie gar nicht mal beachtet — sie hoffte es wenigstens, da sie daran dachte, wie offen sie all' ihre Grazie an den Tag gelegt. Sie warf dem Stiftsfräulein einen stummen Blick des Vorwurfes zu.

„Petite," fragte plötzlich Tante Radegonde, ohne dies zu bemerken, „weßhalb tragen Sie das Sammtband nicht, das ich Ihnen gab?"

„Ich habe es verloren," war die verlegene Antwort.

„Verloren! Wo und wie?"

„Draußen — an dem Tage des Gewitters."

„Petite — wie konnten Sie es in dem Gewitter verlieren?"

„Mein Haar wurde naß und ich band es auf."

„Sie banden im Gewitter Ihr Haar auf?"

„War eine Silbereinfassung daran?" fragte Herr von Sainville aufsehend.

„Ja; fandest Du es, Armand?"

„Ich fand ein solches Sammtband."

„Wo?" fragte die neugierige Tante.

Nathalie warf ihm einen verlegenen Blick zu. Sie

wußte, wo ihr Sammtband verloren gegangen — wo sie es vergeblich gesucht hatte. Er lächelte und sagte ruhig:

„Tante, ich fürchte, Sie werden ungehalten, wenn ich Ihnen sage, daß ich Ihr Geschenk, das Sie Mademoiselle Montolieu machten, als Buchzeichen benützte und daß das Silber verdorben ist."

„Das Sammtband von Petite als Buchzeichen benützen!" rief seine Tante ärgerlich.

„Nein, wenn Mademoiselle Montolieu es wünscht —"

„Glaubst Du, sie werde Dein Buchzeichen tragen?" unterbrach das Stiftsfräulein heftig.

„Tante, ich höre Musik."

„Und Du möchtest, daß wir Dich Deiner Politik überlassen?" sagte sie spitzig.

Er nahm schweigend seine Lectüre wieder auf, als sie das Zimmer verließen.

„O Marraine!" bemerkte Nathalie vorwurfsvoll in dem Garten. „Wie konnten Sie mich so thörichte Dinge treiben lassen, während Herr von Sainville zugegen war?"

„Sie glauben doch nicht, daß er sie beachtet hat?" antwortete das Stiftsfräulein unschuldig ihr in die Augen sehend.

„Nein, aber er könnte doch," antwortete Nathalie erröthend.

„Petite, Armand ist höflich gegen Damen, wie es ein Edelmann sein muß; aber wenn er sich auch um den Charakter der Menschen kümmert, so garantire ich doch dafür, daß ihm der Anzug oder das hübsche Aussehen junger Mädchen völlig gleichgültig ist. Sehen Sie, er wußte nicht mal, daß das Sammtband Ihnen gehörte! A-propos! wo verloren Sie es denn?"

Aber sie waren den Garten zu Ende gegangen und betraten nun den Park, der bereits von Gästen, Lachen, Scherz und Musik erfüllt war. Nathalie benützte dies, um nicht zu antworten.

„Oh? mon Dieu! welch' ein hübscher Anblick!"

rief sie heiter und vergnügt." „Wie schön und freundlich die bunten Kleider auf dem Grunde sich ausnehmen! welch' lieblicher Nachmittag! warum ist nicht jeder Tag im Jahr ein Fest? Es ist so angenehm, sich und andern Freude zu machen."

„Petite, was sind das dort unten für weiße Dinge?"

„Zelte, Marraine — schneeweiße Zelte, die in dem kühlen, grünen Schatten ausgespannt sind und zwischen denen hie und da ein Sonnenstrahl sich durchschleicht. Dies kleine Zelt, das besonders steht, ist für die Erfrischungen. Ich ging hinaus, ehe die Thüren geöffnet wurden, um mir Alles anzusehen: es sah wunderhübsch aus. Die Früchte in all' ihrer Schönheit und Frische und von jeder warmen, sonnigen Farbe, in Pyramiden auf Porzelankörben aufgethürmt, sahen so appetitlich und süß aus, daß man gerne einen Angriff gemacht hätte."

„War auch Kuchen oder Crême da?" fragte das Stiftsfräulein, die nicht ohne Sinn für Gourmandise war.

„Ich erinnere mich nicht. Kuchen und Crême sind gut, aber nicht poetisch."

„Sie sind weit mehr als poetisch. War Nougât da? Den liebe ich. Lassen Sie uns mal sehen, ehe Alles verzehrt ist. Kommen Sie, Petite," fügte sie mit dem Ausdruck der Furcht hinzu, „wir wollen nach dem hübschen Zelte gehen, etwas Nougât oder Crême nehmen und sie an einem stillen, schattigen Plätzchen ferne von dem Geräusche und Gewühle essen."

Nathalie warf einen sehnsuchtsvollen Blick nach den Tanzenden unter dem großen Zelte: aber es lag in ihrer heißen Begierde nach Vergnügen nichts Selbstsüchtiges und ohne Murren begleitete sie ihre alte Freundin.

Die ganze Bourgoisie von Sainville und aus der Umgebung mit ihren Frauen und Töchtern waren herbeigeströmt, um den Park zu sehen, was sie sahen zu bekritteln und sich dennoch zu amüsiren. Es waren auch

einige Damen von den benachbarten Schlössern und viele Herren gekommen, welche die jungen Bürgermädchen ganz hübsch, wiewohl etwas geziert und zu gesetzt fanden.

Der Platz war gedrängt voll; und dennoch, Dank dem bewunderungswürdigen Instincte des französischen Charakters, nicht die geringste Verwirrung. Nathalie und ihre Begleiterin hielten sich zwar in der Ferne und gingen einen schattigen Pfad entlang, von welchem sie Alles sehen konnten, was auf dem Rasen geschah. Das junge Mädchen bemerkte zu öfteren Malen Madame Marceau, welche sich mit majestätischer Grazie durch die Menge bewegte, und Diesem ein Lächeln, Jenem ein Wort, Allen einen freundlichen Wink zuwarf. Sie fühlte sich gehoben und strahlte triumphirend, sie sah aus wie eine schöne Königin, die auch in ihrer schmeichelhaftesten Herablassung immer noch etwas Gebieterisches hat. Nathalie mußte sie unwillkührlich bewundern und bemerkte gegen ihre Begleiterin, Madame Marceau sei wirklich eine sehr feine Frau.

„Nur zu groß," antwortete das Stiftsfräulein. „Eigentlich sind wir, meine Liebe, und die uns gleichen, die wahren Frauen."

Nathalie lächelte schelmisch. Sie hatte jene elegante Größe, der nichts hinzuzufügen ist, von der aber auch nichts genommen werden darf. Tante Radegonde, obgleich entschieden zu klein, gab sich aber der angenehmen Täuschung hin, ihre Größe sei die rechte Frauengröße und gebrauchte das Fürwort wir mit der vollkommensten Selbstgewißheit. Sie erreichten bald das Zelt. Das Stiftsfräulein suchte ihre Lieblingsleckereien aus und ließ einen Diener mit einem Korbe folgen, bis sie ein kühles, schattiges Plätzchen erreicht hatten, wo sie sich an dem Fuße einer Buche niedersetzten, und, wie sie sagte, „sich zu amüsiren" begannen. Nathalie tröstete sich damit, auf die Musik zu lauschen und dann und wann durch die Bäume einen Blick auf die Tanzenden hinabzuwerfen.

Das Stiftsfräulein genoß gute Dinge sehr langsam. Sie war lange mit dem Nougât beschäftigt und noch länger mit dem Crême. Obgleich Nathalie geduldig und freundlich blieb, mußte sie doch unwillkührlich einen Blick nach dem entfernten Feste werfen und die Aufmerksamkeit von Tante Radegonde darauf richten.

„O! Marraine!" rief sie bewundernd; „sehen Sie jene Tänzer dort unten. Wie gut sie den Tact der Musik einhalten und sich heben und senken! Tanzen ist schön! ich bewundre es; ich habe es immer bewundert; es liegt etwas darin, was uns an die Astronomie erinnert."

„Astronomie, Petite?"

„Ja, allerdings, denn ich glaube an die Musik der Sphären; und die harmonische Bewegung der Sonne, Erde, des Mondes und der Planeten mit ihren Myriaden von Welten schienen mir immer wie ein prächtiger Tanz in großem Maaßstab. Die Cometen sind jene schweifenden Tänzer, welche weder Zeit, noch Maaß einhalten, und die Fixsterne sind heilige Nonnen, die von Weitem zugesehen haben und in Ewigkeit zusehen müssen."

„Nein, Petite, Sie werden kein Fixstern werden. Aber ist es nicht angenehm, hier im Schatten zu sitzen und uns an der kleinen Mahlzeit zu erquicken?"

Nathalie, welche zu ehrlich war, um „ja" sagen zu können, lächelte, und das Stiftsfräulein, welches etwas von der geheimen Selbstsucht hatte, die oft eine gewisse Art von Gutmüthigkeit begleitet, deutete sich das Lächeln als einen unzweideutigen Beifall. Ihre „kleine Mahlzeit" war vorüber, und nun versank sie „in Nachdenken", was nach ihrem Wörterbuche mit schläfrig gleichbedeutend war. Sie saßen an einem grasigen Abhange an dem Fuße einer großen Buche; sie rückte dem Stamme des Baumes näher und lehnte sich daran, um nachzudenken. Anfangs war Nathalie sehr ärgerlich. Sie wußte, daß die nachdenkliche Stimmung der Tante Radegonde sehr lange und tief war; aber es schien kein Ausweg zu bleiben, und mit einem

Seufzer nach dem Tanze in der Ferne setzte sie sich neben ihrer alten Freundin nieder, strich und legte das seidene Kleid glatt und forderte sie auf, indem sie den Arm um ihre Hüfte schlang, ihre Schulter als Pfühl zu benützen. Nach einigem Zieren nahm das Stiftsfräulein an und legte ihren Kopf auf die feste und weiche Stütze, die ihr angeboten wurde; sie sah geröthet aus und klagte über die Hitze; Nathalie begann sie sachte zu fächeln und in weniger als einer halben Minute lag Tante Radegonde in tiefem Schlafe.

Der Platz, obwohl nicht ferne von dem Rasen, war schattig und einsam und Niemand hörte die beiden Damen. Nach einigen Minuten kam jedoch ein Herr den stillen Pfad herauf und blieb ungesehen und ungehört wenige Schritte von der Buche stehen. Das Stiftsfräulein schlief noch immer friedlich, ihr Kopf war jedoch von der Schulter auf den Rücken des jungen Mädchens herabgegleitet, welche jetzt, um sie bequemer zu unterstützen, auf einem Ellbogen lehnte und so halb auf dem grasigen Abhange lag. Sie fächelte noch immer ihre alten Freundin, aber nicht mehr so eifrig, sondern zerstreut: ihre Gedanken waren sichtlich anderswo; bisweilen fuhr sie leicht zusammen, wenn die Klänge des Festes bis an ihr Ohr drangen und ihr rechter Fuß, der unter den reichen Falten des weißen Kleides hervorguckte, bewegte sich nach dem Tacte der fernen Musik. Als sie so in dem kühlen, schattigen Lichte bei einander lagen, an einem Platze, der rings von tiefen und kreuz- und querlaufenden Wegen umgeben war, dachte der Zuschauer wohl an eine längst vergessene Geschichte aus seiner Jugend und hielt Nathalie für die arme Prinzessin, die trotz aller ihrer Freuden sich nach Freiheit sehnte, während das Stiftsfräulein der liebevollen, aber eifersüchtigen Fee glich, die sie durch einen wunderbaren Zauber an ihre Seite gefesselt hatte.

„Mademoiselle Nathalie," sagte Herr von Sainville, denn er war es, „ich dachte, Sie lieben das Tanzen?"

Nathalie blickte auf, erröthete leicht und antwortete indem sie sich aufrichtete, ohne das Stiftsfräulein zu erwecken, mit einiger Verlegenheit, „sie tanze gerne" und begann die Tante wieder eifriger zu fächeln. Er lehnte an einem nahen Baume und unterhielt sich mit ihr. Mehrmals blickte er ungeduldig nach der Tante und machte einmal sogar den Versuch, sie zu wecken. Nathalie weigerte sich und erklärte philosophisch, „es liege ihr nichts am Tanzen." Er lächelte und begann sie mitleidslos zu necken. Bald sagte er, wie die Leute lustig ausgesehen, als er unter ihnen umhergegangen; bald machte er sie auf die Musik aufmerksam, bald forderte er sie auf, ihm die verschiedenen Tanzfiguren zu erklären.

„Gestehen Sie," sagte er endlich, indem er sich vorwärts beugte, um ihr abgewandtes Gesicht zu sehen, „gestehen Sie, Sie wünschen, daß meine Tante erwache?"

„Es sei ihr ganz gewiß völlig gleichgültig," meinte sie, in ihrem Aerger jedoch fächelte sie das Stiftsfräulein sehr heftig.

„Mon Dieu! was für ein Wind!" rief Tante Radegonde, plötzlich aus dem Schlummer auffahrend.

Nathalie war verlegen; aber er beachtete sie in diesem Augenblicke nicht.

„Tante," sagte er ernst, „wie konnten Sie so unfreundlich sein, Mademoiselle Montolieu vom Tanze abzuhalten, während sie ihn so sehr liebt?"

Das Gewissen machte Tante Radegonde bereits Vorwürfe und sie nahm deßhalb diese Bemerkung sehr übel auf. Mit der Verkehrtheit des Urtheils, die sie bisweilen befangen hielt, schien sie nun Alles, was ihr Neffe sagte, als eine Beleidigung nicht für sich, sondern für Nathalie aufzufassen, die sie mit warmem Eifer vertheidigte.

„Kümmere Dich nicht um die Angelegenheiten meiner Petite, Armand! Sie geht Dich nichts an."

„Ich bitte um Vergebung, sie ist meine Mündel."

„Deine Mündel!"

„Ja, allerdings, meine Mündel."

„Armand, nimm Dir meinen Rath zu Herzen, kümmere Dich nicht um junge Mädchen, Du bist nicht immer freundlich gegen sie; und Sie, Petite, achten Sie nicht auf ihn, er möchte uns nur in Harnisch bringen: achten Sie nicht auf ihn und küssen Sie mich."

Sie blieb auf dem Wege stehen — denn sie gingen nach dem Rasen — während sie sprach, und mit einem unzufriedenen Blick auf ihren Neffen, wandte sie sich an das junge Mädchen, das lächelnd ihrer Aufforderung gehorchen wollte, als Herr von Sainville zwischen sie und seine Tante trat, ihren Arm nahm, sich gelassen bückte und seinen Bart auf die Wange drückte, welche Tante Radegonde für die rosigen Lippen Nathaliens bestimmt hatte.

„Tante," sagte er mit einem Lächeln, „der Kampf bewegt sich nicht zwischen Dir und Petite," — das Wort schien ihm unbewußt zu entschlüpfen — „sondern zwischen Dir und mir; und wir sollten heute nicht streiten."

Eine wirkliche Liebkosung von ihrem Neffen war eine solche Seltenheit, daß das Stiftsfräulein augenblicklich wieder Friede machte. Sie erreichten bald den Festplatz und Herr von Sainville fand nicht ohne große Mühe und vieles Suchen passende Plätze für sie. Weder die laute Musik, noch die Masse der Tänzer konnten sie dort belästigen; das Zelt und die schattigen Bäume über ihrem Kopfe schützten sie dort und — was für Nathalien kein unwichtiger Punkt war, — die Damen konnten nicht allein tanzen sehen, sondern auch gesehen werden. Kaum hatten sie sich gesetzt, als sich zahlreiche Herren um Herrn von Sainville versammelten, der in ihrer Nähe stehen blieb und das junge Mädchen, das bei der Tante saß, erhielt Aufforderungen zum Tanze in Menge. Jedesmal, so oft sie den Namen eines neuen Tänzers auf ihren Fächer schrieb, konnte sich Nathalie nicht enthalten, einen trium-

pfirenden Blick auf ihren Wirth zu werfen, der sie für Alles das rächen sollte, was sie unter der Buche gelitten.

Tanzen mag außerordentlich angenehm sein, aber es ist weder unterhaltend zuzusehen, noch interessant, es zu beschreiben, wenige außerordentliche Fälle ausgenommen. Wir werden uns deßhalb nicht weitläufig über das Tanzen verbreiten, das Nathalie so großes Vergnügen bereitete, daß sie es sich dann und wann nicht versagen konnte, wie ein vergnügtes Kind über ihre Schulter nach dem Orte hinzusehen, wo sie ihre alte Freundin gelassen, einen Blick, den Tante Radegonde stets mit einem ermuthigenden Nicken erwiederte; und ihr Neffe unterbrach bisweilen seine Unterhaltung, um ihr einen freundlich lächelnden Blick zuzuwerfen. Als sie zum ersten Male nach ihrem Sitze zurückkehrte, ermahnte sie das Stiftsfräulein, nicht so leidenschaftlich und lebhaft zu tanzen, „es mit einem Worte gesetzter zu thun."

„Ich kann es nicht," antwortete das junge Mädchen lachend.

Sie fühlte, daß sich bei diesen Worten Jemand über ihren Stuhl herabbeugte und mit freundlicher Stimme ihr ins Ohr flüsterte:

„Thun Sie es auch nicht, sondern freuen Sie sich, so sehr Sie können, mein Kind."

„Was sagtest Du zu ihr, Armand?" fragte das Stiftsfräulein.

Nathalie blickte auf, er war jedoch fortgegangen.

Als Nathalie das nächste Mal zu der klugen Tante Radegonde zurückkehrte, fand sie sie in ein Gespräch mit Niemand anderem, als dem Chevalier Théodore de Méranville Louville vertieft. Der Chevalier war so mitleidiger und theilnehmender Natur, als das Geschlecht, das er anbetete; er hatte drei Loose für die Lotterie genommen und eine Eintrittskarte zu dem Feste gekauft. Niemand, der ihn jetzt sah mit der schneeweißen Cravatte, der Diamantnadel und vor allem mit seinem galanten und degagirten

Anstande, hätte ahnen können, daß dieser Act der Freigebigkeit dem zartfühlenden Tanzmeister eine ganze Woche lange die strengste Sparsamkeit auferlegte. Das war ihm aber von untergeordnetem Momente, so lange der Schein — die moderne Ehre — gewahrt war. Unter den Tänzern befanden sich einige von seinen Schülern; er wollte sehen, welche Fortschritte sie gemacht und sie durch seine Anwesenheit ermuthigen. Er selbst wollte nicht tanzen: er hielt es nicht für schicklich. Er fühlte sich in der Lage eines Fechtmeisters, der nie ein Duell annimmt, wenigstens nicht mit seinen Waffen. Da er keinen Platz in erster Reihe erhalten konnte, stellte er sich hinter das Stiftsfräulein: er war nicht groß und sie war klein, wodurch sich die Sache ausglich. In einem Augenblicke jedoch, da er gerade am aufmerksamsten über sie hinwegsah, stieß ihn ein großer Herr, der mit hastigen Schritten an ihm vorüberkam, ziemlich derb an. Tante Radegonde stieß einen leisen Schrei aus: der Chevalier war wie vom Donner gerührt. Er war gestoßen worden und stieß wieder — eine Dame! Sein erster Gedanke — denn er war ein reizbarer Mann — hieß ihn, dem großen Manne nachzueilen und ihn augenblicklich zu züchtigen; ein sanfteres Gefühl gewann jedoch die Oberhand: er blieb bei dem Stiftsfräulein zurück, die ihn versicherte, daß sie nicht verletzt worden. „Er fürchtete, diese Versicherung entstamme nur aus ihrer allzu großen Güte," und während er so sprach, warf er dem großen Herrn einen Blick nach, welcher so deutlich sagte: „wir treffen uns, mein Herr," daß das Stiftsfräulein, welche wohl wußte, zu welch' schrecklichem Aeußersten die auf ihre Ehre eifersüchtigen Männer bisweilen sich treiben lassen und die den Tanzmeister nach seinem Bande im Knopfloche für einen verabschiedeten Offizier hielt, sehr besorgt wurde und seine Aufgebrachtheit zu besänftigen suchte. Wir brauchen wohl kaum zu sagen, daß der große Herr, der gar nicht wußte, welcher Be-

leidigung er sich schuldig gemacht, und welcher Gefahr er ausgesetzt war, über den Zauber, den das Stiftsfräulein auf den Chevalier ausübte, ganz vergessen wurde. Ihr unschuldiges Kokettiren hatte den höchsten Grad blumiger Sprache auf der einen Seite, und graziösen Wohlgefallens auf der andern Seite erreicht. In einem Augenblicke des Entzückens hatte der Chevalier seine Skrupel so weit vergessen, daß er das Stiftsfräulein um die Gunst eines Contretanzes bat und sie es nur deßhalb abgeschlagen, weil sie eine Stiftsdame sei, „und sie, wenn auch einige Stiftsdamen tanzten, es doch nicht billigen könne", — als Nathalie zurückkam und ihren alten Freund lächelnd bewillkommnete.

Dieses Wiedererkennen führte zu einer Steigerung der Harmonie, der Blumensprache und der allgemeinen Heiterkeit. Der Chevalier erkundigte sich mit inniger Theilnahme und erstattete ausführlichen Bericht. Moralische und geistige Sorgen lasteten schwer auf Mademoiselle Dantin, ihre strengen Grundsätze ließen sie jedoch alles ertragen. Nathalie, welche in ihrem Glücke gerne zum Vergeben bereit war, lächelte und sagte, sie freue sich dies zu hören. Die Tage der Freude gehen rasch vorüber; und als sie die Sonne im Westen sinken und die Tänzer und Gruppen auf dem Rasen nach und nach seltener werden sah, schien dieser Tag dem jungen Mädchen so kurz und entzückend gewesen zu sein, wie ein Traum. Das Stiftsfräulein, in deren einförmigem Leben die Episode mit dem Chevalier ein sehr angenehmes Ereigniß bildete, sah mit gleichem Bedauern den Abend herannahen, als eine kalte stolze Stimme an ihrer Seite sagte:

„Tante, wird es nicht kühl?"

Sie blickte umher und gewahrte ihre gebieterische Nichte; die Anwesenheit von Fremden flößte Tante Radegonde ein starkes Gefühl von Unabhängigkeit ein und sie antwortete eilig:

„Kühl! Rosalie; ich finde es warm," und sie fächelte sich Kühlung.

Madame Marceau warf ihr einen erstaunten Blick zu, sagte jedoch in weichem Tone:

„Meine liebe Tante, ich sollte Sie durchaus allein sprechen."

„Ich kann Petite nicht verlassen."

„Tante," sagte Madame Marceau mit dem imponirendsten Ausdrucke, „Mademoiselle Montolieu oder vielmehr jede Dame ist durch die bloße Anwesenheit hier geschützt — der Ort ist ihr Schirm."

Das Stiftsfräulein erhob sich, schien sich jedoch noch nicht recht darein finden zu können; der höfliche Chevalier befreite sie theilweise von diesem unangenehmen Gefühle, indem er versprach, auf Mademoiselle Montolieus Befehle warten zu wollen, wofür ihm der warme Dank der Tante und einer der kältesten Blicke von Madame Marceau lohnte.

Als Nathalie zu ihrem Sitze zurückkehrte, fand sie Madame Marceau, welche auf sie wartete; in ihren dunkeln Zügen lag der Ausdruck stillen Triumphes. Ohne dem Chevalier Zeit zum Sprechen zu lassen, sagte sie im schmeichelndsten Tone:

„Sie müssen müde sein, Petite; ruhen Sie vor dem Abendessen aus."

Sie nahm den Arm des jungen Mädchens und führte sie zu dem Platze, wo eine erhöhte Bank unter einem besonderen Zeltdache sie während des Tages aufgenommen. Frau von Jussac, welche so eben angekommen war, lag nachlässig an dem einen Ende des Sitzes und fächelte sich mit dem Ausdruck vornehmer Langeweile; sie bewillkommte Nathalie sehr anmuthig und machte Platz für sie an ihrer Seite. Madame Marceau setzte sich an das andere Ende der Bank.

„Haben Sie sich amüsirt?" fragte Frau von Jussac sanft.

„Oh, sehr, ganz außerordentlich," antwortete Nathalie mit der Freude noch auf dem Gesichte.

„Wie gut Ihnen dieser spanische Anzug steht!" sagte Madame Marceau bewundernd; „nicht wahr, ma chère?"

„Vor diesem Abend hätte ich nicht geglaubt, daß mir die spanische Mantille gefallen könnte," antwortete Frau von Jussac ruhig.

Das junge Mädchen erröthete und sah erstaunt bald die eine Dame, bald die andere an. Madame nickte ihr beifällig zu; Frau von Jussac lächelte freundlich und ihr Blick sagte: „Ja, allerdings, Sie sind sehr reizend."

„Sie tanzen gerne?" fragte sie laut.

„Ja!" antwortete Nathalie mit leuchtenden Augen.

„Und wann werden Sie an diesem düstern, für Sie unendlich langweiligen Orte wieder tanzen können?" seufzte Madame Marceau.

„Unendlich langweilig, Madame! Nie, seitdem ich die Provence verließ, war ich so glücklich, so frei von Sorgen, als hier!"

„Welch' negatives Glück!" warf Madame Marceau ein. „Im Sommer geht es in Sainville noch, aber im Winter! Denken Sie sich nur, ma bonne," fügte sie hinzu, indem sie sich über Nathalien hinüber an Madame Jussac wandte, „keine Gesellschaft, nichts als Zeitungen, Spaziergänge — wenn nicht Schnee, Regen oder Wind uns daran hindern; ein wunderliches Piket mit meiner Tante, während mein Bruder Abend für Abend immer im Zimmer auf und ab geht."

„Bemitleidenswerth," bemerkte Frau von Jussac gähnend.

„Mir würde es gefallen," sagte Nathalie ruhig.

„Gefallen?" wiederholte Madame Marceau scharf.

„Ja, liegt nicht ein träumerischer Reiz oder eine wohlthuende Ruhe in einem solchen Leben?"

„Ich bitte um Vergebung; ich glaubte, Sie lieben das Vergnügen?"

„So lange es dauert; morgen aber wird dieser Platz leer scheinen; ich werde den Tanz vermissen — die Musik — die Gesichter — die Heiterkeit."

„Und Vergnügungen sollen so rasch aufeinander folgen, daß die Reaction gar keine Zeit hat, sich geltend zu machen. Ganz die Ansicht der Frau von Méris, welche diese niederdrückende Reaction niemals in ihre oder ihrer Tochter Nähe kommen lassen will."

Frau von Jussac sprach sehr ruhig, Nathalie aber sah sie so erstaunt an, daß die Dame ihre feinen blauen Augen weit öffnete und sich halb aufrichtend mit einiger Heftigkeit ausrief:

„Ist das eine Indiskretion? So ist es Ihre Schuld, Rosalie," fügte sie mit einem vorwurfsvollen Blicke auf ihre Freundin hinzu. „Sie hätten mich abhalten sollen. Ma foi, tant pis pour vous." Sie sank bei diesen Worten wieder in ihre frühere Stellung mit indolenter und nachläßiger Grazie zurück.

Was sollte alles dieß bedeuten? Nathalie sah Madame Marceau an: es dunkelte bereits: ihre Blicke begegneten sich aber doch.

„Ja," sagte diese ruhig, „Sie waren etwas indiskret, ma bonne; das Unglück ist aber nicht groß. Sie müssen wissen, mein liebes Kind," fügte sie Nathaliens Hand ergreifend und leicht drückend hinzu, „daß wir die bloße Thatsache, Sie hier zu haben, nicht als vollständige Entschädigung für Ihre peinliche Vergangenheit ansehen. Nein, damit lassen wir uns nicht genügen. Wir sind Ihnen mehr schuldig. Nun trifft es sich sehr glücklich, daß die Marquise von Méris, ihre Schwägerin, Frau von Jussac gebeten hat, für ihre Töchter — eine Gesellschafterin, nicht eine Gouvernante oder Lehrerin, von dem Alter und Temperament derselben zu suchen; die eine ist siebenzehn, die andere achtzehn, und beide sind sehr heitere, lebenslustige Mädchen. Sie würden vortrefflich passen. Ihre einzige Aufgabe, meine Liebe, wäre, sich so gut sie können zu

amüsiren; eine Aufgabe, für die Sie ein reizendes Talent besitzen. Ich spreche nicht von andern Dingen: es genügt, wenn ich sage, daß Frau von Méris ein fürstliches Vermögen besitzt und es mit fürstlicher Anmuth gebraucht. Ich darf Ihnen nicht wohl erst sagen, wie schmerzlich uns eine Trennung von Ihnen fällt, aber wir bringen unsre eigenen Gefühle Ihrem Besten zum Opfer. Die Art und Weise, wie Sie diesen einzigen Tag des Vergnügens genossen, beweist uns, daß es grausam und selbstsüchtig wäre, Sie hier zurückzuhalten. Nein, das können wir nicht. Sie werden Frau von Méris heute beim Diner sehen. Sie bleibt die Nacht hier und kann es so wenig erwarten, Sie bei sich zu haben, daß sie davon spricht, Sie schon morgen mit sich zu nehmen. Ich glaube aber kaum, daß ich Sie so bald werde von uns lassen können." Sie sprach sehr liebevoll. Ein leichtes nervöses Zittern bewegte die Hand, welche sie noch immer in der ihren hielt: das junge Mädchen öffnete aber die Lippen nicht.

„Wissen Sie, daß Frau von Méris eine Loge in beiden Opern genommen?" sagte Frau von Jussac hinwerfend.

„Wirklich?" bemerkte Madame Marceau, „ist sie musikalisch?"

„Leidenschaftlich!"

„Wie glücklich trifft sich das! Mademoiselle Montolieu singt reizend."

„Allerdings sehr glücklich! Elisa gibt kleine allerliebste Liebhaberconzerte. Vielleicht ist Mademoiselles Stimme ein Sopran?" fügte sie im Tone der Besorgniß hinzu.

„Nein, es ist ein schöner Alt!"

Frau von Jussac war entzückt. Eine Sopranstimme wäre gut gewesen, aber ein Alt war unschätzbar. Frau von Méris sehnte sich nach einem Alt. Nachdem sie sich etwas länger bei diesem Punkte aufgehalten, nahm das Gespräch eine andere Wendung; die Bälle, welche Frau

von Méris gab, die welche sie besuchte und zu denen sie Nathalie mit ihren Töchtern begleitete; die Gesellschaften, welche sie empfingen — die herrlichen Dienstage die sie hatten, — die prächtigen Schlösser, welche sie in verschiedenen Provinzen besaßen, das glänzende Leben, das sie führten, — alles dieß kam nach und nach zur Sprache. Frau von Jussac erzählte, Madame Marceau bewunderte und Nathalie saß blaß und stumm zwischen beiden.

„So ist Frau von Méris also heiter, wie immer," warf Herr von Sainville ein, der während des Gespräches unbemerkt herbeigekommen war und sich nun in die Unterhaltung mischte.

Es entstand eine kurze Pause. Nathalie stutzte und sah auf. Madame Marceau warf einen flüchtigen Blick voll Unruhe auf ihren Bruder; er stand ihr am anderen Ende des Sitzes gegenüber und bog sich leicht über die unbewegliche Frau von Jussac herab, welche nur die Augen nach ihm aufschlug und schmachtend fragte:

„Ist Ihnen das Fächeln unangenehm?"

„Nicht im Geringsten."

„Das freut mich," und damit setzte sie die einen Augenblick unterbrochene Lieblingsbeschäftigung wieder fort.

Das Herz Nathaliens klopfte stark; sie erblaßte und erröthete; man sah sie zittern. Es war ein Glück für sie, daß der Abend einbrach; aber die beiden Damen, zwischen welchen sie saß, hätten selbst dem Lichte der Sonne und der Lampe getrotzt. Der Stolz der Einen, die Gelassenheit der Andern spotteten jedes forschenden Blickes.

„So ist also Frau von Méris heiter, wie immer?" fragte Herr von Sainville wieder in dem gleichen Tone, wie früher.

Frau von Jussac lächelte bejahend.

„Sie werden sie bald sehr lieb gewinnen, chère Petite," bemerkte Madame Marceau ruhig, indem sie sich an Nathalien wandte.

„Als sie früher wir sagten, meinte sie damit, daß

er davon wisse und diesen Schritt billige," dachte Nathalie, während ihr ein Dolchstich durch das Herz zuckte.

„Sie wird, wie ich glaube, den Winter in Paris zubringen?" fuhr er ruhig fort.

„Ja, in Paris," antwortete Frau von Jussac mit vollkommener Apathie.

„Welch ein angenehmer Wechsel für Sie, Petite — von dem düsteren Sainville nach dem heiteren Paris?" rief Madame Marceau.

Nathalie antwortete nicht.

„Lieben Sie den Wechsel?" fragte Herr von Sainville.

Nathalie machte eine Anstrengung zu antworten, daß sie die Abwechslung liebe.

„Dann werden Sie sich freuen, Paris zu sehen," fuhr er fort.

Sie bejahte.

„Wie fatal!" begann er wieder mit seinem eigenthümlichen Lächeln. „Es schmerzt mich, der Ueberbringer unangenehmer Zeitung sein zu müssen; aber es ist unglücklicher Weise nur zu wahr, daß Sie diesen Winter Paris nicht sehen werden."

„Wie! geht Frau von Méris nicht dahin?" fragte Madame Marceau, durch die Bestürzung, die sie zeigte, aus der Rolle fallend.

„O ja, ich glaube sie geht dahin," war die ruhige Antwort.

„Warum sollte dann Mademoiselle Montolieu Paris diesen Winter nicht sehen?" fragte seine Schwester wieder beruhigt.

„Weil Mademoiselle Montolieu diesen Winter in Sainville zubringt."

„Sie wünschen es?" fügte Madame Marceau mit einem feurigen Blicke auf Nathalien hinzu.

„Ich protestire dagegen, daß Mademoiselle Montolieu in dieser Sache eine Stimme habe," sagte Herr von Sainville mit herausfordernder Gelassenheit. „Welche

Chancen hat unsre düstre Heimath gegen die Sirenenstadt? Ueberdies hat sie als betheiligte Partei kein Recht, in der Sache zu entscheiden."

„So bist Du Richter in der Sache?" bemerkte Frau von Marceau bitter, ihr Riechfläschchen in Bewegung setzend, während sie sprach: „Richter und Geschworner."

„Nein, ich vertrete nur meine Tante, welche bittet, Mademoiselle Montolieu ihr zu überlassen."

Madame Marceau fächelte sich ungehalten mit ihrem Taschentuche.

„Die Tante gab erst vor einigen Augenblicken ihre Zustimmung," sagte sie kurz.

„Allerdings, sie hat jedoch in dieser Zeit ihren Sinn geändert."

„Sie wird sich die Sache nochmals überlegen, Armand."

„Ich glaube nicht."

„Meine Tante ist nicht so egoistisch, daß sie Mademoiselle Montolieu in diesem finstern Orte einmauern könnte."

„Die Selbstsucht ist erfindungsreich. Die Tante beharrt auf der Behauptung, Mademoiselle Montolieu ziehe Sainville Paris vor."

„Armand!" rief Madame Marceau in dem Tone des Erstaunens, „Du kannst doch nicht sagen wollen, unsre Tante lasse sich träumen, Mademoiselle Montolieu gegen ihren Willen hier zurückzuhalten?"

Ohne seiner Schwester zu antworten, wandte sich Herr von Sainville an Nathalie und bemerkte in seiner ruhigen Weise:

„Ueberlassen Sie sich nicht den trügerischen Hoffnungen, mit welchen Ihnen meine Schwester schmeichelt. Meine Tante erklärt, Sie hätten Ihr Wort gegeben, den Winter bei ihr zuzubringen; sie läßt Ihnen keine andere Wahl, als zu bleiben oder Ihr Wort zu brechen und zu gehen. Daß sie ihren festen Entschluß wieder ändere,

davon kann keine Rede sein; — wir sind ein eigensinniges Geschlecht."

Nathalie sah auf und bemerkte dabei den Blick, welchen Madame Marceau und der Bruder wechselten — ärgerliche Verlegenheit auf der einen Seite, ruhiger, unbeugsamer Wille auf der andern. All' dieses Complottiren, Gegencomplottiren und höfliche Zanken lag so sehr außerhalb der Art dieses jungen Mädchens, dem Alles, was sie bisher erfahren, befremdend erschien, daß sie selbst nicht wußte, was sie thun sollte. Sie hatte nicht die Geduld und Weltkenntniß, welche allein durch die trügerischen Klippen unklarer Convenienzen hindurchzufahren vermag: sie besaß nur die Klugheit, zu schweigen.

„Armand," sagte Madame Marceau, nach einer Pause ihren ruhigen Ton wieder gewinnend, „hat meine Tante bedacht, daß Frau von Méris ebenfalls einen Anspruch auf Mademoiselle Montolieu hat, — daß es sie sehr verletzen würde, wenn wir auf unserem Rechte beharren wollten."

„Beruhige Dich, Rosalie," antwortete ihr Bruder mit leichter Ironie; „ich nahm es über mich, die Sache mit Frau von Méris abzumachen; und ich bin so glücklich, mittheilen zu können, daß sie die schmerzliche Zeitung mit der ganzen Fassung einer Dame von Welt aufnahm."

„Wie kühl es wird," sagte Frau von Jussac mit einem Schauer. „Herr von Sainville, wollen Sie so freundlich sein, mir Ihren Arm zu geben?"

Sie erhob sich bei diesen Worten: er erfüllte schweigend den Wunsch der Dame. Nathalie sah sie mit klopfendem Herzen weggehen. Madame Marceau saß noch immer bei ihr. Sie war eine gebieterische Dame: ihr Wille war gekreuzt worden; was wird sie nun wohl in ihrem Aerger sagen? — Sie sagte nichts, sondern sah den Gestalten ihres Bruders und der Frau von Jussac nach, wie sie in dem verschlängelten Wege verschwanden, den sie eingeschlagen. Als sie nicht mehr zu sehen waren, erhob

sie sich mit majestätischem Stolz, hüllte ihre Gestalt in den prachtvollen Shawl und rauschte an dem jungen Mädchen in stolzem Schweigen vorüber. Nathalie blieb allein. Sie fühlte diese Geringschätzung tiefer, denn je; sie konnte ihr den Plan vergeben, sie aus dem Hause zu entfernen — die stolze Dame wußte nicht, wie gleichgültig ihr Sohn für sie war — aber sie zu strafen und sie geringschätzend zu behandeln, weil dieser Plan nicht geglückt, war grausam und unedel. Sie hatte während der letzten halben Stunde viel gelitten und ihren Kopf in die Hand legend, weinte sie still. Ein Geräusch neben ihr schreckte sie auf; sie sah Herrn von Sainville, der zurückgekehrt war und nun an ihrer Seite saß.

Sechzehntes Kapitel.

„Sie weinen?" sagte er, „weshalb?"

„Ich weine nicht," antwortete sie mit einer zweideutigen Betonung.

„Aber Sie weinten: die Thränen stehen noch auf Ihren Wangen. Warum das? Keine Antwort. Ich will Ihnen sagen, weshalb Sie weinen: weil Sie fühlen, daß Sie nicht gut behandelt worden sind und dies ist allerdings der Fall."

Nathalie sah ihn an. Sein Gesicht war streng; die Strenge, das fühlte sie jedoch, galt nicht ihr.

„Mein armes Kind," fuhr er in dem freundlichsten Tone fort, „nehmen Sie sich das nicht zu Herzen; wenn meine Schwester wüßte, was ich weiß, würde sie nicht so handeln; aber ich bemerke, daß sie unter dem Eindrucke

leidet, kein Weib könne gegen die Liebe und Bewunderung ihres Sohnes gleichgültig bleiben."

Nathalie lächelte verächtlich; er sah es und fuhr fort:

„Ohne Ihre Gefühle genau zu kennen, glaube ich doch, daß sie in einem großen Irrthume lebt."

Es entstand eine Pause; Nathalie sprach nichts.

„Mademoiselle Montolieu," sagte er sehr ernst, „haben Sie große Einwendungen dagegen zu machen, wenn ich Sie bitte, mir zu sagen, was Sie Charles an jenem Abende nicht sagen wollten — nemlich, was Sie für ihn fühlen?"

Sie schien zu zögern.

„Ich will es Ihnen sagen," antwortete sie, „wenn ich offen sein darf."

„So offen Sie wollen: Ihr Freund, nicht der Oheim Charles', lauscht Ihren Worten."

„Mein Herr," fuhr sie fort, „Ihr Neffe ist hübsch, ich leugne es nicht; es liegt Talent in seinem Gesichte. Ich halte ihn für geschickt; als Ihr Neffe steht er höher, als irgend ein Mann, der mich je wird heirathen wollen; er wird wahrscheinlich sehr reich werden, und seine Aufmerksamkeiten, mit denen er mich verfolgt, zeugen davon, daß er mich wirklich liebt —"

Sie hielt einen Augenblick inne und erröthete tief, was er trotz der Dunkelheit sehen konnte.

„Nun?" sagte er und blickte ihr ruhig in das offene Gesicht.

„Sie werden das, was ich Ihnen sagen will, nicht für seltsam halten."

„Nun denn," fuhr sie fort und drückte die rechte Hand auf ihr Herz, indem sie ernst sprach: „ich fühle hier, ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll, die sichere Gewißheit, daß ich ihn nie lieben werde, ja, daß er mir selbst niemals gefallen wird."

Es entstand eine Pause.

„Weshalb?" fragte er endlich.

„Weil ich, ohne ihm etwas Schlimmes vorwerfen zu können, ihn nicht für gut halte."

„Mein liebes Kind, sind Sie so romantisch, Vollkommenheit zu erwarten?"

„Nein, denn ich bin selbst sehr weit entfernt vollkommen zu sein."

„Außerdem," fuhr er sehr ernst fort, „erinnern Sie sich der großen Wahrheit — daß der Mensch, welcher liebt, gewiß so lange er liebt, gut ist."

„Mein Herr," sagte Nathalie, ebenso ernsthaft, „glauben Sie, daß Herr Marceau eine reine und wahre Liebe für mich hegt? Glauben Sie, daß wenn ich zum Beispiel die Blattern bekäme, er ebenso sehr um mich bemüht wäre? Wenn Sie auch der Ueberzeugung sind," fügte sie nach einer Pause hinzu, „ich bin es nicht."

Er sagte nichts: er staunte im Stillen über den feinen und richtigen Tact, mit welchem das scheinbar so flüchtige Mädchen zwischen Leidenschaft und inniger Liebe zu unterscheiden wußte.

„Ich danke Ihnen aufrichtig für Ihre Offenheit und Ihr Vertrauen," bemerkte er endlich. „Wenn ich diese Frage an Sie richtete, so geschah es, mit Ihrer Erlaubniß, um meine Schwester zu beruhigen, ohne ihr das zu sagen, was ihre mütterlichen Gefühle beleidigen mußte — daß ihre Befürchtungen völlig ungegründet sind."

„Sie mögen thun, mein Herr, was Ihnen beliebt."

„Und Sie werden den Winter hier zubringen?"

Sie schüttelte ernst den Kopf.

„Nein, mein Herr, ich habe diesen Abend einen zu klaren Beweis von dem erhalten, was ich ahnte, ehe ich zwei Tage hier war — nehmlich, daß ich nicht in dem Hause der Madame Marceau, sondern in dem des Herrn von Sainville bin; nicht durch ihren Willen, sondern durch den seinen."

„Und ist Mademoiselle Montolieu zu stolz, Herrn von

Sainville das Vergnügen zu versagen, sie als seinen Gast bei sich zu sehen?" fragte er sehr freundlich.

„O nein, nicht zu stolz," antwortete das arme Mädchen, mit Thränen in ihren Augen und ihrer Stimme; „es ist nicht hübsch, das stolz zu nennen."

Sie war offenbar sehr niedergedrückt. Ihr Kopf sank auf ihren Busen, ihre Hände lagen gefaltet in dem Schooße, sie sah blaß aus in dem Lichte des aufsteigenden Mondes. Es lag selbst in ihrer Haltung Trauer. Er erinnerte sie an die heitere Stimmung des Nachmittags, wie sie so vergnügt gelacht und gescherzt, wie ihre Augen geleuchtet und ihre Wangen von der Aufregung des Tanzes geglüht: der Contrast that ihm weh.

„Was ist es denn?" fragte er besänftigend.

„Das Gefühl meiner eigenen Würde, welche ich allein zu bewahren habe," antwortete sie fest, zu ihm aufsehend.

„Ich ehre Ihre Bedenklichkeiten; wenn jedoch meine Schwester selbst Sie bittet, zu bleiben, werden Sie es dann nicht thun?"

Nathalie schüttelte wiederum den Kopf.

„Ich weiß, mein Herr, Sie haben einen festen Willen und Jedermann in diesem Hause gehorcht ihm; ich wünsche jedoch nicht, daß er um meinetwillen geltend gemacht werde." — Er lächelte und schien durch die Beschuldigung der Eigenwilligkeit nicht beleidigt — weit entfernt; aber er versicherte sie ruhig, daß Madame Marceau, sobald er ihr die Sachlage auseinandersetze, sich beeilen werde, ihr Unrecht wieder gut zu machen; und gab dem jungen Mädchen sein Wort, auf ihrem Bleiben nicht zu beharren, wenn es nicht so gegangen. Nathalie schien noch immer nicht überzeugt zu sein.

„Allons," bemerkte er mit unzufriedenem Lächeln, „ich sehe Sainville ist langweilig und Paris unwiderstehlich."

„Es liegt mir wirklich nichts an Paris!“ antwortete Nathalie lebhaft, durch diesen Vorwurf verletzt.

Er schien ungläubig.

„Auf mein Wort!“ sagte sie mit aufrichtigem Ernste.

„Wie, es liegt Ihnen nichts an einem Leben voll Vergnügungen, mit Bällen, Tanz, Theater und so weiter? fragte er mit einem forschenden Blicke.

„Wirklich nicht. Ueberdies kann man ja auch hier tanzen.“

„Dann, mein Kind,“ bemerkte er in seinem gewöhnlichen Tone, „dann gehen Sie nicht mit Frau von Méris. Sie ist heiter, leichtsinnig; nicht geeignet, ein junges Mädchen zu schützen.“

„Hat sie nicht Töchter, mein Herr?“

„Zwei, welchen die Natur eine vortreffliche Schutzwehr verliehen und das Glück eine große Mitgift gegeben.“

„Ich kann mich selbst schützen,“ entgegnete Nathalie mit einigem Stolze.

„Vor Verletzung, das glaube ich Ihnen; vor Beleidigung, das muß ich bezweifeln. Aus Gründen jedoch, die für Sie nichts Beleidigendes haben, die zu erwähnen aber unnütz wäre, bin ich überzeugt, daß Frau von Méris, die in diesem Augenblick meiner Schwester eine Gefälligkeit erweisen will, sehr bald bereuen würde, Sie als Gesellschafterin ihrer Töchter bei sich aufgenommen zu haben.“

„Und weßhalb?“ fragte Nathalie, etwas beleidigt.

„Weil,“ antwortete er mit einem Lächeln, „sie nicht hübsch sind.“

„Ah,“ sagte sie etwas verlegen.

„Nun,“ fuhr er fort, „habe ich Sie überzeugt?“

„Ich habe noch einen Einwurf.“

„Noch einen?“

„Ja, mein Herr, noch einen. Weßhalb sollte ich hier bleiben und durch meine Gegenwart Madame Marceau der Gesellschaft ihres Sohnes berauben?“

„Ich würde hierauf antworten können, daß, da Sie

unschuldig sind und er schuldig ist, nur er dulden soll; Sie würden hierauf jedoch einen andern Einwurf haben. Es genügt deßhalb, wenn ich sage, daß meine Schwester für ihren Sohn sich ehrgeizigen Hoffnungen hingibt, daß sie mit Vergnügen einen Vorwand ergreift, ihn von hier entfernt an seine Studien zu fesseln und daß sie einen Theil des Winters in Paris zu verbringen gedenkt, damit er nicht seine Zeit in der Provinz verliere."

Nathalie sah ihn sehr ernst an.

„Mein Herr," sagte sie, „ich will mich Ihrer Entscheidung unterwerfen, denn ich habe Vertrauen in Ihr Urtheil, in Ihren Tact. Wenn Sie eine Tochter hätten, die sich in meiner Lage befände, würden Sie als Vater —"

„Bitte, lassen Sie diese Vergleichung," unterbrach er aufsehend und ein Lächeln zu unterdrücken unfähig, „ich bin ein alter Hagestolz; das väterliche Gefühl hat sich in mir nur sehr unvollkommen entwickelt; ich gebe Ihnen mein Wort, ich habe keine Idee, wie ich mich als Vater in einem solchen Falle benehmen würde."

„Nun denn, wenn Sie eine Schwester hätten," fuhr sie etwas verlegen fort.

„Ich habe eine Schwester," antwortete er düster.

„Ich bitte um Vergebung, ich verstehe," versetzte Nathalie sehr rasch, indem sie sich erhob.

„Sie ungeduldiges Kind, Sie verstehen mich durchaus nicht," sagte er sanft, indem er sie nöthigte, ihren Platz wieder einzunehmen; „Sie scheinen durch jedes Wort in Feuer und Flammen versetzt werden zu können. So wenig Vertrauen Sie in mein Gefühl setzen, könnten Sie doch einiges Vertrauen in meine allgemeine Höflichkeit haben. Ich lehnte Ihren Vergleich ab, weil er auf einer unmöglichen Verwandtschaft beruhte. Haben Sie vergessen, daß ich Ihr Vormund bin, und daß Sie mich einst aus freiem Antrieb Ihren Freund nannten? Weßhalb appellirten Sie nicht an den Freund und Vormund?"

„Und was würde er geantwortet haben?“ fragte Nathalie zu ihm aufsehend.

„Bleiben Sie!“

„Dann will ich bleiben,“ rief sie, einem unwiderstehlichen Impulse folgend, „denn ich glaube, mein Herr, daß Sie mein Freund sind; ja, wirklich mein Freund!“

In einer Anwandlung kindlicher Gefühls-Exaltation ergriff sie seine Hand und hob sie empor, so daß sie seine Lippen berührte. Aber sie ließ sie ebenso bald wieder sinken und erhob sich von ihrem Sitze, blaß und verlegen über ihre Indiscretion. Alles, was Mademoiselle Dantin jemals von weiblicher Schicklichkeit gesagt, kam ihr jetzt in den Sinn, um sie nur noch verlegener zu machen: ihr Gewissen sagte ihr jedoch, daß kein anderes Gefühl, als das der reinsten Dankbarkeit sie zu diesem Schritte gedrängt und obwohl ihre Lage etwas sehr Peinliches für sie hatte, schämte sie sich doch nicht.

Herr von Sainville hatte sich nicht bewegt und da er im Schatten saß, konnte sie den Ausdruck seines Gesichtes nicht erkennen. Es entstand eine kurze Pause der Verlegenheit.

„Ich sehe, Sie wünschen nach Hause zu gehen,“ bemerkte er ruhig, indem er aufstand und ihren Arm nahm.

Nathalie antwortete nicht; als sie sich aber umsah und bemerkte, daß der Park beinahe ganz leer war, schien sie etwas überrascht, daß ihr dies nicht früher schon eingefallen. Sie gingen in tiefem Schweigen nach Hause. In der ersten Angst, mißverstanden worden zu sein, wollte sie sich erklären, ihr Stolz lehnte sich jedoch dagegen auf.

„Nein,“ sagte sie, „wenn er so wenig Tact und Delicateſſe hat, nicht zu bemerken, daß ich nur albern war, so mag er denken, was er will.“

Sie waren in das Schloß getreten und standen in der erleuchteten Halle, als sie zu diesem Schlusse kam. Sie konnte der Versuchung nicht widerstehen, in sein Gesicht zu sehen, als sie von einander schieden. Er schien

so ruhig und freundlich, daß ihr eine schwere Last vom Herzen fiel. Sie fühlte, daß sie nicht mißverstanden worden; daß ihre Furcht eine Ungerechtigkeit gegen sie selbst, vor allem aber gegen ihn gewesen.

Sie ging nach ihrem Zimmer hinauf und wollte bei dem großen und späten Diner nicht erscheinen, welches der Lotterie voranging. Sie saß sinnend an dem Fenster, als sie ein leiser Schritt aus ihrem Nachdenken aufschreckte. Es war Tante Radegonde, welche sie abholen wollte. Sie begann mit einer pathetischen Rede über den Schreck, den ihr die Nachricht von der beabsichtigten Reise Nathaliens eingeflößt.

„O Petite," schloß sie mit einem Seufzer, „wie freue ich mich, daß Armand Einsprache that! Es ist natürlich sehr selbstsüchtig, wenn ich wünsche, daß Sie hier bleiben und Rosalie hat das auch gesagt; aber ich kann nicht helfen. Wie freue ich mich, daß Sie bleiben und wie dankbar bin ich Armand, daß er um meinetwillen die Sache ins Reine gebracht. Nun, werden Sie kommen? Die Lotterie hat bereits begonnen."

Nathalie schützte Kopfweh vor.

„Wir werden uns von dem Geräusche ferne halten in dem kleinen Salone; die Flügelthüren sind weggenommen und statt ihrer ist eine schöne Sammtdraperie angebracht. Armand meint, es wäre besser für uns, dort zu bleiben, er werde die Loose für mich besorgen. Sie müssen kommen. Er ist sehr verdrüßlich, daß Sie nicht bei dem Diner zugegen waren. Er schickt mich herauf, Sie zu holen; er sagte, er wisse wohl, daß Sie auf die Aufforderung eines Dieners nicht kämen, mir aber wohl nicht widerstehen würden. Er fügte hinzu, daß er als Ihr Vormund Sie auffordere, unten zu erscheinen, und wenn ich es auch für lächerlich halte, daß er auf seine Würde sich so viel zu Gute thut, so war er doch heute so gut, daß wir ein Bischen Nachsicht mit ihm haben müssen.

Nehmen Sie die Mantille ab, wenn Sie nichts dagegen haben; Ihr Anzug wird auch ohne sie hübsch aussehen."

Nathalie gab den Gründen der Tante endlich nach und begleitete sie die Treppen hinab. Madame Marceau hatte ungefähr vierzig bis fünfzig auserlesene Gäste eingeladen, bei der Ziehung der Lotterie gegenwärtig zu sein. Es waren hauptsächlich Personen, deren politische Connexionen und Einfluß ihrem Bruder bei den nächsten Wahlen günstig sein konnte. Einige wenige gehörten der Provinzaristokratie an; bei weitem die größere Zahl war reiche Bourgeoisie. Nachdem sie sich bei dem Nachmittagsfest unter ihren niederern Brüdern umherbewegt, wollte sie diesen Abend ganz allein sich widmen. Ungefähr zwanzig der einflußreichsten waren zum Diner geladen worden. Der Salon war glänzend erleuchtet, und da viele schön gekleidete Damen sich in ihm umher bewegten, so sah er heiter und hübsch aus; Madame Marceau hatte Alles gethan, um Aufsehen zu vermeiden: sie wünschte, was sie öfter wiederholte, daß das Ganze als ein häusliches Fest und eine Familiengesellschaft betrachtet werde.

Die Lotterie war bereits weit vorgeschritten, als die beiden Damen eintraten. An dem einen Ende des Zimmers stand ein kleiner Tisch mit einer silbernen Urne, aus welcher ein junges und hübsches Mädchen, die Tochter des Präfekten, ein Papier um das andere hervorzog, die alle wie die alten Papyrusmanuscripte aufgerollt waren; auf jedem dieser Papiere stand die Nummer eines Looses, welchem die launenhafte Fortuna ihren Preis oder was noch öfter vorkam, eine Niete zuerkannte. Eine andere größere Tafel stand dieser gegenüber; sie war mit den Preisen bedeckt, welche die ältere Schwester des ersteren jungen Mädchens anmuthig an die Gewinnenden vertheilte. Beide Tische waren von belebten Gruppen umgeben, welche mit französischer Lebendigkeit scherzten und lachten. Nathalie warf einen flüchtigen Blick auf die Scene, welche das Stiftsfräulein mit ihr durcheilte.

„Ist es nicht weit hübscher und angenehmer hier?“ bemerkte sie, die Sammtdraperie auf die Seite ziehend, die hinter ihnen wieder in dunkeln und schweren Falten niederfiel.

Der kleine Salon war geschmackvoll als eine Art kühlen Zufluchtsortes eingerichtet, und von Madame Marceau für ihre politischen têtes-à-têtes bestimmt worden; sie hatte deßhalb auch wohl nicht erwartet, daß Nathalie und ihre Tante ihn zu ihrem Aufenthalte wählen würden. Er war erfüllt von dem Dufte ausgesuchter Blumen und Gewächse; die einsame Lampe, welche an der Decke hing, goß ein blasses und zitterndes Licht rings umher, das kaum das mysteriöse Halbdunkel des Ortes verscheuchte. Madame Marceau und ihre Freundin saßen auf einem niederen Divan; Herr von Sainville stand daneben. Niemand war sonst zugegen. Als Madame Marceau Nathalien sah, erhob sie sich mit dem freundlichsten Lächeln, ging auf sie zu und nahm ihre Hand.

„Chère Petite!“ sagte sie, „Sie sehen blaß aus. Sind Sie müde? Wirklich, ich halte Sie für zu zart, um eine solche Aufregung, wie sie die Vergnügungen des Nachmittags veranlaßten, ertragen zu können.“

„Wenn Du sie hättest tanzen sehen, so würdest Du das nicht glauben,“ unterbrach Tante Radegonde entschieden.

Madame Marceau warf ihrer Tante einen bedeutungsvollen Blick zu; aber das Stiftsfräulein beachtete und verstand ihn nicht.

„Wirklich, Tante,“ fuhr die Dame fort, „Mademoiselle Montolieu ist zarter, als Du glaubst und ich halte nicht allein die Landluft durchaus nöthig für sie, sondern Paris . . . .“

„Ich sage Dir, sie ist nicht so zart,“ unterbrach Tante Radegonde wieder, etwas ungehalten werdend.

Madame Marceau sah, daß ihre Tante Alles verderben würde, wenn sie dieses Thema noch weiter verfolgte; sie bemerkte deßhalb in gänzlich verändertem Tone

und sich leicht aufrichtend, um sich mehr Würde zu verleihen:

„Mademoiselle Montolieu, wir sind Freunde; wirklich, wir haben nie aufgehört, solche zu sein. Ja," fuhr sie mit leiserem Tone fort, indem sie mit affectirter Discretion, doch nicht so leise sprach, daß sie nicht vom Divan aus gehört werden konnte, „ich fühle jetzt, daß wir Freunde sind und kein Mißverständniß mehr zwischen uns stattfinden kann. Ich bedaure sehr, nicht selbst die Aufklärung über das gesucht zu haben, was mein Bruder mit seinem Scharfblicke zu erfahren für nöthig hielt. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie sehr ich Ihren Entschluß bewundere; er ist das Resultat einer Klugheit und Einsicht, welche über Ihre Jahre hinausgeht. Noch weniger brauche ich Ihnen zu sagen, wie sehr ich wünsche, daß unser eintöniges Haus Ihnen recht lange behagen möge."

Sie drückte ihre Hand, winkte ihrer Freundin und verließ das Zimmer. Herr von Sainville wartete, bis die Sammtportiere hinter ihnen niedergefallen war, um sich Nathalien zu nähern und sagte dann in leisem Tone:

„Sind Sie zufrieden?"

„Ja, mein Herr."

Er verließ sie.

Herr von Sainville hatte eine Gelegenheit, die sich ihm bald bot, ergriffen, um seiner Schwester zu sagen, daß Nathalie sich selbst das Wort gegeben, nie die Frau Charles Marceau's zu werden.

Mehr als dieß hatte er nicht gesagt, auch hatte sie nicht mehr gefragt. Zufrieden mit dieser Versicherung und begierig, ihrem Bruder gefällig zu sein, gegen den, wie sie wohl fühlte, sie schon weiter gegangen, als es klug oder vortheilhaft war, hatte Madame Marceau augenblicklich ausgerufen: sie fühle die größte Achtung vor Mademoiselle Montolieu und werde sie in Gegenwart ihres lieben Bruders bitten, hier zu bleiben. Auf dieses erwiederte ihr lieber Bruder Armand, ohne es für nöthig zu

erachten, ihr mitzutheilen, daß sie unbewußt die einzige Bedingung hatte laut werden lassen, unter welcher Nathalie blieb:

„Wirklich, Rosalie, Du wirst mir einen Gefallen erzeigen, wenn Du dieß thust!"

„Ihm einen Gefallen erzeigen? Warum hatte er dies nicht früher gesagt? Konnte sie etwas mehr wünschen, als ihm einen Gefallen zu erzeigen? Aber er sei so unfreundlich; er lasse sie nicht wissen, was er wünsche? Bisweilen errathe sie" — dies spielte auf die Wahlen an — ein anderes Mal gelinge es ihr auch wieder nicht; alles nur, weil er so zurückhaltend gegen seine arme Rosalie sei.

Ehe Madame Marceau dieses Geständniß machte, hatte sie kluger Weise einige Winke gegen ihre Freundin fallen lassen. Sie hatte gefühlvoll die Unannehmlichkeiten gewisser Lagen beklagt, welche gegen des Herzens bessere Empfindungen den Menschen oft zu scheinbarer Unfreundlichkeit zwingen. Wenn ein junger Mann von Vermögen und Familie an einem hübschen Gesichte Gefallen finde, so lasse sich schwer errathen, ob diese durch die Huldigung ausgezeichnete Person so viel Demuth und Festigkeit der Grundsätze besitze, um sich nicht blenden zu lassen und das, was nur vorübergehende Laune sei, für ernste Neigung zu halten; auch lasse sich schwer denken, daß ein solches Wesen, wenn man sich in der geeigneten Weise an sie wende, sich verpflichten werde, weder in ein geheimes, noch offenes Verhältniß mit dem bethörten, jungen Mann zu treten. Frau von Jussac, welche sie mit einem Lächeln anhörte, versicherte, daß sie das nicht sehr in Erstaunen setze; sie hätte von dergleichen gehört und fände nichts so Unglaubliches in dem vorliegenden Falle. Madame Marceau, welche beschlossen, sie zu überzeugen, daß dem so sei, hatte es zu veranlassen gewußt, daß sie bei der Erklärung zugegen war und ihren Worten eine solche Fassung zu geben, daß sie sowohl ihm, als der Mutter derjenigen gefallen konnten, in welcher sie Charles

künftige Braut zu sehen hoffte. Denn obgleich Nathalie diesen Winter in Sainville zubringen sollte, hielt es Madame Marceau doch keineswegs für passend oder wünschenswerth, daß ihr Aufenthalt länger dauere und zweifelte nicht, daß ihr mit der Zeit auch ein passender Vorwand in den Sinn kommen werde, um sie wirklich aus dem Hause zu entfernen.

Tante Radegonde sah nicht eben sehr erfreut darüber aus, daß ihr Neffe sie ganz allein in dem kleinen Salon zurückließ.

„Er hätte bleiben sollen; aber sie könnten, dem Himmel sei Dank, auch ohne ihn sein — wie überhaupt ohne Jemand. Es sei ein hübsches, ruhiges Plätzchen; wenn Nathalie jedoch den großen Salon vorziehe, so wollten sie hineingehen."

Nathalie versicherte, daß sie diesen stillen Ort vorziehe; nur wenige störten ihre Abgeschiedenheit oder besuchten sie auf einige Augenblicke. Das Stiftsfräulein rückte den Divan an die Portiere, zog sie etwas auf und befestigte sie so, daß sie im tiefen Schatten bleibend, beinahe alles sehen und hören konnten, was in dem Salon geschah. Nathalie sah und lauschte. Doch konnte sie ihre Aufmerksamkeit auf nichts heften. Während die kindische Stimme des jungen Mädchens bei der Silberurne Röllchen um Röllchen öffnete und Ausrufungen verstellten Jubels und noch mehr verstellter Enttäuschung die Ankündigungen des Gewinnes oder Verlustes begrüßten, flogen ihre Gedanken zu den Ereignissen des Nachmittags zurück. Sie sah sich unter der Buche liegen; dann hörte sie wieder die Tanzmusik oder saß sie plötzlich allein mit Herrn von Sainville und hörte seine melancholische Stimme sagen: „Seltsam! in solchen Dingen halte ich nichts für seltsam." Sie suchte ihn mit den Blicken unter den Gästen; er saß bei Frau von Jussac; nicht ein Wort des Gespräches erreichte ihr Ohr; wenn sie auch lächelten, sie wußte wohl, daß es nichts Freundliches zu bedeuten

habe; vergebens schien die Dame ihre süßesten Schmeicheleien zu vergeuden; ein ernster Zug in seinem Gesichte, den Nathalie so wohl kannte, verrieth deutlich, daß er noch immer ihrer Macht spotte. Von hier schweifte Nathaliens Blick nach andern Gruppen, aber ihr Kopf pochte und glühte; das helle Licht that ihren Augen weh; sie zog sich bald in den Schatten zurück und hörte, ohne darauf Acht zu haben, die Bemerkungen der Tante Radegonde mit dem Gesumme der Conversation des Salons sich vermischen. Ungefähr eine Stunde war auf diese Weise verflossen, als das Stiftsfräulein ausrief:

„Die Lotterie ist vorbei und hier kommt Armand mit den Preisen."

Der Divan wurde augenblicklich wieder an seinen früheren Ort gerückt, als Herr von Sainville eintrat, welchem ein Diener folgte, der auf einem kleinen Teller die keineswegs zahlreichen Gewinnste trug. Der Diener setzte das Brett auf einen kleinen Tisch neben dem Divan und zog sich zurück.

„Tante," sagte Herr von Sainville, indem er sein Taschenbuch öffnete, „ich übernahm die Besorgung Ihrer fünfzehn Loose — auch die meinen besorgte ich selbst — im Ganzen vierzig. Ich war weniger klug, als Sie, und ließ mich zu fünfundzwanzig bereden, jedes zu zwei Franken. Nun, Tante, meine reifliche Ueberzeugung ist, daß von allen betrügerischen Handlungen, die ich kennen lernte — und ich habe eine gute Zahl solcher gesehen — eine Mildthätigkeitslotterie die unverschämteste genannt werden muß."

„Wie! Armand, war es nicht ehrlich und redlich zugegangen?"

„Nein. Ich spreche die Personen von Schuld frei, aber ich anklage das System; es ist von Anfang bis zu Ende auf Opfer gegründet, die hauptsächlich auf mein unglückliches Geschlecht fallen. Damen veranstalten diese Sachen, und verführen ihre männlichen Freunde, Loose

zu kaufen, für welche sie Gewinnste liefern, die, da es lauter weibliche Artikel sind, wenn man sie gewinnt, keinen Nutzen gewähren, und deßhalb als Geschenke wieder zu ihnen zurückwandern; wir bezahlen und sind also die Wohlthätigen bei der Sache, — getäuscht durch die Hoffnung, daß wir den Werth unseres Geldes wieder erhalten werden — während sie die Gewinnste bekommen."

„Armand," sagte seine Tante ungeduldig, „sage uns lieber, was wir erhalten haben? Die fünf ersten Loose gehören unsrer Petite."

„Die fünf ersten erhielten Nieten."

„Armes Kind!" bemerkte das Stiftsfräulein, sich an Nathalien wendend. „Sie sollen mein besseres Glück theilen."

„Die nächsten zehn Loose erhielten einen Gewinn."

„Einen? einen einzigen! und was?"

„Eine Zigarrentasche. Hier ist sie."

„Eine Zigarrentasche!" rief Tante Radegonde; „und was soll ich mit einer Zigarrentasche thun?"

„Alles, was Sie wollen, Tante, vorausgesetzt, daß Sie sie mir nicht anbieten."

„Wie, Armand, was gewannst Du mit Deinen fünfundzwanzig Loosen?"

„Drei wesentlich weibliche Gewinnste, wie natürlich, und einen davon habe ich selbst in die Lotterie gegeben. Hier ist eine Börse, Tante, die Ihnen zwar nicht viel nützen, aber um der Verfertigerin willen werth sein wird."

Er ließ Nathaliens belächelte Börse in den Schooß der Tante fallen.

„Haben Sie nichts für die Petite, Armand?"

„O ja, dies Paar chinesischer Schuhe; ich kann für die Aechtheit garantiren, denn ich brachte sie selbst von Canton."

Nathalie dankte ihm und schien erfreut.

„Wie Schade, sie sind zu klein," sagte das Stiftsfräulein, einen von den Schuhen nehmend.

„Sie sind nicht zu klein," warf ihr Neffe rasch ein.

„Doch, sie sind zu klein, Armand."

„Ich versichere Sie, Tante, sie sind es nicht."

„Wie kannst Du das sagen?"

„Ich weiß, sie sind nicht zu klein."

„Ich sah noch nie einen so rechthaberischen Menschen," sagte das Stiftsfräulein ungeduldig; „ich bin jedoch entschlossen, Dich nicht immer Recht haben zu lassen."

Ehe Nathalie ahnen konnte, was sie thun oder verhindern wollte, saß der Schuh an dem Fuße des jungen Mädchens; sie verstummte — er paßte.

„Nun, Tante?" sagte Herr von Sainville mit einem Lächeln.

„Nun, — was thut es?" fragte seine Tante scharf; „Petite braucht Deine häßlichen chinesischen Schuhe nicht: nimm sie zurück."

Sie schob den andern Schuh nach ihm hin; Nathalie aber zog ihn rasch zurück, als sie bemerkte, daß Herr von Sainville seine Hand ausstreckte, um ihn zu nehmen und zog ihn vorsichtig an: dann sah sie auf ihren Fuß mit der Bewunderung eines Kindes, das ein neues Spielzeug erhält.

„Ziehen Sie sie aus, Petite," sagte das Stiftsfräulein; „wie häßlich sie sind mit den emporstehenden Spitzen."

Nathalie lachte, sagte, sie seien originell und sie wolle sie tragen. Die Einwendungen des Stiftsfräuleins vermochten sie, sie auszuziehen, sie bestand jedoch darauf, sie zu behalten. Tante Radegonde, welche beherrschte oder beherrscht wurde, sah verdrießlich aus; doch erinnerte sie sich plötzlich, daß sie den übrigen Gewinnst noch nicht gesehen. Er zeigte ihr eine einfache braunseidene Börse, welche er behalten wollte, weil sie fest und stark sei. Das

Stiftsfräulein triumphirte: sie hatte die Börse angefangen und Nathalie sie vollendet, „so daß Herr Armand nach all' seinem Spotte doch noch froh sei, etwas von ihrer Handarbeit zu besitzen." Herr Armand gönnte der Tante ihren Triumph und setzte sich neben sie nieder. Sie erinnerte ihn einmal daran, daß er in dem Salon erscheinen sollte, er antwortete jedoch ruhig: „ich bin heute nicht Wirth, sondern Gast; ich werde hier bleiben: ich ziehe es vor."

Er blieb und ließ sich mit der Tante in ein Gespräch ein; aber Nathalie, die sonst sehr aufmerksam auf seine Unterhaltung war, konnte mit ihren Gedanken nicht fest bei der Sache bleiben. Die Anstrengungen des Tages drückten sie nieder und das leise Summen im nächsten Zimmer lullte sie in den Schlaf. Anfangs widerstand sie: aber trotz aller Bemühungen wurde ihr Kopf schwerer und immer schwerer; der kleine Salon mit seinen Blumennischen und der blassen Lampe schienen vor ihren Augen in einem Nebel zu zerrinnen; endlich schloßen sich ihre Lider und sie schlief. Einmal erwachte sie halb, als sie die Stimme des Herrn von Sainville sagen hörte:

„Das arme kleine Ding! sie ist eingeschlafen!"

„Soll ich sie nicht aufwecken und nach dem Zimmer führen, Armand?" fragte die Stimme seiner Tante.

„Weßhalb? sie sieht sehr behaglich aus!"

„Dann hilf mir das Kissen unter ihren Kopf legen."

Nathalie fühlte ihren Kopf sanft in die Höhe gehoben; dann sank er in den weichen Pfühl nieder und sie lag wieder in tiefem Schlaf. Sie hatte einige Zeit auf diese Weise geschlummert, als sie plötzlich mit dem unklaren, unbestimmten Bewußtsein erwachte, daß etwas — sie wußte — nicht was — geschehen sei. Sie blickte erschrocken auf; man hörte im Salon keine Stimmen mehr; auch in dem kleinen Salon war es still. Die Lampe brannte noch mit ihrem blassen klaren Scheine; die

Sammtportière war leicht aufgezogen und in der Oeffnung stand die ruhige Schönheit der Frau von Jussac, welche in ihrem weißen Kleide wie eine Erscheinung aussah. Nathalie betrachtete sie mit Erstaunen, denn in dem schmachtenden Gesichte der Dame lag ein eigenthümlich lächelnder Ausdruck, halb Ironie, halb Triumph. Das junge Mädchen sah sich um; das Stiftsfräulein nickte still an ihrer Seite. Wo war Herr von Sainville? Sie wandte sich leicht um und gewahrte ihn wenige Schritte von dem Divan. Sein Gesicht schien finsterer und mürrischer, als seit mehren Tagen; Frau von Jussac blickte ihn an, und er erwiederte den Blick mit offenbarer hauteur.

„Haben sie sich gezankt?" dachte Nathalie.

„Welch' ein reizender Platz zum Nachdenken," sagte die Dame; „ich wundre mich nicht, daß ein Philosoph, ein ernster, sinnender Mann, wie Sie, ihn entzückend findet."

„Ich glaube, hier wurde mehr geschlafen, als nachgedacht," sagte Madame Marceau, deren dunkles und lächelndes Gesicht jetzt über der Schulter ihrer Freundin erschien.

„Ich schlief nicht," sagte das Stiftsfräulein erwachend.

„Ihr Neffe ebenso wenig," sagte sie; „ich traf ihn in tiefem Sinnen."

„Ueber Politik!" bemerkte Madame Marceau, indem sie eintrat und ihren Bruder sehr freundlich ansah; denn die einflußreichen Personen, welche sie an diesem Abend sondirt, waren bereitwilliger auf ihre Pläne eingegangen, als sie in ihren kühnsten Hoffnungen geträumt hatte.

Als Nathalie bemerkte, daß die Gäste gegangen, erhob sie sich, und trat in den vorderen Salon; er war leer. Einige von den Lichtern waren ausgelöscht; die meisten aber niedergebrannt; der Boden war mit den Papierröllchen bedeckt; einige verwelkte Bouquets lagen

umher; das ganze Zimmer trug das unordentliche Gepräge, das Hogarth in seinem berühmten Bilde so vortrefflich dargestellt hat. Nathalie blickte umher und dachte, wie doch diese bis spät dauernden Vergnügungen etwas Trauriges und Leeres trotz all' ihres heiteren Glanzes hatten. Ohne horchen zu wollen, hörte sie den Schluß eines Gespräches zwischen Madame Marceau und ihrem Bruder in dem kleinen Salon.

„Ich kann nicht begreifen," sagte er in einem trockenen und beißenden Tone, „wie ein so albernes Gerücht sich verbreiten konnte. Nicht weniger als fünf Personen haben mir die Sache als ein ganz geläufiges Gerede diesen Abend mitgetheilt. Ich, ein Candidat bei den nächsten Wahlen! Ich, Deputirter werden wollen! Der bloße Gedanke ist schon lächerlich."

„Herr von Sainville ist über alle Politik erhaben!" sagte die sanfte ironische Stimme der Frau von Jussac.

„Armand," fragte seine Schwester in leisem, aber demüthigem Tone, „Du wirst doch nicht eine Candidatur ausschlagen, wenn sie Dir angeboten wird?"

„Allerdings werde ich sie ausschlagen."

Nathalie hörte Madame Marceau sich plötzlich erheben und den kleinen Salon mit raschen Schritten verlassen. Sie näherte sich dem Tische, an welchem das junge Mädchen stand, nahm einen Band mit Zeichnungen in die Hand, blätterte zitternd darin und schloß das Buch, das sie mit ärgerlichem Unwillen von sich stieß. Nathalie blickte sie mit Verwunderung an, ohne dabei bemerkt zu werden; die Bedeutung der gebeugten Stirne, der blitzenden Augen und zusammengepreßten Lippen war nicht zu verkennen; Unwille, der nur um so tiefer war, je mehr er unterdrückt werden mußte, sprach aus jedem der stolzen und zitternden Züge. Einige Augenblicke stand sie so im Kampfe mit ihrer Leidenschaft; endlich wurden ihre Züge etwas beruhigter; ein Stuhl stand neben ihr: sie setzte sich mit sinnendem und zerstreutem Blicke nieder.

In dem Augenblicke, als ihre Pläne der Erfüllung nahten, verließ sie ihr Bruder — das auserlesene Werkzeug — und vernichtete, was sie ersonnen, mit einigen stolzen Worten. Zweimal an einem Abende hatte ihr stolzer Wille sich vor dem seinen beugen müssen; die erste Enttäuschung war ihr leicht erschienen, die zweite erinnerte sie an die erste mit doppelter Bitterkeit. Sie fühlte sich beschämt, gereizt, verletzt; seit Jahren hatte sie zu Herrn von Sainville als der Hoffnung ihres gesunkenen Glückes aufgesehen; jetzt aber fragte sie sich zum ersten Male bitter, ob er, der bisher der gute Genius ihres Schicksals gewesen, nicht nun der böse werden könnte."

Sie machte eine Anstrengung, ihre Stirne zu glätten und freundlich auszusehen, als Frau von Jussac zu ihr trat. Die legitimistische Dame war nicht in ihre politische Pläne eingeweiht gewesen und sie schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß sie zu tief angelegt seien, als daß sie dahinter kommen könnte; zu ihrer großen Beruhigung war nicht sie, sondern Nathalie die Angeredete.

„Mademoiselle Montolieu," sagte sie mit ihrer sanften und schmeichelnden Stimme, „ich habe unsere gute Stiftsdame überredet, morgen mit mir zu kommen; natürlich werden Sie sie begleiten?"

Nathalie war etwas überrascht; sagte jedoch zu. Madame Marceau sah verwundert auf, schien aber bald wieder an andre Dinge zu denken. Ihre Tante und Nathalie mochten gehen, wohin sie wollten: andre Gedanken beschäftigten sie.

„Nun, Petite," sagte das Stiftsfräulein, den kleinen Salon verlassend, „was thun Sie hier? Es ist bald ein Uhr! Was wollen Sie denn dort?" fügte sie hinzu, als sie Nathalie die Portière auf die Seite ziehen sah: „die Schuhe! Wie, Sie wollen sie doch nicht heute Nacht anziehen; die häßlichen Dinge!"

Ohne darauf zu achten, ging das junge Mädchen in

den kleinen Salon. Herr von Sainville saß allein und verdrießlicher, denn je auf dem Sopha. Er sah auf und sein Blick war nicht freundlich.

„Haben Sie etwas vergessen?“ fragte er in kurzem Tone.

„Die Schuhe, mein Herr,“ antwortete sie verwunderten Blickes.

Er hatte sie noch nie zuvor so angeredet.

„Hier sind sie.“ Er händigte sie ihr schnell ein, als wenn ihn ihre Gegenwart belästigte.

Nathalie nahm sie schweigend, als sie jedoch die Portière erreichte, kam sie rasch zurück. Sie erinnerte sich der Einladung der Frau von Juffac und dachte, er möchte dadurch beleidigt sein.

„Mein Herr,“ sagte sie einfach, „habe ich etwas Unrechtes begangen?“

Er sah sie mit sichtlichem Erstaunen an. Sie stand mit ernster und doch kindlicher Anmuth vor ihm und er dachte unwillkürlich, daß nur ein Kind so fragen könne.

„Sie haben nichts Unrechtes gethan,“ antwortete er in seinem gewöhnlichen Tone; „aber es ist spät, meine Tante erwartet Sie: gute Nacht.“

Siebenzehntes Kapitel.

In früher Morgenstunde verließ am andern Tage Frau von Juffac in Begleitung des Stiftsfräuleins und ihrer jungen Gesellschafterin das Gut des Herrn von Sainville. Ihr Schloß war wenige Meilen entfernt; Nathalie hatte es oft als eines der luxuriösesten und elegante-

sten der Provinz rühmen hören. Sie erwartete, daß es ihr gefallen würde und fühlte sich statt dessen getäuscht; es war ein ganz neues Gebäude und Reichthum konnte den Reiz des Alterthums, den Sainville besaß, nicht ersetzen.

Dieselbe Enttäuschung erwartete sie in den Vergnügungen, welche das Schloß bot; sie waren mannigfaltig und zahlreich. Nathalien aber erschienen sie kalt und einförmig. Dank der sichtlichen Vorliebe der Frau von Jussac für sie, konnte sie sich nie über Vernachlässigung beklagen; sie fand wirklich die größte, schmeichelhafteste Aufmerksamkeit, aber sie nahm sie mit Gleichgültigkeit hin; denn während der ganzen Woche, so lange der Besuch dauerte. war sie eine Beute der Langeweile.

„Wenn das gute Gesellschaft ist," dachte sie, „so habe ich bereits genug." Sie fand jedoch einiges Vergnügen an den Spaziergängen im Garten. Eine hohe Terrasse mit marmornen Vasen, welche mit Blumen gefüllt waren, erinnerten sie an Sainville; bei schönem Wetter konnte man das alte Schloß sogar von hier aus sehen. Sie besuchte diesen Platz in der Morgenstunde, ehe das Stiftsfräulein aufstand und wurde meist von Frau von Jussac begleitet.

„Sie sehen nach Sainville," sagte die Dame eines Morgens zu ihr, als sie sie an einer steinernen Balustrade, den Blick nach dem Horizonte gerichtet, fand; „Sie können es nicht sehen, der Nebel ist noch zu dicht: Sie scheinen Sainville zu lieben."

„Ich liebe es sehr."

„Ja, es ist ein hübscher Ort."

Sie nahm den Arm des jungen Mädchens: sie gingen auf der einsamen Terrasse auf und nieder; die Dame sprach von Sainville und seinen Bewohnern; Nathalie lauschte. Der Name Charles Marceau wurde zufällig genannt, und Nathalie ließ in ihrer Unbesonnenheit, die sie sogleich bereute, Frau von Jussac merken, daß sie von

der beabsichtigten Heirath zwischen dem jungen Manne und ihrer Tochter wisse. Frau von Jussac schien dies zu amüsiren.

„So, mein liebes Kind," sagte sie lächelnd, „Sie glauben wirklich, daß eine meiner Töchter einst Madame Charles Marceau werden würde."

Nathalie war verlegen, Frau von Jussac versicherte sie jedoch freundlich, daß sie sich nicht im Geringsten beleidigt fühle, obgleich der Gedanke sie amüsirt habe. Sie ging dann auf eine Charakter-Schilderung des Sohnes ihrer Freundin über, aus welcher hervorzugehen schien, daß Charles unwissend und anmaßend sei, ohne doch den Namen oder die Stellung zu besitzen, welche wenigstens die ihm freundlich Gesinnten bewegen könnten, diese unvortheilhaften Eigenschaften zu übersehen.

„Wird er nicht einst den Namen „von Sainville" führen und der Erbe seines Oheims werden?" fragte Nathalie.

Frau von Jussac warf ihr einen durchdringenden Blick zu und fragte sie mit einem Lächeln, ob sie dies glaube. Sie sprach wie Jemand, der mehr weiß, als er sagt.

„Herrn Charles Marceaus einziger Anspruch auf Beachtung," fuhr sie nach einer Pause fort, „ist, daß er zufällig der Neffe eines Edelmannes, der, wenn er wollte, der erste Mann dieses Distriktes, ja der ganzen Provinz sein könnte, der jedoch, trotz der stolzen Unthätigkeit, zu welcher er sich verurtheilt hat, ein sehr ausgezeichneter, bemerkenswerther Mann ist."

Nathalie hörte ihr mit Staunen zu, sie sollte jedoch noch mehr Stoff zur Verwunderung erhalten. Frau von Jussac entwarf, frei von Groll und Empfindlichkeit, ein lebendiges und etwas schmeichelhaftes Bild ihres letzten Wirthes. Er war nicht allein ein Mann von Ehre und Edelsinn — nicht allein ein Mann, von mächtigem und vielseitigem Verstande, sondern auch von Natur sehr liebenswürdig und einnehmend. Nathalie mußte unwill-

kürlich einigen Zweifel in die Worte setzen; sie hielt ihn für kalt und streng.

„Mein liebes Kind," sagte die Dame sanft, „Sie würden nicht so von ihm denken, wenn Sie gesehen, was ich gesehen; nehmlich Herrn von Sainville verliebt."

Nathalie schien eine Frage wagen zu wollen, es war dies jedoch nicht nöthig, Frau von Jussac sprach ohne Aufforderung.

„Es ist allerdings schon einige Jahre her; aber ich versichere Sie, er war damals schon, wie jetzt; der Unterschied ist, wenn je einer besteht, kaum zu bemerken. Ich habe einige Erfahrung; ich habe manchen verliebten Mann gesehen, er ist jedoch der Einzige, der tief und leidenschaftlich lieben konnte, ohne deßhalb thöricht oder lächerlich auszusehen; und wenn Sie nur ahnen könnten, wie selten, wie höchst selten das ist."

Sie sagte mehr, aber ihre Worte waren weniger deutlich, als es die Zuhörerin wünschte: ja, sie vertauschte bald den Gesprächsgegenstand und kam von Herrn von Sainville auf Herrn von Sainvilles politische Ansichten zu sprechen. Sie bedauerte, daß ein Mann von seiner Geburt und seinem Talente sich der Sache der Legitimisten entziehe und ließ sich, als Nathalie von ihren Gründen nicht sehr überzeugt zu werden schien, in eine lange und detaillirte Erörterung der legitimistischen Lehren ein, welche anderthalb Stunden dauerte. Jeden Morgen fand eine ähnliche Unterhaltung zwischen ihnen statt, mit dem einzigen Unterschiede, daß der Name Charles Marceau nicht mehr erwähnt wurde, und daß die politischen Motionen der Frau von Jussac immer beredter wurden. Nathalie dachte nicht einen Augenblick daran, daß Frau von Jussac sie für die legitimistische Sache gewinnen wolle, und obwohl einzelne Ausdrücke, die sie damals nicht beachtete, an die sie sich aber später erinnerte, sie dies glauben machten, meinte sie jetzt nur, ihre Wirthin habe eine besondere Vorliebe für sie gefaßt und erwähne der Poli-

tik nur, weil Politik die größte Rolle in ihrem Gedankenkreise spielte.

Der Tag ihrer Rückkehr kam heran, und es lag in Nathaliens Gesichte, als sie sich Sainville näherte, ein Ausdruck, der selbst dem Stiftsfräulein auffiel. Das junge Mädchen blickte immer aus dem Wagenfenster, bewunderte Alles, was sie sahen, pries Alles, woran sie vorüberkamen mit so viel Wärme und Lebendigkeit, daß Tante Radegonde mit großer Feinheit bemerkte:

„Ah, Petite, Sie wollen mich glauben machen, Sie freuten sich nach Hause zu kommen; ja, Sie zögen gar diesen langweiligen Ort dem heiteren Schlosse der Frau von Jussac vor."

„Das thue ich auch," antwortete Nathalie sehr bestimmt. Aber Radegondes Scharfblick ließ sich nicht so leicht täuschen, und sie durchschaute, wie sie sagte, die gut gemeinte List ihrer jungen Freundin. Es war Abend, als sie das Schloß erreichten: Madame Marceau befand sich unwohl auf ihrem Zimmer.

„Dann wollen wir den Abend mit einander in dem Boudoir zubringen," sagte das Stiftsfräulein mit etwas egoistischer Freude; „wollen Sie so lange warten, Petite, bis ich von Rosalien zurückkomme? Wenn Sie Armand sehen, sagen Sie ihm, er möchte nicht gehen, ohne daß ich ihn gesehen: unterhalten Sie ihn."

Nathalie ging in das Boudoir hinauf. Sie fand Alles so vertraut und heimlich und fühlte sich glücklich, wieder zurück zu sein; es war ihr, als ob sie nicht wenige Tage, sondern einen ganzen Monat fortgewesen. Die Thüre öffnete sich; sie stuzte, aber es war nur Amanda, die wegen einer geringfügigen Sache hereinkam und erfreut schien, Mademoiselle wieder zu sehen. Nathalie hörte sie zerstreut an und war froh, als sie das Zimmer verließ. Nach etwa zehn Minuten öffnete sich die Thüre wieder; dießmal sah Nathalie nicht von ihrer Arbeit auf.

„Wie fleißig Sie schon wieder sind," sagte die Stimme der Tante Radegonde.

Nathalie sah langsam auf; das Stiftsfräulein war allein. Sie hatte ihre Nichte sehr unwohl aufgefunden; es war nichts ernstliches, aber sehr ärgerlich, da es ihre beabsichtigte Reise nach Paris einen Monat oder sechs Wochen weiter hinausrückte; so lautete wenigstens des Doctors Ausspruch. Dann folgte eine lange Abhandlung über Krankheit im Allgemeinen und zwei oder drei Krankheiten, welche das Stiftsfräulein durchgemacht und während welcher sie Doctor Montolieu behandelt hatte. Nathalie hörte ihr mit so sichtbarer Gleichgültigkeit zu, daß Tante Radegonde es am Ende bemerken mußte.

„Ich kann mir nicht denken, was diesen Abend mit Ihnen ist," sagte sie, etwas verdrüßlich, „Sie erschrecken bei dem leisesten Geräusch und fahren unruhig auf. Sind Sie nervös? Ich hoffe nicht, denn wenn Rosalie fort ist, werden wir sehr einsam hier leben; und wenn Sie jeder Ton in solche Aufregung versetzt, was werden Sie in den langen Winterabenden thun, wenn nicht mal Armand kommt und eine Stunde mit uns plaudert?"

Nathalie sah auf.

„Wird Herr von Sainville sie begleiten?" fragte sie.

„Sie begleiten, Petite? Wie, sagte ich Ihnen nicht? Wie vergeßlich Sie sind? ich habe es Ihnen gewiß schon gesagt."

„Sie sagten mir nichts," antwortete Nathalie, ihre Arbeit niederlegend.

„Wie! ich sagte Ihnen nicht, daß Armand fort ist?"

„Fort! Nein, Marraine, das sagten Sie nicht."

„Nun, er ist fort, Petite; fort für den Winter, nach Spanien, glaube ich. Ich darf wohl hoffen, daß er nächstes Frühjahr, oder wenigstens nächsten Sommer wieder kömmt. Wenn Sie Ihr nervöses Wesen überwinden, so werden wir einen sehr ruhigen und angenehmen Winter haben."

Nathalie schien nachdenklich und arbeitete still weiter.

Der Winter trat sehr bald ein. Er war, wie das Stiftsfräulein vorhergesagt, sehr ruhig. Madame Marceau brütete in ihrem Zimmer über die Enttäuschungen des Sommers und ließ sich nur selten sehen. Endlich reiste sie nach Paris, wohin sie die elegante Amanda begleitete. Das Stiftsfräulein und das junge Mädchen blieben allein in dem Schlosse mit ihren Dienern, und niemals hatte die Einsamkeit so schwer auf Nathalien gelastet.

Unter „den Leiden der Frauen" sind wirklich wenige so schwer und unerträglich, als die erzwungene Unthätigkeit, zu welcher sie trotz all' ihrer Lebendigkeit, ihres Feuers und ihrer Energie verdammt sind. Der Durst nach Vergnügungen, welcher ihnen so sehr zum Vorwurfe gemacht wird, ist nichts anderes als der Durst nach Aufregung und Thätigkeit. Sie sind die sozialen Gefangenen, und schauen wie die bezauberten Prinzessinnen in den Feenmährchen von dem hohen und unersteiglichen Thurme ihrer Einsamkeit auf das Leben und Treiben unter ihnen, an dem sie nicht Theil zu nehmen hoffen dürfen. Einige, die scheu und ängstlich sind, lieben ihre schützende Gefangenschaft; bei weitem der größte Theil haßt sie in ihrem Herzen, aber der Nothwendigkeit gehorchend, werden sie entweder apatisch oder resignirt; einige keckere Naturen, oder solche, die durch die Verhältnisse rücksichtslos geworden sind, zerbrechen ihre Bande und stürzen sich in den sozialen Kampf; aber wie viele müssen für die eine, die das Ufer erreicht, elend umkommen!

Die Langeweile in all' ihrer Traurigkeit lastete jetzt auf Nathalien. Sie sehnte sich nach der Schule der Mademoiselle Dantin. Dort war Kampf und Thätigkeit, — sie lebte. Hier aber schien der Schatten mehr als mönchischer Ruhe plötzlich auf ihr Dasein gefallen zu sein. Keine Besuche kamen nach dem Schlosse, so lange der Besitzer abwesend war. Nur einmal sprach Frau von Jussac vor; sie schien etwas verlegen, als sie hörte, daß

Herr von Sainville fort sei. Nathalie sehnte sich jetzt nach einer Einladung, die sie früher so gering geschätzt; aber Frau von Jussac ging wieder, ohne ein Wort in dieser Richtung fallen zu lassen und ohne mehr als ein paar schöne Phrasen geäußert zu haben. Sie kehrte nie wieder.

In den langen Winterabenden, wenn Tante Radegonde schlief oder in eintönigem Gespräch sich fortbewegte, dachte Nathalie an Herrn von Sainville und folgte ihm auf seine Wanderungen im Süden nicht ohne Neid. Wie konnte er sich frei bewegen, während sie verdammt war, ihre Jugend, vielleicht ihr ganzes Leben, in dieser erzwungenen Ruhe hinbringen mußte! Das Einzige, was wohlthätig auf sie wirkte, waren die langen, einsamen Spaziergänge im Garten und im Parke. Sie kam kalt und ermüdet nach Hause, aber wenigstens eine Zeit lang von der überflüssigen Thatkraft frei, welche sie niederdrückte und ihr geistige und körperliche Ruhe zu einer unaussprechlichen Qual machte. Drei Monate verflossen auf diese Weise.

Madame Marceau war seit einigen Wochen abgereist, als Nathalie an einem bleichen Nachmittage trotz aller Gegenvorstellungen des Stiftsfräuleins ihren täglichen Spaziergang machte. Sie blieb ungefähr zwei Stunden aus und kehrte erst, als der Abend einbrach, zurück. Sie ging wie gewöhnlich nach dem Boudoir der Tante Radegonde. Die Lampe war nicht angezündet; aber das Feuer brannte mit sanfter und gedämpfter Glut im Kamine. Das junge Mädchen liebte diese stille Zeit; denn dann schlief das Stiftsfräulein und gestattete Nathalien in die innere Welt ihrer Gedanken sich zu flüchten. Sie schloß die Thüre leise, trat auf den Zehenspitzen an das Fenster, ließ die Vorhänge in schweren Falten herabfallen, welche das dämmernde Zwielicht absperrten, lauschte einen Augenblick hinter dem Armstuhl von Tante Radegonde und schloß aus der Stille, daß die Insassin schlafe,

ging langsam an ihren Platz zurück und setzte sich auf einen niedern Stuhl an der Seite des Feuers; dann lehnte sie ihre Stirne in die Hand, sah in die glühenden Kohlen und verfiel in tiefes Sinnen. Sie dachte an das sonnige Spanien — an die dürren Ebenen, wilden Thäler und alten maurischen Städte, wo man die ganze Nacht die Töne von Tänzen und Serenaden hörte.

„Haben Sie Kopfweh?" fragte eine wohlbekannte Stimme.

Sie erschrack nicht, sah nicht auf und wandte sich nicht um; sie blieb in derselben Stellung, wie von einer Zaubermacht festgehalten.

„Ich weiß gewiß, Sie sind nicht wohl, Petite," fuhr die Stimme fort, welche jetzt wie die der Tante klang.

„Und ich weiß gewiß, daß Sie die Stimme verändern und mich Petite nennen, Sie sind nicht Marraine!" rief Nathalie, sich lebhaft vorbeugend; aber der Armstuhl stand im Schatten, sie konnte nichts sehen.

„Nun," fügte sie ungeduldig hinzu, „ich weiß wohl, wer Sie sind. Da, ich sehe Sie jetzt!" rief sie triumphirend, als ein leichtes Feuer aus den Kohlen aufflackerte und das lächelnde Gesicht des Herrn von Sainville zeigte, der nun in dem Armstuhl seiner Tante Nathalien gegenüber saß. Die Flamme beleuchtete auch ihre Züge; sie sah mehr als freudig aus; sie schien entzückt. Er weidete sich einige Augenblicke an der Veränderung, die auf ihrem Gesichte vorging, und die so rasch vor sich ging, als das Licht aufgelodert war.

„So sind Sie also zurückgekommen!" sagte sie, ihre kleinen Hände mit sichtlichem Vergnügen reibend, und es nicht entfernt für nöthig haltend, die Freude, die sie über Herrn von Sainvilles Rückkehr fühlte, zu verbergen.

„Ja, ich bin wirklich zurückgekommen," antwortete er und schien nicht unzufrieden über die große Freude, welche seine Rückkehr bei dem jungen Mädchen erregte. Es war, offen gesagt, für ihn eine neue Erfahrung, durch

seine unerwartete Rückkehr ein Gesicht heiter werden zu sehen.

Nathalie schüttelte den Kopf, lachte lustig, erhob sich rasch, ging im Zimmer auf und nieder, kam wieder zu ihrem Sitze und sagte, mit nachläßiger Grazie zurücksinkend, in vergnügtem Tone:

„Ich bin so glücklich."

„Glücklich, weßhalb?" fragte er, als wollte er ganz die Wollust dieser naiven Schmeichelei genießen.

„Glücklich, weil Sie zurückgekommen sind, mein Herr."

„Wirklich, warum, mein Kind?" fragte er langsam.

„Weil ich halb todt vor Langeweile bin."

„Ein offenes Geständniß!" rief er, etwas verletzt aussehend; vielleicht war er es auch.

„Wirklich, mein Herr, es ist wahr. Wenn Langeweile tödten könnte, würde ich ganz todt sein."

„Und wie können Sie wissen, ob ich diese Langeweile zerstreue?"

„O! mon Dieu!" rief Nathalie, sehr verdrüßlich aussehend, „Sie wollen wieder fort."

„Nein, diesen Winter wenigstens nicht."

Sie schien aufzuathmen.

„Sie litten also an Langeweile?" sagte er.

Sie schüttelte den Kopf und seufzte reuevoll. Er lächelte und sagte: „Armes Kind!" Aber sein Lächeln war nicht sehr theilnahmvoll, als er sie fragte: „welcher Art war diese Langeweile?"

„Eine verzweiflungsvolle Langeweile, mein Herr, etwas ganz Ueberwältigendes, das mich Morgens erfaßte und mich Nachts nicht verließ."

„Sie fanden das Schloß also langweilig?"

„Ich fand es leer, mein Herr."

„Wissen Sie," fuhr er nach kurzer Pause fort, „daß Sie gute Nerven haben müssen? Sie waren nicht im

mindesten erschrocken. Sie zuckten kaum, als sie mich so unerwartet sahen."

„Weil ich Ihre Stimme bei dem ersten Worte, das Sie sprachen, erkannte; überdies war es auch nichts so Wunderbares, daß Sie hier seien. Ich dachte an Sie, an Sie und Spanien. O, mein Herr, sagen Sie mir etwas davon. Es ist ein schönes Land. Lieben Sie die spanischen Frauen? Sind sie wirklich so hübsch? Sahen Sie sie tanzen?"

„Ich kam auf meiner Rückreise durch Ihr Arles," antwortete er, ohne auf ihre sich überstürzenden Fragen zu antworten.

„Arles! Sie kamen durch Arles! O, mon Dieu!"

Ihre Stimme war tief bewegt. Scheinbar ohne darauf zu achten, klingelte er um Licht.

„Und wie sah Arles aus?" fragte Nathalie, als der Diener gegangen war.

„Ich konnte keine Veränderung bemerken."

Aber Nathalie war damit nicht zufrieden. Sie fragte ihn bis in's Einzelne aus; er antwortete ruhig und gab ihr jedes Detail, das sie verlangte, jede Antwort aber machte sie sinnender und trauriger. Als sie nichts mehr zu fragen hatte, seufzte sie tief auf und schwieg. Herr von Sainville stand jetzt an dem Tische und machte ein Körbchen auf, das er mitgebracht hatte.

„Mademoiselle Nathalie," sagte er, sich an sie wendend, „kommen Sie und besehen Sie sich etwas, was ich von meinen Reisen mitgebracht."

Sie erhob sich und trat näher, ohne jedoch besonderes Interesse zu zeigen. Er wünschte, daß sie errathen möge, was in dem Körbchen enthalten sei. Sie betrachtete es, drehte es um, kehrte zu ihrem Sessel zurück und sagte kopfschüttelnd, sie wisse es nicht. Er lächelte und bat sie, den Deckel aufzuheben. Sie gehorchte rasch, denn ihre Neugierde war nun erregt; zu ihrem Erstaunen sah sie nichts als grünes Moos.

„Sehen Sie darunter," sagte er.

Sie hob das Moos auf und darunter lag, in einem andern Bette von Moos, das sie durchdufteten, ein Bouquet von Blumen, wie sie die letzte Jahreszeit erzeugt hatte. Sie sah ziemlich enttäuscht auf.

„Sie sind für Sie," bemerkte er ruhig.

„Für mich, mein Herr?" rief sie mit lebhaft suchendem Blicke.

„Ja, haben Sie keine Idee, woher sie kommen?"

„Sie kommen von Arles," antwortete sie in leisem Tone.

Sie nahm das Blumensträußchen aus dem Moosbette, ohne sich zu einem Ausrufe hinreißen zu lassen, wie Herr von Sainville erwartet hatte, betrachtete es einige Augenblicke — sie schienen so frisch, als ob sie die Hand, die sie hielt, kaum gepflückt — und beugte sich schweigend über sie herab.

„Nun," bemerkte er endlich, „sehen sie frisch aus?"

Sie erhob langsam den Kopf und sah ihm ins Antlitz, während er an ihrer Seite stand; über ihre Wangen rollten Thränen.

„O, mein Herr," sagte sie, „wie soll ich Ihnen danken?"

Er lächelte etwas traurig über ihre Rührung: er liebte Sainville: aber die Quelle, aus der solche Thränen floßen, war für ihn lange vertrocknet gewesen.

„Wenn Sie nur wüßten, wo ich mir diese Blumen verschafft," bemerkte er nach einer Pause.

„Wie! sind sie nicht von Arles?"

„Ja, aber aus welchem Garten von Arles?"

Sie erröthete und erblaßte; und heftete einen unruhig neugierigen Blick auf ihn, sein Gesicht blieb jedoch unerforschlich. Endlich aber stammelte sie, sie wüßte es nicht — sie könne es nicht sagen.

„Nun, in dem Garten eines kleinen Hauses, das etwas abgelegen in der Vorstadt steht. Dort ist eine alte

Steinbank gerade vor der Thüre und in dem Garten hinter dem Hause ist ein kleiner Springbrunnen mit Lorbeerbäumen rings herum.

„Meiner Tante Haus! — unser Haus! — Das Haus, wo ich geboren wurde!" rief Nathalie. „O, mon Dieu!"

Sie schien nicht mehr stehen zu können.

„O, mein Herr!" fügte sie endlich hinzu, „was habe ich gethan, daß Sie so freundlich gegen mich sind?"

Sie hob die Blumen an ihre Lippen und hielt ihm die Hand entgegen; er nahm sie und schien sich an ihrer Freude zu weiden. Als diese Rührung jedoch vorüber war, fragte sie ihn lebhaft. Durch welchen Zufall hatte er dies Haus entdeckt; — denn es geschah natürlich durch Zufall. Sie erinnerte sich, daß sie es einmal gegen ihn erwähnt hatte, aber sie erwartete nicht, daß er sich die Mühe nehmen werde, es ausfindig zu machen, denn es war nicht leicht zu finden. Sie schien so sicher, alles sei des Zufalls Spiel, daß er etwas verdrüßlich zu werden schien und sie auf diesem Glauben ließ, — was jedoch ihre Dankbarkeit nicht im mindesten zu schwächen schien. Ja sie wiederholte ihren Dank mit jugendlicher Lebendigkeit und Innigkeit, als die Thüre aufging und Tante Radegonde eintrat. Nathalie eilte ihr entgegen und erzählte ihr die Geschichte des Bouquets.

Wie freundlich war es von Herrn von Sainville, ihr solche Blumen zu bringen und welch' eigenthümlicher Zufall brachte ihn in das Haus, wo sie und ihre Tante in Arles gewohnt.

Das Stiftsfräulein hörte Nathalien an, ohne ein Wort zu sagen und warf ihrem Neffen einen erstaunten Blick zu, den er jedoch nicht zu beachten schien.

„Ja," sagte sie zerstreut, „es ist sehr seltsam, wie Sie sagen, Petite!"

Sie setzte sich in ihren Armstuhl und sah sinnend in das Feuer, während Nathalie das Zimmer verließ, um

ihre Blumen in Wasser zu stellen. Herr von Sainville ging mit seiner gewöhnlichen Unruhe in dem nahen Boudoir auf und nieder.

„Tante," sagte er, plötzlich vor ihr stehen bleibend, „Sie sagten, Mademoiselle Montolieu sei ganz wohl; — ich finde sie magerer, das arme Ding!"

„Und wenn sie mager ist, was thut es?" fragte sie kurz ihren Neffen.

„Es ist mir, als ihrem Vormund, sehr viel daran gelegen."

Die Tante schien durch diese Worte sehr gereizt; der Eintritt Nathaliens hinderte ihre Antwort. Während ihrer Abwesenheit hatte das Stiftsfräulein Befehle gegeben, die Zimmer, welche ihr Neffe im Gebrauche hatte, zu lüften, zu heitzen und herzurichten, namentlich aber das Diner so bald als möglich fertig zu machen. Nathalie brachte die Nachricht, daß es beinahe fertig sei.

„Warum wollen wir nicht hier essen? Ich liebe Ihr Boudoir, Tante," sagte Herr von Sainville.

„O, das wäre schön, Marraine," rief Nathalie.

Das Stiftsfräulein lächelte bei dem Gedanken, daß sie eine Gunst zu bewilligen habe. Sie stellte sich, als zögere sie lange und habe viele Einwürfe zu machen, endlich aber gab sie mit großer Freundlichkeit ihre Zustimmung. Das Boudoir war viel zu klein und doch gab es ein recht angenehmes Mahl, und als es vorüber war, saßen sie alle drei um das Feuer — ein heiterer Abend. Die Damen fragten Herrn von Sainville über seine Reisen, er schien jedoch wenig Interesse für das gehabt zu haben, was er sah, und konnte deßhalb auch nicht viel erzählen.

„Warum reisest Du denn, Armand?" fragte seine Tante.

„Wegen des Vergnügens der Rückkehr, Tante; bei weitem der größte Genuß des Reisens."

Herr von Sainville zog sich frühe zurück. Seine Tante folgte ihm mit wichtiger Miene aus dem Zimmer und sah sehr wichtig aus, als sie nach einer Viertelstunde zurückkehrte.

„Petite," sagte sie ernst, „legen Sie Ihre Arbeit bei Seite; — ich muß mit Ihnen sprechen, Petite," fuhr sie fort, als Nathalie mit sichtlichem Erstaunen der Aufforderung entsprach: „Zurückhaltung ist eine sehr nöthige Tugend für uns Frauen und namentlich für uns, die wir nicht verheirathet sind. Als ich diesen Abend eintrat, fand ich Sie mit Blumen in der einen Hand, während ihre andere in der Armand's ruhte. Bedenken Sie wohl, ich sage nicht, es war unrecht, aber es war nicht zurückhaltend."

Nathalie erröthete tief und antwortete nicht.

„Marraine," sagte sie endlich, „es war ein unwiderstehlicher Drang, thöricht vielleicht, aber gewiß unschuldiger Art. Herr von Sainville war so freundlich, daß ich bisweilen meine, er sei mein Vater, ich sein Kind."

„Etwas so Albernes ist mir noch nicht vorgekommen!" rief das Stiftsfräulein ungeduldig; „ich sehe, ich muß Ihnen die Augen öffnen, wie ich ihm die seinen geöffnet. Er nennt Sie „seine Mündel," oder „ein Kind," oder gar „armes kleines Ding." Sie sprechen von ihm, wie von einem alten Manne. Nun, wenn sie beide auch in diesem großen Irrthum befangen sind, so bin ich es nicht, eine scharfblickende Frau, und ich halte es für meine Pflicht, Sie darüber aufzuklären; ich versichere Sie deßhalb, daß Armand Ihr Vater nicht sein könnte, gerade, wie ich ihm die Versicherung gegeben, daß Sie weder ein Kind, noch ein kleines Mädchen sind."

„O, Marraine!" rief Nathalie, „wie konnten Sie mit ihm von solchen Sachen sprechen?" Sie schien gereizt und beschämt.

„Mademoiselle Petite," entgegnete das Stiftsfräulein

trocken, „erlauben Sie mir die Bemerkung, daß ich nicht nur eine scharfblickende, sondern auch eine diskrete und zurückhaltende Frau bin. Glauben Sie, ich sagte etwas Unpassendes zu meinem Neffen? Glauben Sie, ich spielte auf das an, was ich gegen Sie erwähnte? Nein, wahrhaftig nicht; aber ich wußte geschickt und klug Ihren Namen zu erwähnen und deutete darauf hin, daß Sie zwar kindlich, aber kein Kind, sondern ein junges und sehr hübsches Mädchen wären. Er verstand den Wink und sagte sehr ernst: „ich weiß es, Tante."

Eine rosige Farbe ergoß sich über Nathaliens Züge; sie schien sehr verlegen, während das Stiftsfräulein in ihrem gewöhnlichen Tone fortfuhr:

„Sie sehen, Sie hätten auf meine Diskretion vertrauen können. Sie brauchten nicht so sehr beleidigt zu sein durch das, was ich Ihnen sagte. Zu meiner Zeit, meine Liebe, war die Hand einer Dame zu berühren etwas sehr Seltenes und Kostbares; und der Liebhaber, welcher die Fingerspitzen einer Dame küssen durfte, wurde oft von seinen Gefühlen übermannt — so groß war die Gunst. Ich weiß, daß man in neueren Zeiten eine laxere Observanz befolgt, ich kann jedoch diese Prinzipien nicht billigen."

Nathalie sah auf, ihr Gesicht glühte, und als sie sprach, sprach sie lebhaft und mit großer Wärme:

„Marraine," sagte sie, „ich weiß nicht, ob Sie Recht gethan haben oder nicht, als Sie so sprachen; aber das weiß ich — komme, was da kommen mag, — ich werde Ihnen dankbar sein."

Sie erhob sich, küßte ihre Hand und verschwand.

„Ein folgsames kleines Ding," dachte das Stiftsfräulein, erfreut über den Erfolg ihres Einschreitens; „wie wird sie mit der Zeit die Schönheiten des weiblichen Cöllibates schätzen lernen."

Nathalie befand sich in ihrem Zimmer. Sie hielt

mitten im Auskleiden vor ihrem Spiegel inne und sah mit lächelnden Augen und geöffneten Lippen auf das reizende Bild in seiner Tiefe. O! kluge Tante Radegonde!

Achtzehntes Kapitel.

Der Winter war vorüber: aber der Frühling war kühl und ein helles Feuer brannte im Kamine des Salons. Obwohl es schon Abend war, hatte man die Lampe noch nicht angezündet, das Kaminfeuer ersetzte ihr Licht; die angenehme und lebhafte Helle drang bis in das fernste Ende des Zimmers und ergoß eine eigenthümliche Wärme auf die alten Gemälde an der Wand und reflectirte sich in den glänzenden Spiegeln. Die Fenster mit den Vorhängen allein erschienen dunkel, doch standen draußen einige blasse Sterne an dem düstern Himmel, und die dunkeln Bäume der Allee wogten noch unheimlicher vor ihnen hin und her.

Auf der einen Seite des Kamines, aber mit dem Rücken demselben zugewandt, saß Nathalie auf ihrem niederen Sessel. Eine Hand stützte ihre Wange, die andre ruhte auf einem Buche, welches offen auf ihrem Schooße lag. Sie war in der Stellung des Lesens etwas vorgebeugt und das Licht, welches auf die offene Seite fiel, beleuchtete auch ihr reines und schöngeschnittenes Profil. Herr von Sainville saß in ähnlicher Beschäftigung auf der andern Seite des Kamines, aber dem Feuer zugewandt; das flackernde Licht fiel mit seinem vollen Strahle auf ihn und während es dem Gesichte des jungen Mädchens eine vollere Wärme und tiefere Färbung verlieh, schien

es seine ernsten Züge noch kälter und farbloser zu machen. Sie waren scheinbar allein; Niemand sprach. Vielleicht müde, eine Stellung länger einzunehmen, die er beizubehalten genöthigt war, wenn er das Licht auf seinem Blatte haben wollte, schloß Herr von Sainville endlich das Buch und lehnte sich in seinen Sitz zurück.

„Wünschen Sie die Lampe, mein Herr?" fragte Nathalie in leisem Tone und ohne von dem Buche aufzusehen, „soll ich klingeln?"

„Ich danke," antwortete er, leise wie sie, „es könnte meine Schwester aufwecken, sie liebt diesen Schlaf am Abend."

Irrte sich Nathalie oder lag in dem Tone des Sprechenden etwas, was den lebhaften Blick rechtfertigte, den sie zu ihm erhob? seine Züge waren jedoch nicht mehr von dem Feuer beleuchtet, und sie konnte den Ausdruck derselben nicht beobachten; in dem ihren lag Ueberraschung und Verlegenheit, als sie von Herrn von Sainville nach einem Sopha links blickte. Auf diesem Sopha lag seine Schwester in dem dunkelsten Theile des Zimmers; das rasche, gepreßte Athmen einer Schlafenden war in regelmäßigen Zwischenräumen vernehmbar. Nathalie lauschte einen Augenblick, erhob sich dann, schritt leise durch das Zimmer und stellte einen Schirm zwischen Madame Marceau und das Feuer. Als sie sich von dem Lager entfernte, begegnete sie Herrn von Sainvilles forschendem Blicke.

„Ich fürchtete, das Licht möchte sie erwecken," sagte sie einfach, und nahm ihren Sitz wieder ein.

Er warf ihr einen festen und durchdringenden Blick zu, nahm dann sein Buch wieder auf und las fort.

Seit ihrer Rückkehr von Paris, das heißt, seit zwei Monaten, war Madame Marceau ernstlich krank; sie wollte dies jedoch nicht anerkennen. Trotz aller Gegenvorstellungen und Bitten erklärte sie, sie leide nur an einer unbedeutenden Indisposition; obwohl sie den ganzen Tag

gezwungen war, auf dem Sopha zuzubringen, konnte sie doch nichts veranlassen, sich auf ihr eignes Zimmer zurückzuziehen; sie bestand darauf, in dem Salon zu bleiben, um jedermann zu sehen und zu sprechen, wer etwa Besuch machte. Die Besuche waren im Schlosse von Sainville nie sehr zahlreich, sie wurden es mit jedem Tage weniger; Frau von Jussac kam selten; Madame Marceau blieb jedoch, wie gewöhnlich, höchst elegant gekleidet im Salon, um die Honneurs des Hauses zu machen, als dessen Herrin sie sich so gerne betrachtete. Der Doctor warnte, ihr Bruder machte Vorstellungen, beides vergeblich: die kranke Dame erschrak vor dem Gedanken, sich zu Bette legen zu müssen; sie schien eine unbewußte und unüberwindliche Furcht zu haben, wenn auch indirect die fatalen Fortschritte, welche die Krankheit gemacht, anzuerkennen.

Das Stiftsfräulein handelte in völlig verschiedenem Geiste. Kaum hatte der erste kalte Tag ihr einen Rheumatismus zugezogen, als sie sich von Kopf bis zu Fuß in Flanell kleidete, den Salon voll Zug fand, sich auf ihr kleines Boudoir beschränkte, jede Ritze verstopfen ließ und ein starkes Feuer Tag und Nacht in dem Kamine brannte, und auf dem besten Wege war, zu ersticken, wenn nicht der Doctor und Herr von Sainville zufällig eingeschritten wären. Wenn sie sich auch mit großem Widerstreben ihrem Rathe fügte, so konnten sie sie doch nicht überreden, das Boudoir zu verlassen, da sie glaubte, sie würde vor Kälte sterben. Nathaliens schmeichelnden Bitten war es wirklich einmal gelungen, sie in den Salon herunter zu bringen, nach einer Stunde schon begab sie sich jedoch fröstelnd wieder hinauf und erklärte mit einiger Bitterkeit, daß, wenn nicht eine Verschwörung gegen ihr Leben im Werke sei, Niemand wieder den Versuch machen werde, sie zum Herunterkommen aufzufordern; es geschah auch wirklich nicht mehr. Als sie zuerst den Entschluß faßte, in ihrem Boudoir zu bleiben, glaubte Tante Radegonde, Nathalie würde ihr alle Zeit widmen; Madame

Marceau hatte jedoch seit ihrer Rückkehr eine so große Zuneigung zu dem jungen Mädchen gefaßt, daß sie sie stets um sich haben wollte: sie nannte sie nur ihre „Petite," wie es bisher die Tante gethan, behandelte sie mit liebenswürdiger Vertraulichkeit, aus der alles Gönnerhafte verschwunden war, und bestand auf dem ausschließlichen Besitze ihrer Gesellschaft, natürlich zum großen Verdruß der Tante Radegonde, die sich mit dem Umgange Armands begnügen mußte.

Die elegante Femme-de-chambre, die ihr Leben mit der Fleur des pois des französischen Adels verbracht hatte, fühlte sich in ihrem Künstlerstolze verletzt — war es nun, weil sie sich nicht herablassen wollte, Bezahlung anzunehmen, ohne dafür ihr Talent zu verrathen, oder daß sie befürchtete, die Leichtigkeit und Geschicklichkeit durch die peinliche Unthätigkeit, zu der sie verdammt war, zu verlieren. Diese indirecte Appellation an Madame Marceaus Gerechtigkeitsgefühl bewirkte eine Erhöhung der jährlichen Summe, welche Mademoiselle Amanda für ihre Dienste ausbezahlt wurde, — eine Erhöhung, die die erfahrene Coiffeuse als eine unbedeutende Entschädigung für den unaussprechlichen Schaden ansah, den sie durch dieses Nichtsthun erlitt. Sie war jedoch, wenn wir die Wahrheit sagen wollen, nicht so unthätig, als sie sich den Schein gab, da es ihr gelungen, Nathalie zu überreden, ihre täglichen Dienstleistungen anzunehmen; auf diese Weise blieb ihre Hand in Uebung und sie hatte zugleich Gelegenheit, sich ihres Wortüberflusses zu entledigen, indem sie bei dem jungen Mädchen sich über ihr Schicksal beklagen und an Mademoiselle appelliren konnte, wenn sie über die unerträgliche Langeweile des Schlosses jammern wollte.

Das Schloß war allerdings nichts weniger als ein Aufenthalt der Freude; Nathalie jedoch, obgleich von aller Gesellschaft, mit Ausnahme der Familie Sainville, ausgeschlossen, fand diese Monotonie nicht in diesem

Grade traurig. Es gab eine Zeit, wo sie mit Entsetzen und ennui vor einem solchen klösterlichen Leben zurückgeschreckt wäre; jetzt aber fand sie einen innerlich wohlthuenden Reiz in dieser Regelmäßigkeit und Ruhe des Lebens. Sie hatte sich, seit Madame Marceau freundlich geworden, ohne zugleich ihre Herablassung fühlen zu lassen, damit befreundet, bei ihr zu sitzen, ihr vorzulesen oder vorzuspielen und besorgte ihr die kleinen Dienste, deren Nothwendigkeit die kranke Dame in ihrem Stolze nicht zugeben wollte, und die sie doch nicht entbehren konnte; sie liebte diese einsamen und stillen Abende, während Madame Marceau schlief — Abende, die trotz ihrer Ruhe, einen traumhaften Reiz für sie hatten.

Das Zimmer war wieder stille, das Feuer brannte tief; Herr von Sainville bückte sich, um es anzufachen; eine breite Flamme loderte auf und goß ihr Licht auf Nathalien und ihr Buch; ihm jedoch schien die Helle unangenehm zu sein, er zog sich deßhalb in den Schatten zurück.

„Mademoiselle Nathalie," sagte er in leisem Tone, „gehen Sie noch bisweilen in den Garten?"

Nathalie machte diese Frage staunen; ohne jedoch von ihrem Buche aufzusehen, antwortete sie in demselben Tone:

„Nicht oft, mein Herr."

„Ich dachte wohl. Erstens finde ich Sie nie mehr dort und zweitens sahen Sie in der letzten Zeit blaß aus. Bitte, machen Sie sich doch diese Bewegung und," fügte er nach einer Pause hinzu, „lesen Sie nicht mehr bei dem Feuerlichte, es schadet den Augen."

Nathalie antwortete nicht und sah nicht auf; ein flüchtiges Lächeln zitterte auf ihren Lippen.

„Ich weiß, was Sie meinen," fuhr er fort; „aber Sie täuschen sich. Ich las diesen Abend nicht; ich lese eine Seite — nicht mehr; auch glaube ich nicht, wenn ich die Wahrheit sagen soll, daß Sie viel gelesen haben.

In der letzten Woche beobachtete ich die Fortschritte des Buchzeichens durch die philosophische Abhandlung in Ihren Händen; Sie haben genau zwölf Blätter gelesen, was auf den Abend weniger als zwei Seiten macht."

Nathalie schloß rasch das Buch.

„Nun?" fuhr Herr von Sainville fort, „wenn Sie nicht so stolz wären, würden Sie mich längst um etwas Interessanteres als diesen Jansenisten Nicole gebeten haben. Wenn Sie es noch nicht wissen, so mache ich Sie darauf aufmerksam, daß ich eine ziemlich starke Bibliothek besitze, und wollten Sie sich nur bemühen —"

„Armand," sagte die schwache Stimme von Madame Marceau, „warum bist Du im Dunkeln?"

„Damit die Lampe Dich nicht belästige, Rosalie, wir werden sie anzünden lassen."

Er klingelte, während er sprach; der Diener trat ein, und die Lampe wurde angezündet.

„Und Du bliebest wirklich die ganze Zeit um meinetwillen im Finstern?" fragte Madame Marceau, sich an ihren Bruder wendend, der jetzt an ihrem Lager stand, in demselben langsamen Tone.

„Das Zimmer war nicht dunkel," sagte er ruhig.

„So; doch Du saßest ja immer gerne neben dem Kamine. Erinnern Dich diese Abende nicht an längst vergangene, Armand?"

„Fühlst Du Dich besser?" fragte Herr von Sainville abgebrochen.

„Viel besser; dieser Abendschlummer ersetzt mir immer die schlimmen Nächte, und wenn ich nicht befürchtete, es möchte Dir unangenehm sein —"

„In diesem Fall würde ich das Zimmer verlassen."

„Es entspricht jedoch Deinem freundlichen Charakter, zu bleiben. Lieber Armand!" und Madame Marceau drückte dankbar die Hand ihres Bruders. „O und auch Sie blieben, chère Petite," fügte sie hinzu und wandte sich im Tone des Erstaunens an Nathalien, indem sie sich auf

ihren Ellbogen erhob, um dem jungen Mädchen ins Gesicht zu sehen; „ich glaubte, Sie wären zu meiner Tante gegangen, ehe ich einschlief."

Herr von Sainville sah seine Schwester an; das Licht der Lampe fiel auf ihre blassen Züge, auf welchen nun ein erzwungenes Lächeln ruhte, das wenig zu dem finstern, fieberhaften und unruhigen Glanze ihrer eingesunkenen Augen paßte. Von ihr blickte er nach Nathalien, dasselbe Licht fiel auf ihr Gesicht; auch sie war blaß, aber von einer Bläße, welche den Zügen eine zartere und weichere Anmuth verleiht. Sie war aufgestanden, als sie angeredet worden, und stand nun am Fuße des Krankenlagers ihm gegenüber, indem sie Madame Marceau mit einem freundlichen, theilnahmevollen Blicke betrachtete und ruhig lächelte, während sie antwortete:

„Ich glaubte nicht, daß Sie so lange schlafen würden; aber ich freue mich herzlich, daß Sie schliefen: es wird Ihnen gewiß gut thun."

„Ja, Petite, das wird es," antwortete Madame Marceau langsam; sie zog Nathalien näher zu sich, ließ sie auf dem Rande des Sophas niedersitzen, ergriff ihre Hand, drückte sie zärtlich in den ihren, ohne gewahr zu werden, daß sie sie beinahe in die ihres Bruders legte, welche sie noch immer hielt. Herr von Sainville, welcher zerstreut in das Feuer sah, bewegte sich nicht. Nathalie schien etwas verlegen und erhob sich lebhaft.

„Wäre es nicht besser, wenn ich nachsähe, wie es Ihrer Tante geht?" fragte sie

„Ja, Petite, sie wird sich freuen, wenn sie Sie sieht."

Der Blick von Madame Marceau folgte dem jungen Mädchen aus dem Zimmer; ihr Bruder änderte seine Stellung nicht; der Ausdruck seiner Züge war streng und beinahe zurückstoßend.

„Sie ist mein guter Engel," seufzte seine Schwester.

Er antwortete nicht. „Meinst Du nicht auch, Armand?“ fügte sie nach einer Pause hinzu.

„Was, Rosalie?“ fragte Herr von Sainville, indem er sich langsam umwandte und sie ruhig ansah. „Belästigt Dich diese Lampe nicht?“ setzte er hinzu, als sie ihre Augen mit der Hand überschattete; „soll ich den Schirm drehen?“

„Wenn Du so gut sein willst; das Licht ist peinlich hell.“

„Nun, Rosalie, was sagtest Du?“

„Ich sprach nur von Mademoiselle Montolieu.“

„Und was sagtest Du von ihr?“

„Sie ist ein gutes Kind.“

„Meinst Du“?

„Ja, allerdings, Armand,“ sagte Madame Marceau, indem sie ihr blasses, unruhiges Gesicht lebhaft ihrem Bruder zuwandte.

„Nun, ich bin der gleichen Ansicht,“ antwortete er ruhig.

Es entstand eine Pause. Herr von Sainville hatte sein Buch wieder aufgenommen; Madame Marceau rückte ungeduldig auf ihrem Lager hin und her.

„Armand,“ sagte sie endlich, „Du liebst Offenheit, nicht wahr?“

„Allerdings,“ war die emphatische Antwort.

„Du wirst mir deßhalb eine offene Frage nicht übel deuten?“

„Nein, Rosalie, gewiß nicht.“

„Nun denn, Armand, wie gefällt Dir Mademoiselle Montolieu?“

„Sehr gut,“ lautete die unverholene Antwort.

Madame Marceau sah ihren Bruder an und seufzte tief auf, als ob ihr eine Last vom Herzen fiele.

„Ich bin so froh — so herzlich froh,“ sagte sie, indem sie einen besonderen Nachdruck auf das Wort „froh“ legte, „ich fürchtete das Gegentheil; — wirklich ich er-

wartete das Gegentheil zu hören. Ich bildete mir ein, Du fändest sie leicht, frivol und capriziös, ja, sogar gedankenloser, als ihre Jugend zu sein gestattet und mißbilligest bei Deinem ruhigen und ernsten Charakter die kleinen Ausbrüche ihres lebhaften Temperaments. Ich kann Dir nicht sagen, wie sehr es mich freut, daß ich mich getäuscht — nicht wahr, ich habe das?"

„Allerdings hast Du Dich getäuscht."

„Nun, Armand, Du sprachst immer so kalt von ihr."

„Ich habe ein kaltes Temperament."

„Vielleicht sogar ein strenges. Nun, ich denke, die Fehler eines jungen Mädchens sollten mit Nachsicht behandelt werden."

„Allerdings," antwortete Herr von Sainville ruhig, „Strenge gegen die Jugend ist grausam."

„Und," fuhr seine Schwester fort, „was sind die Fehler des Temperamentes, wenn das Herz gut ist?"

„Nichts, wirklich nichts."

„So glaubst Du also, sie habe Temperamentsfehler?" sagte Madame Marceau lebhaft.

„Ich sagte das nicht, Rosalie. Du bemerktest: was sind Fehler des Temperaments, wenn das Herz gut ist? und ich antwortete: Nichts, wirklich nichts."

Madame Marceau preßte die Hand an ihre Stirne, sie schien nachzusinnen.

„Nichts," fuhr sie fort; „und doch, Armand, ist bei einer Frau zum Beispiel das Temperament nichts Unwichtiges."

„Unwichtig?" sagte Herr von Sanville ernst, „es ist das Erste, was man bei ihr studiren muß."

„Glaubst Du?" fragte die Schwester mit einem ängstlichen Blicke; „ist das Deine wirkliche Meinung, Armand?"

„Meine Ueberzeugung, Rosalie," war die ernste Antwort.

„Und Schönheit. Was sagst Du von der Schönheit?"

„In welchem Sinne meinst Du das?"

„Nun, Schönheit der Frau; hältst Du sie für eine Empfehlung?"

„Es ist das eine offne Frage; ich kannte Männer, die eine Frau nicht heirathen wollten, weil sie zu schön war; andre, die nur eine schöne Frau haben wollten."

„Hältst Du Petite für zu schön?"

„Nein, gewiß nicht."

„Und doch ist sie sehr hübsch, Armand."

„Allerdings; das ist es eben, weßhalb ich sie nicht für zu schön halte."

„Nun, ich muß gestehen, daß ich sie nicht unbedingt bewundere."

„Auch ich nicht."

„Sie ist sehr dunkeln Teints."

„Sie ist wirklich sehr dunkeln Teints."

„Und der Zug um ihre Lippen — was bedeutet er wohl?"

„Stolz."

„Du glaubst wirklich?"

„Ich weiß es gewiß."

„Aber Stolz ist eine große Sünde." sagte Madame Marceau mit einem unruhigen Blicke.

„Eine der sieben Todsünden."

Madame Marceau schüttelte ihren Kopf und seufzte.

„Mon Dieu, Armand," sagte sie ernst, „Du beunruhigst mich mit einem schmerzlichen Zweifel: Temperamentsfehler, Schönheit und Stolz sind gefährliche Gaben und eine sehr unglückliche Mitgift."

„Meinst Du?" fragte Herr von Sainville mit seinem eigenthümlichen Lächeln.

„Ist das nicht auch Deine Ansicht, Armand?" sagte seine Schwester, indem sie sich mit einem fragenden Blicke nach ihm wandte.

„Nein, durchaus nicht."

„Dann muß ich Dich mißverstanden haben."

„Durchaus mißverstanden, Rosalie."

„Was denkst Du aber hierüber, Armand?“ fragte sie mit einiger Strenge; „vielleicht,“ fügte sie in milderem Tone hinzu, „hast Du etwas gegen die Frage einzuwenden?“

„Durchaus nicht, ich versichere Dich. Du sagtest Temperament, Schönheit und Stolz seinen eine gefährliche Mitgift; es ist das nicht meine Ansicht; Temperament, gibt eine pikante Abwechslung, Schönheit ist angenehm für die Augen, Stolz ist unwiderstehlich anziehend.“

„Nun sehe ich, wie sehr ich Dich mißverstanden habe!“ bemerkte Madame Marceau, indem sie ihr Riechfläschchen benützte und mit lachendem Tone sprach: „ich glaubte, Du sagest, Temperament sei das Erste, was man studiren müsse.“

„Allerdings, — studiren; aber ich sage nicht, daß man ihm aus dem Wege gehen müsse. Kein Mann hat ein Recht, zu erwarten, daß seine Frau eine reine Maschine sei; er hat vielmehr die Aufgabe, ihr Temperament zu studiren.“

„Und Du hälst Schönheit nicht für gefährlich?“

„Ich bedaure den Mann, der dies denkt; ich bedaure den Mann, dem die Wahl zwischen zwei in allen übrigen Rücksichten gleichen Frauen frei steht und der nicht das Herz hat, die Schönere von beiden zu wählen.“

„Es wäre sehr edel, die minder schöne zu nehmen,“ bemerkte die Dame ironisch.

„Es wäre heroisch, wenn es aus einem edeln Motive geschähe; gemein und elend, wenn Furcht der Beweggrund wäre.“

„Und Du hast nichts gegen den Stolz einzuwenden,“ fuhr Madame Marceau fort.

„Nein, wenn er von edleren Gefühlen gemäßigt wird; er kann allerdings zu vielem, was thöricht ist, führen, aber er schützt auch vor vielem, was falsch und schlecht ist.“

Madame Marceau antwortete nicht; sie hatte sich von ihrem Lager halb erhoben; ein Haufen Kissen unter-

stützte sie; sie schien zu erröthen und fächelte sich mit ihrem Taschentuche.

„Ich verstand Dich falsch, ganz falsch," sagte sie sehr kurz; „es war mein Fehler, aber ich bemerke, daß ich die ganze Zeit im Dunkel geblieben bin."

Herr von Sainville wandte sich lebhaft um und betrachtete seine Schwester mit ernstem und feierlichem Blicke.

„Ich glaube," bemerkte er ruhig, „daß Du mich dunkel gefragt; die eigentliche Bedeutung Deiner Fragen ist mir so oft entgangen, daß ich sie nur unvollständig beantworten konnte. Ich bedaure, daß ich nicht gleich im Anfang offen gesagt, was ich nun sagen will."

Seine Schwester sagte nichts, sondern wandte sich langsam herum und betrachtete ihn mit festem und brennendem Blicke; er fuhr fort, indem er sie unverwandt ansah:

„Nehmlich, daß ich zwar Niemanden das Recht zugestehe, mich zu fragen, daß ich aber dennoch bereit bin, auf jede Frage zu antworten, die Du an mich richtest, und ich gebe Dir zum Voraus mein Wort, daß, was auch der Gegenstand der Frage sein mag, die Antworten so vollständig und ausführlich sein sollen, als Du es nur verlangen magst."

Madame Marceau sank auf ihr Lager zurück, wurde sehr blaß und nahm ihr Riechfläschchen.

Ihr Bruder beachtete ihre Aufregung nicht, die ebenso bald wieder verschwand. Weit entfernt, von dem Vorrechte Gebrauch zu machen, das ihr zugestanden war, rief sie rasch:

„Mein lieber Armand, was ist das für ein neuer Irrthum? Ist es möglich, daß Du mich für so indiskret gehalten? Ich bin allerdings verkannt worden, aber nur auf eine sehr angenehme Art. Wir stimmen da überein, wo wir auseinander zu gehen schienen, eine Quelle der

Freude für mich, denn jeden Tag wächst meine Zuneigung für die Kleine."

Sie sprach mit einiger Wärme. Er erhob sich und sagte ruhig:

„So hast Du keine Fragen an mich zu richten?"

„Nein, Armand, nein," war die rasche Antwort.

Er verließ das Zimmer.

Kaum waren fünf Minuten vorüber, als Nathalie eintrat. Sie blickte Madame Marceau an; die Dame befand sich noch in ihrer früheren Lage. Der Schirm beschattete ihr Gesicht. Nathalie konnte nicht sehen, ob sie wirklich schlief oder nicht. Sie schloß aus ihrem Schweigen, daß Letzteres der Fall sei. Ihr Schritt war leicht und konnte kaum gehört werden, als sie über den teppichbelegten Boden ging, um ihren Sitz wieder einzunehmen; statt dies zu thun, blieb sie jedoch bei dem Tisch innerhalb des hellen Lichtkreises der Lampe stehen. Das Buch, welches Herr von Sainville gelesen, zog ihre Aufmerksamkeit auf sich; sie öffnete es; es war eine Sammlung von Abhandlungen über Gegenstände des Ackerbaues, des Handels und der politischen Oekonomie. Das junge Mädchen blätterte darin und legte es mit dem eigenthümlichen Zucken um den Mund nieder, welches die Aufmerksamkeit von Madame Marceau auf sich gezogen. Ihr eigenes Buch lag daneben; sie nahm es in die eine Hand und es fiel bei der Seite auseinander, die sie zuletzt gelesen. Sie blickte mit unverwandtem Auge darauf — ohne jedoch nur den Schein zu haben, als ob sie läse; eine leichte Röthe ergoß sich über ihre Wangen und ein Lächeln erhellte ihre Züge. Endlich schloß sie das Buch, wandte sich um und gewahrte das blasse Gesicht und die glänzenden Augen von Madame Marceau, die über den Schirm hin nach ihr sah. Sie konnte einen leisen Schauer nicht unterdrücken; denn so oft sie auch schon in dies Auge geschaut, das durch die Krankheit noch starrer und unbeweglicher geworden, so machte es doch immer wieder den

unheimlichen Eindruck, den es bei dem ersten Blicke auf sie gemacht — ein Eindruck, den sie sich jedesmal zum Vorwurf machte, wenn er vorüber war.

„Ich glaubte, Sie schliefen," sagte sie, indem sie sich dem Lager näherte.

„Nein, ich schlief nicht," lautete die leise Antwort.

„Fühlen Sie sich unwohl?" fuhr Nathalie fort, denn die kranke Dame war geisterhaft blaß.

„Ich bin nicht wohl. Ich betrachtete Sie, was lasen Sie?"

„Nicoles moralische Untersuchungen."

„Gefallen sie Ihnen?

Nathalie lächelte verlegen.

„Nicht sonderlich, wie ich sehe. Setzen Sie sich zu mir, Petite, damit ich Sie sehen kann; — ja, so," fügte sie hinzu, als sich Nathalie auf den Rand ihres Lagers setzte; und die kranke Dame nahm schmeichelnd eine von den Händen des jungen Mädchens, und blickte in das offene und freie Gesicht desselben. „Sie lesen gerne?" fuhr sie fort.

„Sehr gerne."

„Und namentlich bei dem Kaminlichte: das ist angenehm, nicht wahr? Nun, nach was sehen Sie?" fügte sie hinzu, als Nathalie sich plötzlich umwandte.

„Ist das Feuer nicht niedergebrannt, Madame?"

„Aber das Zimmer ist warm, Petite; Sie frieren gewiß nicht, denn Sie sehen ganz roth aus."

Nathalie antwortete nicht.

„Armand liest auch gerne so," fuhr Madame Marceau zerstreut fort; „Sie haben es wohl schon bemerkt," fügte sie nach einer Pause hinzu.

„Nein," antwortete Nathalie zögernd, „ich habe es noch nicht bemerkt, — ich, — nein, wirklich nicht."

„Wie! täuschte ich mich? Liest er nicht jeden Abend hier?"

„Ich meinte, Madame, ich habe noch nicht bemerkt, daß Herr von Sainville es gerne thut."

„Doch, Petite — es ist eine Liebhaberei von ihm," sagte die Dame in leisem Tone; „wenn dies nicht der Fall, würde er wohl Abend um Abend hieherkommen?"

Nathalie antwortete nicht: sie schien Madame Marceau kaum gehört zu haben. Sie saß noch auf dem Rande des Lagers, ihre linke Hand lag in der der kranken Dame; ihre rechte trug ihre Wange; ihr Blick haftete auf dem Feuer, das, trotz ihrer früheren Behauptung, hell brannte und noch nicht auf dem Punkte war, zu erlöschen. Sie schien in einer träumerischen, zerstreuten, aber nicht unglücklichen Stimmung — eine Stimmung, in welcher der Jugend die glänzendsten Phantasien und noch glänzenderen Hoffnungen kommen. Die Stimme von Madame Marceau, die immer sehr angenehm und vollklingend war, in diesem Augenblicke aber einen doppelten Reiz hatte, wenn auch eine gewisse Trauer daraus klang, unterbrach ihre Träumerei.

„Es liegt ein tiefer Reiz in alten Erinnerungen — und doch haben sie etwas Peinliches. Ich weiß nicht, warum ein Gedanke, oder vielmehr eine Erinnerung aus der Vergangenheit mich den ganzen Abend verfolgt, seit ich erwachte, die Lampe nicht angezündet fand, und Armand bei dem Kamin lesen sah, wie ich ihn vor langer Zeit so oft gesehen; denn es ist eine alte Lieblingsgewohnheit von ihm."

Nathalie sah schweigend auf und war wie von einem Zauber gebannt.

„Jahre sind seitdem verflossen, aber der Reiz hat sich ungeschwächt erhalten. Der Kamin, der den Andern heiter und angenehm erscheint, ist für mich ein Ort, den eine geisterhafte Persönlichkeit umschwebt. Es ist ein harter Wunsch, daß die Todten vergessen und aus der Erinnerung der Menschen für immer verwischt sein sollten. Doch, wenn ich es könnte, würde ich es thun, und hätte

ich die Kraft, die Lethe der Fabel müßte den schwersten Trank bereiten und das Fieber eines müden Geistes stillen."

Sie schien nicht mehr mit Nathalien zu sprechen und ihre Stimme wurde so schwach, daß das junge Mädchen die letzten Worte kaum verstehen konnte, obwohl sie, leicht vorgebeugt, mit ängstlicher Aufmerksamkeit lauschte. Sie sah umher und warf auf Madame Marceau einen fragenden Blick! der Ausdruck dieses Gesichtes war jedoch ein Räthsel für sie. Es entstand eine lange Pause. Endlich verließ Nathalie das Lager, zog einen Stuhl nach dem Tische und nahm ihr Buch zur Hand: nachdem sie jedoch einige Seiten mit fieberhafter Hast gelesen, schloß sie das Buch und nahm ihre Stickerei wieder auf. Auch diese vermochte indessen ihre Aufmerksamkeit nicht zu fesseln; denn sie legte sie bald bei Seite, erhob sich von ihrem Sitze und trat in eine Fenstervertiefung. Nachdem sie eine Zeitlang dageblieben, kehrte sie zu dem Kamin zurück und blickte lang und starr auf das brennende Holz. Als sie sich umwandte, begegnete sie wieder dem Blicke von Madame Marceau, die sie aufmerksam zu betrachten schien.

„Petite," sagte sie sanft, „Sie sehen diesen Abend nicht wohl aus. Ich fürchte, Sie führen ein zu langweiliges Leben hier. Ach! was hat die Jugend mit denen zu thun, die unglücklicher Weise alle Sympathie mit ihren Gefühlen verloren haben. Mein armes Kind! Wir sind zu alt, zu ernst, zu sorgenvoll für Sie."

„Zu sorgenvoll, Madame?" sagte Nathalie, mit einem leichten Lächeln, aber einem ängstlichen und fragenden Blicke.

„Ja, Petite, zu sorgenvoll," antwortete die Dame ernst.

Nathalie sah sie noch immer fragend an, Madame Marceau wandte jedoch den Blick ab und sprach nicht weiter. Sie zog sich frühe, auf den Arm Amandas ge-

stützt, zurück, und ließ das junge Mädchen — wie gewöhnlich — allein.

Es war eine Gewohnheit, die Nathalie mit der Krankheit von Madame Marceau angenommen; es lag für sie ein tiefer, unbeschreiblicher Reiz in dem einsamen Besitze dieses alten Salons, wohin Niemand kam, wenn die kranke Dame sich zurückgezogen. Um sich gegen jeden Eindringling zu schützen, hatte Nathalie um die Erlaubniß gebeten und sie erhalten, die Lampe auszulöschen und das Feuer in dem Kamine langsam ersterben zu lassen.

Die geselligsten Gemüther, die in einem lebhaften und interessanten Gespräche den höchsten Genuß finden, wenden sich oft der Einsamkeit mit fieberhafter und leidenschaftlicher Sehnsucht zu. Es lag etwas peinlich Niederdrückendes für Nathalien in der fortwährenden Gesellschaft von Madame Marceau. Nicht daß sie viel sprach oder ihre Unterhaltung sie ermüdet hätte — weit entfernt; sie sprach wenig und selten über gewöhnliche Gegenstände; aber sie war da, immer da mit ihrem ruhelosen Blick, der jeder Bewegung ihrer jungen Gesellschafterin folgte, und es gab Augenblicke, wo Nathalie sich hinwegsehnte und an dunkle und einsame Plätzchen dachte, wie ein Gefangener an Flucht und Freiheit denkt — wo ihr Geist im wahren Sinne des Wortes sich nach einer einsamen Stunde sehnte. Wenn diese Stunde endlich kam, genoß sie sie mit einer Wollust, die um so tiefer war, je kürzer sie dauerte. Es war ein alter Lehnstuhl da, weit genug, um sie ganz in seinen Schooß aufzunehmen; sie versank in seine Tiefe, löschte die Lampe aus, bedeckte das Gesicht mit den Händen und lauschte auf das düstere, monotone Rascheln des Winterregens, der an die Fenster schlug, oder die Geisterstimme des Windes, die bald leise und tief klang, wie eine unterdrückte Klage, bald laut und zornig sich erhob, als führte sie einen heftigen Streit mit einem ebenso geheimnißvollen und unsichtbaren Feinde. Bisweilen überkam das junge Mädchen

eine seltsame und nicht unangenehme Furcht: sie blickte kalt und fröstelnd auf; das Feuer war herabgebrannt, das Zimmer schien leer und unbegrenzt, die Decke in unendliche Ferne gerückt; die Spiegel eröffneten Fernsichten in endlose und geheimnißvolle Zimmer, die sich weit hinzogen und mit demselben feierlichen und schattigen Dunkel erfüllt waren. Aber Nathalie war nicht abergläubisch; diese Dunkelheit machte sie schauern, schreckte sie jedoch nicht; sie war sich zwar einer leichten Furcht bewußt, aber einer Furcht, die sie unterdrückte, ja selbst mit einem gewissen angenehmen Gefühl unterdrückte. Nach und nach verschwand dieses Gefühl; sie dachte nicht mehr an den fallenden Regen oder den murmelnden Wind, an die schattigen Zimmer und die Sagenwelt, sondern sie lauschte dem wundervollen und endlosen Roman, den ihre eigenen Gedanken aus den Träumen gebildet hatten, welche den Kopf und das Herz der sehnsüchtigen und glühenden Jugend heimsuchen und beunruhigen. Und jeden Abend wurde diese Erzählung mit ihren phantastischen Szenen, Leidenschaften und Charakteren tiefer und fesselnder, an keinem aber schien er dem Schlusse näher zu kommen, in unbestimmten Umrissen und geheimnißvoll, wie die unbekannte Zukunft zog er schattenhaft an dem träumenden Mädchen vorüber.

Aber dieser Abend glich den übrigen nicht: die Lampe wurde nicht ausgelöscht, der Stuhl nicht vorgerückt. Nathalie saß auf dem Lager, wo Madame Marceau gelegen und ihr Blick schweifte langsam durch den weiten Raum, als ob sie zum ersten Male unter diese Gegenstände träte. Der stille Salon war sehr alt; er hatte manche Gäste gesehen — Herren nannten sie sich selbst und wurden von Andern so genannt — aber was waren sie anders, als Gäste für einige Jahre, die still, einer um den andern, dahingingen, um von neuen Gästen ersetzt zu werden, deren Aufenthalt ebenso kurz dauerte, ebenso bald vergessen war? Dieses Haus war der Schauplatz ihrer Hauptleidenschaf-

ten gewesen — der Eitelkeit und des Stolzes; der Hauptleidenschaften, aber nicht aller, denn sicher war manche Geschichte der edleren Gefühle des Mannes mit diesem Zimmer und diesem stillen Kamine verknüpft, bei welchem Nathalie jetzt saß, ein einsames und abhängiges Mädchen. Sie beschattete ihre Augen mit der Hand; abgebrochene Worte, deren Bedeutung sie nur geahnt, Winke, deren Sinn sie errathen, hatten ihr längst eine Geschichte erzählt, die ihre Gedanken seitdem oftmals wiederholt, selten aber in so eindringlicher Weise, als heute. Ein Bild stieg vor ihrem inneren Blicke auf und begrüßte das innere Auge, das ebenso sehr die Qual, als der Segen der Einsamkeit sein kann; niemals entwarf die Kunst des Zeichners ein Bild in schärferen Umrissen oder malte mit lebhafteren Farben. Sie sah das alte Kamin: das Feuer brannte hell und glänzend; es warf seinen wechselnden Schein in das entfernteste Ende des Zimmers — es beleuchtete seinen tiefsten Winkel; vor allem aber fiel das Licht auf zwei Personen, einen Jüngling und ein Mädchen, welche beide neben ihm saßen. Nathalie kannte das blasse und strenge Gesicht, obwohl es jünger als jetzt war, weniger Sorgenfalten auf seiner Stirne und etwas Kindlicheres in seinem Blicke hatte. Und auch das Mädchen kannte sie, denn ihre Züge, obwohl sie sie nie mit dem leiblichen Auge gesehen, waren ihr nicht unbekannt. Ja, sie kannte jene heitere Stirne, mit dem schönen, glänzenden Haar; jenen sanften, blauen Augen, jene offenen, lächelnden Lippen, jenen Nacken von schwanengleicher Anmuth; und niemals, — wenn sie so dasaß, hatte eine schönere und idealere Erscheinung das Auge eines Liebenden entzückt. Auch hätte der, welcher sie betrachtete, nicht kalt und ungerührt erscheinen können; Worte flossen von seinen Lippen — Worte, welche sie die ihn ansah nicht hören konnte, so sehr sie sich auch anstrengte, deren Bedeutung sie jedoch in den niedergeschlagenen Blicken und errötheuden Wangen des Mädchens las.

„Ich glaube, ich habe mein Buch vergessen," sagte eine ruhige Stimme.

Nathalie sah erschrocken auf: es war Herr von Sainville, welcher ungehört eingetreten war, und jetzt bei dem Tische stand, auf welchem das Buch lag, das er gelesen. Er nahm es, öffnete es und bezeichnete einige Stellen mit dem Bleistifte. Der Ernst, der in seiner Haltung lag, während er ganz in seine Beschäftigung vertieft dastand, ohne daß er ihr einen Blick gegönnt, gab Nathalien ihre Haltung wieder. Endlich schloß er das Buch und wandte sich von dem Tische weg, war aber kaum ein paar Schritte gegangen, als er wieder zurückkam und sagte:

„Mademoiselle Montolieu, ich habe Sie um eine Gefälligkeit zu bitten."

Nathalie blickte auf.

„Eine Gefälligkeit, mein Herr?"

„Ja, eine Gefälligkeit; aber Sie müssen mir die Gewährung meiner Bitte zum Voraus zusichern."

„Es bedarf dessen nicht, mein Herr," antwortete sie ceremoniell; — „es müßte ganz außerhalb meiner Macht liegen, wenn ich es Ihnen nicht gewähren sollte."

„Nun denn," sagte er, scheinbar ohne auf ihre zurückhaltende Art zu achten, „versprechen Sie mir, daß Sie nicht mehr so einsam in diesem Zimmer bleiben wollen, wie Sie es in der letzten Zeit gethan. Ich habe mit Bedauern die Veränderung in Ihrem Aussehen bemerkt; Sie sind jetzt gewöhnlich blaß, was nicht Ihre natürliche Farbe ist; Sie sind heute Abend sogar außerordentlich blaß. Sorgen Sie mehr für Ihre Gesundheit; in Ihrem Alter werden oft unbewußt die Samen künftiger Krankheiten ausgestreut — und Gesundheit, Anmuth und Jugendblüte sind für immer dahin."

„Aber ich versichere Sie, mein Herr," antwortete Nathalie zögernd, daß ich nicht krank bin."

„Nein, Sie sind es nicht; ich weiß es: aber Sie

legen den Grund zu einer schlechten Gesundheit. Wann verlassen Sie dieses Zimmer, selten oder nie? Ich erwarte Ihr Versprechen, Ihr Wort, daß dies aufhören soll."

Nathalie antwortete nicht.

„Wie! Sie verweigern es mir?"

„Nein, mein Herr."

„Dann werden Sie mir auch das Versprechen geben, morgen einen Spaziergang zu machen."

„Recht gerne, mein Herr; ich gebe Ihnen mein Wort darauf?"

Sie sprach in leisem Tone, ohne ihren Blick zu erheben oder ihre Stellung zu verändern; auch er sah sie nicht an! Er stand auf der Seite des Kamines und stützte den Ellbogen auf den niederen Mantel desselben; sein Blick ruhte auf dem Spiegel, welcher das ganze Zimmer von dem entferntesten Ende bis zu der unbeweglichen Gestalt des jungen Mädchens reflectirte. Er blickte sie gedankenvoll an. Er war nicht im Irrthume, als er sagte, Nathalie habe sich verändert; sie war hager und blaß geworden, und als sie so dasaß, fiel ihm die matte Haltung des jungen Mädchens schmerzlich auf. Ein besorgter Ausdruck malte sich auf seinen Zügen; er schien auf dem Punkte, sie anzureden, als eine Erscheinung im Spiegel seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen schien.

„Kommen Sie herein," sagte er so plötzlich, daß Nathalie rasch aufsah.

Er hatte sich nach der Thüre gewandt; das flüchtige Zusammenziehen seiner Augbrauen verrieth seine Unzufriedenheit, als die Thüre sich öffnete und Amanda eintrat.

„Warum kamen Sie nicht sogleich herein?" fragte er kurz.

„Ich befürchtete, den gnädigen Herrn zu stören," antwortete Amanda kalt und zurückhaltend.

„Ist Madame Marceau unwohl?“ fragte Nathalie, sich erhebend.

„Nein, Madame wurde, Gott sei Dank, nicht schlimmer; Madame hat ihr Riechfläschchen liegen lassen und schickt mich darnach, sie möchte es in der Nacht vermissen.“

Das Riechfläschchen wurde in und unter dem Sopha gesucht, aber nicht gefunden.

„Mon Dieu!“ bemerkte Amanda mit großer Einfachheit, „es würde mich nicht wundern, wenn es dennoch in dem Zimmer der gnädigen Frau wäre.“

Eine zweite fruchtlose Nachsuchung überzeugte die femme-de-chambre, daß dies der Fall war, und mit einer hübschen Entschuldigung wegen ihres Eindringens verließ sie das Zimmer. Von dem Augenblick ihres Eintrittes an hatte Herr von Sainville sein Buch in die Hand genommen; er sah weder während des Durchsuchens, noch nach Amandas Weggang auf. Nathalie, welche sich durch seine fortwährende Anwesenheit etwas in Verlegenheit fühlte, nahm — zum Scheine — die Nachsuchung nach dem verlorenen Riechfläschchen wieder auf.

„Machen Sie sich keine unnöthige Mühe,“ sagte Herr von Sainville ruhig aufsehend, „ich erinnere mich jetzt, daß ich das Riechfläschchen, ehe ich hieherkam, um mein Buch zu holen, auf ihrem Arbeitstischchen liegen sah. Amanda wird es sogleich sehen, wenn sie in das Zimmer kommt.“

Nathalie warf ihm einen Blick des Erstaunens zu; sein Gesicht war jedoch vollkommen ruhig und gefaßt, er schloß sein Buch und fuhr fort:

„Ich hoffe, Sie werden Ihr Versprechen nicht vergessen.“

„Nein, mein Herr, gewiß nicht.“

Er bot ihr guten Abend, kam dann plötzlich wieder zurück und bemerkte:

„Aber machen Sie keinen zu großen Spaziergang, Mademoiselle Montolieu; Sie sind nicht sehr stark; Sie bedürfen überdies mehr der Luft als der Anstrengung."

Er war gegangen: die Thüre schloß sich hinter ihm; man hörte seine sich mehr und mehr entfernenden Schritte bis auch dieser Ton erstarb.

Nathalie bewegte sich nicht von der Stelle, wo sie stand; sie war in ein träumerisches Sinnen versunken. Sie preßte die Hand an ihre Stirne und suchte sich das Bild wieder vor den Blick zu rufen, das sein Eintreten zerstört, aber die Umrisse blieben matt — und schwach. Die Farben waren erblaßt. Statt des Jünglings sah sie das ernste, wenn auch milde Gesicht, auf dem ihr Auge so eben geruht; das Mädchen, das ihr so schön geschienen, war jetzt nur noch eine blasse Erscheinung, so blaß und matt, als die Vergangenheit, von der sie ein Theil gewesen. Auf die sonst so glänzende Lieblichkeit war der dunkle letheartige Schatten der Vergessenheit und des Grabes gefallen.

